



universität
wien

Magisterarbeit

Titel der Magisterarbeit

Verräumlichung von Komplexität: Zum Wandel
gesellschaftlicher Raumsemantiken.
Eine wissenssoziologische Untersuchung über die
gesellschaftliche Beobachtung des Raums.

Verfasser

Simon Krutter, Bakk. phil.

angestrebter akademischer Grad:
Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2009

Studienkennzahl lt. Studienblatt:
Studienrichtung lt. Studienblatt:
Betreuer:

A 066 813
Magisterstudium Soziologie
Univ.-Prof. Dr. Jürgen M. Pelikan

Inhalt

Einleitung	5
I. Problemdarstellung, Fragestellung, methodisches Vorgehen und Strukturierung der Arbeit	8
I. 1. Fragestellung, anleitende Thesen und Forschungsstrategie	18
I. 2. Darstellung des methodischen Instrumentariums.....	22
I. 2. a. Luhmanns Wissenssoziologie.....	23
I. 2. b. Die Funktionale Analyse als Methodologie der Systemtheorie	30
I. 3. Die inhaltliche Strukturierung der Arbeit.....	33
II. Soziale Systeme und Raum	36
II. 1. Die Grenzen sozialer Systeme	37
II. 2. Die Komplexität sozialer Systeme	47
II. 3. Das raumkonstituierende Ausgangsproblem.....	55
II. 4. Über die soziale Beobachtungsweise des Raums.....	59
II. 5. Verräumlichung von Komplexität.....	65
II. 5. a. Der Anwesenheitsraum der Interaktion.....	69
II. 5. b. Der Standort der Organisation	73
II. 5. c. Gesellschaftliche Raumformen	76
II. 5. d. Der Territorialraum segmentärer Gesellschaften	77
II. 5. e. Der Distinktionsraum stratifizierter Gesellschaften	80
II. 5. f. Der Funktionsraum der funktional differenzierten Gesellschaft	90
II. 6. Zusammenfassung: Arten der Verräumlichung von Komplexität	94
III. Die Gesellschaft und ihre Räume	98
III. 1. Zur Konstitution von Raumsemantiken.....	100
III. 2. Die Sinnverarbeitungsregeln der Raumsemantiken.....	102
III. 3. Raumsemantiken und Gesellschaftsstruktur	107
III. 4. Zwischenbetrachtung	110
IV. Das Problem der Abgrenzung und die gesellschaftliche Funktion des Raums	113
IV. 1. Die Funktion und Form des Raums segmentären Gesellschaften	116
IV. 2. Die Funktion und Form des Raums stratifizierter Gesellschaften.....	118
IV. 3. Die Funktion und Form des Raums in der modernen Gesellschaft.....	122
IV. 4. Zusammenfassung: Zusammenhang von Raumfunktion und Raumform	126
V. Die moderne Gesellschaft und ihre Räume	129
V. 1. Die Funktionsräume der modernen Gesellschaft	130
V. 2. Die Territorialräume der modernen Gesellschaft	136
V. 3. Die Distinktionsräume der modernen Gesellschaft	144
V. 4. Zusammenfassung: die Territorial-, Distinktions- und Funktionsräume der modernen Gesellschaft.....	149
VI. Zusammenfassung	152
Literatur	166
Anhang	176
A. Abstract.....	176
B. Lebenslauf.....	178

„Die Grenze ist nicht eine räumliche Tatsache mit soziologischer Wirkung, sondern eine soziologische Tatsache, die sich räumlich formt.“ (Simmel 1992: 697)

„Die Ordnung des Raums ist vielmehr jene Form von Ordnung, die den Raum erst hervorbringt.“ (Nassehi 2002: 216)

Einleitung

Die soziologische Behandlung des Themas *Raum* zeichnet sich durch ein schwerwiegendes Missverständnis aus. Denn für die Analyse des Raums bedient sich die Soziologie theoretischer Raumkonzepte aus der Physik, der Philosophie oder anderen wissenschaftlichen Disziplinen und unterliegt dabei dem Irrtum, zu glauben, den Raum für die daran anschließenden soziologischen Untersuchungen seiner sozialen Gebrauchsweise bereits ausreichend definiert zu haben. Infolgedessen bemerkt die Soziologie auch nicht, dass es neben den wissenschaftlich konstruierten Räumen auch noch solche Räume in der Gesellschaft gibt, deren soziale Konstruktionsweise einer gänzlich anderen Logik entspringt. Und dieses Missverständnis liegt vor, obwohl sich doch gerade die Soziologie seit jeher im Kontext der Wissenschaften als jene Disziplin hervorgetan hat, die dem Umstand, dass die Wissenschaft eben nur eine gesellschaftliche Sphäre unter anderen ist, nicht nur Rechnung trägt, sondern sich die gesellschaftliche Heterogenität selbst zu einem ihrer wichtigsten Gegenstände auserkoren hat.¹

Im Rahmen der nun folgenden Arbeit wird jedoch der Versuch unternommen, die soziologische Analyse des Raums und dessen sozialer Gebrauchsweise nicht wie bisher von einem präformierten physikalischen oder philosophischen Raumbegriff her zu starten, sondern das, was als Raum zu bezeichnen ist, aus der Perspektive der jeweiligen gesellschaftlichen Sphäre aus zu definieren. Dieses Vorgehen soll dann nicht nur das Faktum gesellschaftlicher Heterogenität in angemessener Weise berücksichtigen, sondern der Soziologie auch dazu verhelfen, ein eigenständiges Raumkonzept zu entwickeln. Ein soziologisches Raumkonzept das Bedacht darauf nimmt, dass sich nicht nur die Wissenschaft konzeptionell mit dem Raum beschäftigt, sondern dass auch die Politik, die Religion, die Wirtschaft oder die Kunst tun. Und zwar auf jeweils eigene Weise und mit

¹ Als ein Beispiele für viele siehe Durkheim (1992);

jeweils eigenen Räumen – seien es Staatsgebiete, Himmel und Hölle, Märkte oder Landschaften.

Diesbezüglich werde ich die Definition dessen, was in einem soziologischen Sinne als Raum zu bezeichnen ist, aus den Selbstbeschreibungen der Gesellschaft ableiten. Ferner werde ich daran anknüpfend analysieren, welche Funktion die hierbei identifizierten Räume für die Gesellschaft erfüllen. Dabei wird nicht nur beispielhaft untersucht werden, wie die Gesellschaft in je unterschiedlicher Weise den Raum beobachtet und welche Funktion der dabei konstruierte Raum für die gesellschaftlichen Teilbereiche spielt, sondern es soll in erster Linie untersucht werden, welche allgemeinere Funktion die heterogene Gesamtheit der gesellschaftlichen Räume für das umfassende Sozialsystem Gesellschaft spielt. Letztgenannte Funktion werde ich konkret dahingehend untersuchen, indem ich aus einer historisch-evolutionären Perspektive fragen werde, wie sich die jeweiligen Subsysteme der unterschiedlichen Typen von Gesellschaft, im Rekurs auf den Raum, sinnhaft symbolisiert voneinander abgrenzen können.

Die hierfür in meiner Arbeit zu vertretene These geht davon aus, dass der Raum der Gesellschaft nichts Vorgegebenes oder gar Äußerliches ist, sondern der Raum, von dem in den Kommunikationen der Gesellschaft die Rede ist, von und mit eben jenen Operationen der Gesellschaft auch konstruiert wird. Und zwar je nach gesellschaftlicher Beobachtungsweise des Raums als ein anderer. Die dabei zur Anwendung gebrachte Form der gesellschaftlichen Beobachtungsweise des Raums, so eine weitere These, ist von der Funktion, die der Raum für die Gesellschaft erfüllt, nicht zu trennen. Ferner ergibt sich die soziale Funktion des Raums aus den strukturellen Besonderheiten derjenigen Sozialsysteme, die den Raum mit Hilfe ihrer Beobachtungsweisen auch kommunikativ konstruieren; was aufgrund der strukturellen Verschiedenheit der gesellschaftlichen Subsysteme auch ein breites Spektrum an gesellschaftlichen Funktionen und damit in Zusammenhang zu bringenden Beobachtungsweisen des Raums nach sich zieht.

Gemäß dieser Thesen möchte ich zeigen, dass die beiden zu unterscheidenden, in ihrer Konstitution aber voneinander abhängigen Momente, also die Beobachtung des Raums und die Funktion des Raums, dafür verantwortlich sind, *dass es die Soziologie in der Gesellschaft mit einer Vielzahl an recht unterschiedlich konstruierten Räumen zu tun hat*. Denn je nach sozialstruktureller Ausgangslage variiert nicht nur die Funktion des Raums, sondern auch die damit korrelierende Beobachtungs- und Konstruktionsweise des Raums. Und der Raum, der von der Physik oder der Philosophie hervorgebracht wird, stellt in diesem Sinne nur eine mögliche Form dar – und zwar eine wissenschaftliche –, wie die

Gesellschaft den Raum beobachtet und ihn im Zuge dessen auch als diesen oder jenen konstruiert.

Und an den im gesellschaftlichen Wissensvorrat erinnerten *Semantiken des Raums* – wie etwa Staatsgebiet, Himmel und Hölle, Markt oder Landschaft –, derer sich die Gesellschaft in ihren Selbstbeschreibungen bedient, um das kommunikativ zum Ausdruck zu bringen, was unter dem Raum jeweils typischerweise zu verstehen ist, lässt sich das soziologisch ablesen.

Wie an den Raumsemantiken soziologisch untersucht werden kann, welche Räume es in der Gesellschaft gibt, wie diese konstruiert werden und welche Funktion diese Räume für die Gesellschaft erfüllen, so die drei Leitfragestellungen meiner Magisterarbeit, darüber werde ich nun im ersten Kapitel methodisch Auskunft geben. Dass sich das diesbezügliche methodische Programm an der Wissenssoziologie Luhmanns bzw. dessen funktionaler Analyse ausrichtet, ebenso wie die übrigen Erörterungen zum Thema sich weitestgehend an Luhmanns Theorie sozialer Systeme orientieren, das sei an der Stelle bereits vorweggenommen. Zunächst aber folgt eine das Thema meiner Arbeit zuspitzende Problemendarstellung, der es primär um die Kritik an der philosophisch/physikalisch verengten Raumwahrnehmung der Soziologie zu tun ist und im Anschluss daran den Vorschlag unterbreitet, vermittels der Raumsemantiken zunächst auf die Gesamtheit der gesellschaftlichen Räume zu blicken, um daran eine genuin soziologische Konzeptionierung des Raums begrifflich zu schärfen. Lässt man sich auf dieses Unterfangen ein, so erscheinen plötzlich auch die Raumkonzeptionen der Physik oder der Philosophie in einer soziologisch veränderten Weise. Und zwar selbst als *Räume der Gesellschaft* – neben einer Vielzahl anderer.

I. Problemdarstellung, Fragestellung, methodisches Vorgehen und Strukturierung der Arbeit

Betrachtet man die soziologische Literatur, die sich mit dem Thema Raum eingehender beschäftigt, so fällt auf, dass sie sich in ihrer theoretischen Ausrichtung weitestgehend an Raumvorstellungen orientiert, die einzig und allein der Sphäre der Wissenschaft zuzuordnen sind. So kommen etwa Löw (vgl. 2001: 17f u. 23) und Schroer (vgl. 2006: 44ff) in ihren aufschlussreichen Untersuchungen zur Verwendung des Raumbegriffs in der Soziologie zu der abschließenden Diagnose, die Soziologie, so sie sich überhaupt mit dem Thema Raum beschäftigt,² bediene sich entweder explizit, zumeist aber implizit theoretischer Raumvorstellungen, die aus der Physik oder der Philosophie entlehnt sind. Konkret handelt es sich dabei um zwei unterschiedliche Arten von wissenschaftlichen Raumkonzepten, nämlich um *relativistische-* bzw. *absolutistische Raumkonzepte* (vgl. Läßle 1991a: 189), die ihrer philosophischen oder physikalischen Stossrichtung entsprechend von der Soziologie adaptiert und für die weiteren eigenen Überlegungen fruchtbar gemacht werden.³ Als namhafte Vertreter physikalischer oder philosophischer Raumkonzeptionen, deren Überlegungen zum Raum bisher in die soziologische Theorie Eingang fanden, sind Aristoteles, Descartes, Newton, Leibniz, Kant und Einstein zu nennen (vgl. Schroer 2006: 44; Löw 2001: 17). Kennzeichnend für deren Überlegungen zum Raum ist die Ausrichtung ihrer Theorien an einer der beiden zuvor genannten Raumkonzeptionen, die von Einstein (1960: XIII) begriffsprägend als „Lagerungsqualitäten der Körperwelt“ bzw. als „Raum als ‚Behälter‘ aller körperlichen Objekte“ inhaltlich unterschieden wurden. Wobei sich die Erste, in der Soziologie als ‚*relativistische*‘ Raumkonzeption beschrieben, dadurch auszeichnet, dass der Raum aus der

² Was dem nicht widerspricht ist die Beobachtung Schroers (vgl. 2008: 126), dass der Raum in der Soziologie oftmals als „implizite Kategorie“ (ebd.) mitgeführt werde, die aber „[...] nur selten eigens thematisiert wird“ (ebd.). Zu unterscheiden ist demnach eine explizite und begrifflich elaborierte Thematisierung des Raums in der Soziologie, die eher selten der Fall ist, und eine implizite, und von daher auch eine begrifflich nicht weiter konzeptualisierte Thematisierung. Letztere ist in der Soziologie weit verbreitet und fristet laut Schroer (ebd.) „[...] in vielen Diskursen ein [...] subkutanen Dasein“.

³ Löw (2001: 20) bringt das auf den Punkt, wenn sie im Rahmen ihrer Kritik am phänomenologischen Raumkonzepten attestiert, dass „[...] ein soziologischer Raumbegriff nicht außerhalb philosophisch/physikalischer Denktraditionen entwickelt werden [kann].“ Und weiter, die eigene Vorgehensweise zur Gewinnung eines eigenständigen Raumkonzepts beschreibend: „Es ist daher unmöglich, in der Grundlegung einer Soziologie des Raums auf die Darstellung physikalischer Erkenntnisse zu verzichten“ (ebd.: 21). Jedoch räumt Löw ein, dass es bei der sozialwissenschaftlichen Rezeption physikalischer Raumbegriffe – was die Philosophie anbelangt, äußert sie diesbezüglich kaum Bedenken (vgl. ebd.: 20) – nicht darum gehen kann, sich lediglich „physikalische Formeln“ (ebd.: 23) anzueignen, sondern um eine Rezeption im Sinne „homologe[r] Denkmodelle“ (ebd.). Mit der rasch einleuchtenden Begründung: „In der Physik und in den Sozialwissenschaften entstehen ähnliche theoretische Modelle aufgrund ähnlicher gesellschaftlicher Wahrnehmungen und Denkformen.“ (ebd.). Vgl. zu dem Punkt auch: Günzel (2006: 41f);

„Anordnung der Körper“ (Löw 2001: 30) abgeleitet wird und die Räume demnach auch nicht „[...] unabhängig von den Körpern [existieren]“ (ebd.). Im Vordergrund der soziologischen Rezeption relativistischer Raumvorstellungen steht die Konstruiertheit der Räume, da die Anordnung und Lagerungsqualitäten der Objekte, die den Raum stets erst hervorbringen, sozialen Implikationen unterliegen;⁴ wohingegen die Zweite, in der Soziologie als ‚absolutistische‘ Raumkonzeption Einzug haltend, sich genau durch Gegenteiliges auszeichnet: Der absolute Raum ist den sozialen Operationen äußerlich und die vom Raum selbst zu trennenden Objekte konstruieren nicht den Raum, sondern werden lediglich *im* Raum angeordnet. Die Anordnung der Objekte hat demzufolge auch keinen Einfluss auf die Form und Eigenexistenz des Raums (vgl. ebd.: 18), der darüber hinaus als „materielles Ding“ (Werlen 1995: 167) aufgefasst wird, also substantialistisch zu interpretieren ist (vgl. ebd.: 152ff). Die Gestalt des absoluten Raums betreffend, wird diese zumeist mit der des „Behälters (Containers)“ (ebd.: 153) assoziiert.

An der Unterscheidung relativistischer vs. absolutistischer Raumkonzeptionen lassen sich drei miteinander zusammenhängende *raumsoziologische Problemfelder* ableiten: dass nämlich die soziologische Beobachtung des Raums lediglich entlang präformierter Unterscheidungen aus der Physik und der Philosophie vonstatten geht (1), unnötigerweise begrifflich zwischen sozialem und natürlichem Raum unterschieden wird (2) und der Pluralität gesellschaftlicher Räume nicht ausreichend Rechnung getragen wird (3). Über jene der Raumsoziologie immanente Problemfelder hinausgehend fällt des Weiteren forschungsstrategisch auf, dass die soziologische Thematisierung des Raums dahingehend reduktiv verfährt, also entweder nur ausgewählte Räume beobachtet oder aber nur Raumkonstruktionen nachzeichnet werden (4).

Im Anschluss an die Darstellung jener drei Problemfelder, die sich aus einer systemtheoretisch gewendeten Raumsoziologie ableiten und argumentieren lassen (5), wird auf einen möglichen Weg hingewiesen, wie jene raumsoziologischen Problemfelder mit Hilfe einer wissenssoziologisch-systemtheoretisch informierten Raumsoziologie umgangen werden könnten. Die mit Mitteln der Systemtheorie argumentativ gestützte Kritik an den Praktiken der Raumsoziologie soll des Weiteren auf die im Anschluss daran konkret zu erläuternden Fragestellungen und Thesen meiner Arbeit inhaltlich und methodisch überleiten (6).

⁴ So etwa Foucault (1991: 67): „Wir sind in einer Epoche, in der sich uns der Raum in Form von Lagerungsbeziehungen darbietet“

(1) Dass die beiden philosophisch/physikalischen Raumkonzeptionen soziologisch gewinnbringend adaptiert wurden, und sie so manch aufschlussreiche raumsoziologische Studie fruchtbar anleiteten, soll hier nicht in Abrede gestellt werden. Meiner Kritik ist es vielmehr darum zu tun, dass die Soziologie, natürlich selbst der Wissenschaft zuordenbar, Gefahr läuft, mit der ausschließlichen Verwendung dieser beiden genannten wissenschaftlichen Beobachtungsweisen des Raums, einen Teil für das Ganze zu nehmen. Zwar untersucht die Soziologie des Raums nicht nur Räume der Wissenschaft, sondern auch der Politik, der Wirtschaft etc.; verwendet dabei aber Theorien des Raums, die, wie bereits angeführt, aus der Physik oder der Philosophie stammen und mit den Namen absolutistische bzw. relativistische Raumkonzeptionen benannt werden können. Was daran auszusetzen ist, hat also mit dem soziologischen *Beobachtungsmodus* des Raums zu tun. Wie als nächster Kritikpunkt noch darzustellen sein wird, beschränkt die Soziologie sich demnach auf die Beobachtung gesellschaftlicher Räume entlang der soziologisch adaptierten Raumb Beobachtungsschemata aus der Physik und Philosophie. Was damit dann aber nicht in den Blick zu bekommen ist, sind gesellschaftliche Modi der Raumkonstruktion, die sich gänzlich anderer Logiken, jenseits absolutistischer bzw. relativistischer Konstruktionsweisen, verdanken. Oder lapidar ausgedrückt, und dafür ein mittlerweile geflügeltes Wort in den raumsoziologischen Debatten gebrauchend: Dadurch, dass die Soziologie den Raum lediglich nach relativistischen bzw. absolutistischen Gesichtspunkten beobachtet und soziologisch rekonstruiert, tappt sie in eine „Raumfalle“ (Lippuner/Lossau 2004) der anderen Art,⁵ die sie sich unnötigerweise selbst errichtet hat.⁶

⁵ Mit dem Hinweis auf eine ‚Raumfalle‘ ist es Lippuner/Lossau (vgl. 2004: 61) darum zu tun, dem neu aufkommenden soziologischen Interesse am Raum zu unterstellen, durch diesbezügliche raumsoziologische Forschungen „[...] Soziales durch Verortung bzw. Verräumlichung zu naturalisieren“ (ebd.).

⁶ Worum es meiner Kritik natürlich nicht gehen kann ist, der Raumsoziologie zum Vorwurf zu machen, wissenschaftlich zu beobachten. Zur Diskussion gestellt wird lediglich die wissenschaftliche Bezugsquelle der soziologischen Raumb Beobachtungsschemata. Denn auf philosophische oder physikalische Fragestellungen zugeschnitten, leisten absolutistische und relativistische Raumkonzeptionen der soziologischen Beobachtung des gesellschaftlichen Raums einen zweifelhaften Dienst: Der Funktion eines blinden Flecks nicht unähnlich, machen sie einerseits den Raum konzeptionell angeleitet sichtbar. Das aber andererseits auf eine Art und Weise, die jene Raumb Beobachtung in ihren dabei zur Verfügung stehenden Unterscheidungen vorab determiniert. Vielmehr müsste die Soziologie doch als Beobachter zweiter Ordnung auftreten (vgl. Kuhn 2003a: 27) und den absoluten bzw. relationalen Raum als Beobachtungen erster Ordnung aufdecken und dahingehend wissenssoziologisch dechiffrieren. Warum sie das bisher nur in Ansätzen getan hat, kann hier nur metaphorisch mit der Kritikformel ‚Raumfalle‘ benannt und gleichzeitig der Versuch unternommen werden, es besser zu machen. Was das bedeutet, kann im Rahmen der Problemendarstellung nur angedeutet, im weiteren Verlauf meiner Arbeit jedoch ausgeführt werden: Absolutistische und relativistische Raumkonzeptionen sind zwar als Räume der Wissenschaft zu bezeichnen, jedoch nicht die einzige Möglichkeit, den Raum zu beobachten. Man denke etwa an die „Logistik“ (Stichweh 2008: 159) der Wirtschaft, die ebenso dazu dient, den Raum zu beobachten und als spezifisch wirtschaftlichen „Eigenraum“ (Stichweh 2008: 159) der Gesellschaft hervorzubringen; dann aber nach ökonomischen Kriterien, deren Rekonstruktion sich die Soziologie im Zuge einer Beobachtung zweiter Ordnung zur Aufgabe zu machen hätte. Wie? Auch das zeichnet Stichweh (vgl. 2008) instruktiv vor.

(2) Unmittelbar daran schließt auch eine weitere hier vorzubringende Kritik an der soziologischen Handhabung des Gegenstandes Raum an, die ebenso mit dessen Beobachtungsweise zu tun hat: Geht man von der Annahme aus, wie sie sich im raumsoziologischen Mainstream durchzusetzen scheint, dass der Raum nichts der Gesellschaft äußerliches sei (vgl. Noller 2000: 33u. Schroer 2008: 133), sondern über bestimmte, als räumlich zu bezeichnende Beobachtungsweisen *sozial konstruiert* wird, dann ist dem insofern soziologisch Rechnung zu tragen, als zu beobachten ist, *wie* der Raum von der Gesellschaft beobachtet wird (vgl. Nassehi 2002: 220; Kuhm 2003a: 27). Verwendet man hierfür jedoch einzig und allein die oben genannten Beobachtungsweisen aus der Physik und der Philosophie, so geht man fehl in Annahme, die räumliche Beobachtungsweise anderer gesellschaftlicher Sphären, also etwa jene der Kunst oder der Religion, legitim *rekonstruieren* zu können. Von daher scheint es soziologisch angezeigt, von der bislang stark präformierten Beobachtungsweise des Raums Abstand zu nehmen, wenn man die Räume der Gesellschaft (jenseits derer der Physik und der Philosophie) ihrer spezifischen Konstruktionsweise entsprechend, im Sinne einer „Beobachtung zweiter Ordnung“ (Luhmann 1995: 94) untersuchen möchte.

Folgt man dem bisher Gesagten, so ist es auch nicht nachvollziehbar, wieso eine als konkret zu verstehende Trennung des Raums in einen natürlichen (bzw. physischen) und einen sozialen Raum (vgl. Schroer 2008: 132ff), länger aufrechtzuerhalten wäre. Denn ein Raum, der je nach Beobachtungsweise als dieser oder jener Raum *sozial* konstruiert wird, kann zwar nach wie vor in einem analytischen Sinne als ein natürlicher beschrieben und somit von und mit den Operationen der Gesellschaft externalisiert werden.⁷ Wenig einleuchtend erscheint es aber, *prinzipiell* davon auszugehen, es gebe sowohl einen sozialen als auch einen klar davon zu unterscheidenden natürlichen Raum.⁸ Das trägt meines Erachtens eher zur Verwirrung bei, als es der Soziologie zu ermöglichen, ein

⁷ Zum Thema Externalisierung des sozial konstruierten Raums siehe: Kuhm (2003a: 27);

⁸ Vgl. dazu die wichtigen Überlegungen Schroers (2008: 134), der in Anlehnung an Bourdieus Raumkonzeption bemerkt: „Der physische Raum ist als unbearbeitet und frei von sozialen Wahrnehmungsschemata nicht vorstellbar, sondern im Sinne Pierre Bourdieus nur als stets schon angeeigneter Raum zu verstehen.“ (ebd.). Wenn aber der physische/natürliche Raum ohne die ‚sozialen Wahrnehmungsschemata‘ nicht als Raum vorstellbar ist, und der somit nur sozial zu konstruierende Raum – von der psychischen Konstruktionsweise des Raums einmal abgesehen, die ebenso von einer sozialen zu unterscheiden ist (vgl. Kuhm 2003a: 22) – darüber hinaus auch ein ‚stets schon angeeigneter Raum‘ ist, wäre es doch nur sinnvoll, die Bezeichnung natürlicher Raum nur dann soziologisch weiter zu führen, wenn es sich um die *explizite Externalisierung des Raums* mit Hilfe der Kommunikation, etwa für politische oder touristische Belange, handelt.

eigenständiges Raumkonzept zu entwickeln.⁹ Ihre Ursache hat die Trennung von physischen und sozialen Raum darin, so die hier angestellte Vermutung, dass raumsoziologisch weiterhin an der Unterscheidung absolutistischer bzw. relativistischer Raumkonzeptionen festgehalten wird, die der Trennung theoretisch vorangestellt ist und ihr dahingehend Vorschub leistet, als absolutistische Raumkonzeptionen aus theorieimmanenten Gründen geradezu dazu einladen, den absoluten Raum als ontologisierte bzw. gar naturalisierte Entität zu betrachten.¹⁰ Der relativistischen Raumkonzeption wird genau das Gegenteil zugeschrieben und dabei vor allem deren soziale Konstruiertheit in den Mittelpunkt gestellt.¹¹

(3) Ferner verleitet die Annahme, die Soziologie habe es mit einem relativistischen *oder* einem absolutem Raum zu tun, dazu, sich das, was als Raum zu verstehen ist, im Singular zu denken. Emanzipiert man sich aber von dieser Vorstellung und beobachtet die räumlichen Beobachtungen der Gesellschaft weniger voreingenommen, so bekommt man es recht schnell mit einer Mehrzahl an sehr unterschiedlichen Räumen zu tun. Etwa mit Landschaften in der Kunst, mit Eroberungsräumen im Militär oder mit Endemiegebieten in der Medizin. Infolgedessen gibt es dann auch nicht mehr *den* Raum, den die Soziologie in unterschiedlichen Sphären der Gesellschaft zu untersuchen hätte, sondern nur noch Räume je unterschiedlicher Art – deren spezifische Konstruktionsweisen also nicht auf den Modus absolutistisch vs. relativistisch zu beschränken sind, sondern mit gänzlich anderen Beobachtungsschemata der Raumbewachung soziologisch zu rekonstruieren wären. Im Anschluss daran würde sich auch gleich das reformulierte raumsoziologische Forschungsprogramm erklären, die Sphären der Gesellschaft genau dahingehend zu untersuchen, ob und wenn ja, wie sie ihre Räume je unterschiedlich beobachten; spricht:

⁹ Bzw. führt das möglicherweise sogar dazu, dass die Soziologie den Raum, weil sozial extern, in ihren Analysen intendiert außen vor lässt (vgl.: Noller 2000: 28 u. Läßle 1991a: 165f).

¹⁰ Dass dem nicht notwendigerweise so sein muss und es sich lediglich um eine theoretisch kontingente Annahme handelt, darauf macht Einstein aufmerksam (1960: XIII): „Beide Raumbegriffe [gemeint sind der absolutistische und der relativistische Raumbegriff; Anm. S.K.] sind freie Schöpfungen der menschlichen Phantasie, Mittel ersonnen zum leichteren Verstehen unserer sinnlichen Erlebnisse.“ Zum Thema absoluter Raum und Ontologisierung vgl. Werlen (1995: 152f); für die Ontologisierung und Reifizierung des Raums am Bsp. der Geographie vgl. Redepenning (2008: 319);

¹¹ „Während im absolutistischen Denken Räume die unbewegte und für alle gleichermaßen existente (deshalb homogene) Grundlage des Handelns sind, geht im relativistischen Denken die Aktivität des Handelns unmittelbar mit der Produktion von Räumen einher“ (Löw 2001: 18). Dem ist sicher zuzustimmen. Meinem Argument geht es in einer das zu Ende denkenden Weise jedoch darum, anzumerken, dass sich aus der Starrheit, Unbeweglichkeit und der dem Handeln vorgelagert seienden Konzeption absolutistisch konstruierter (!) Räume, die Nähe zu einer natürlichen oder ontologisierten Raumauffassung auf der Hand liegt. Genau umgekehrt verhält es sich bei relativistischen Raumkonzeptionen: Das Moment der Konstruktion des Raums scheint den Vertretern dieser theoretischen Position ein unmissverständlicher Beleg dafür zu sein, dass es nur einen sozial konstruierten Raum geben könne. Doch was spricht dagegen, auch den absoluten Raum als sozial konstruiert zu denken?

welche „beobachtungsanleitenden Unterscheidungen“ (Stichweh 2003: 96) sie dabei gebrauchen, und welche recht unterschiedlichen Räume somit von den Sphären der Gesellschaft konstruiert werden.¹²

(4) Eine letzte Kritik an den Praktiken der Raumsoziologie, derer sich meine Arbeit ebenso wie den zuvor genannten annehmen wird, zielt auf die thematisch einseitig orientierte Gegenstandsbestimmung ab. So zeichnen sich soziologische Betrachtungen, die sich den Raum zum Thema gemacht haben, dadurch aus, entweder nur recht ausgewählte Räume zu analysieren (Städte oder Regionen etwa), oder aber lediglich an der Konstruktionsweise des Raums selbst interessiert zu sein (absolutistische vs. relativistische Raumkonzeptionen). Das ist natürlich legitim, übersieht dabei aber die *Gesamtheit* der gesellschaftlichen Räume. Als soziologisch zu verstehender Kritik an den soziologischen Untersuchungen des Raums soll hier festgehalten werden, dass mit den beiden reduktiv verfahrenen raumsoziologischen Strategien, also entweder nur ausgewählte Räume, oder lediglich die soziale Konstruktionsweise des Raums zu beobachten, eine Hinwendung zur Gesamtheit gesellschaftlich vorzufindender Räume verstellt wird. Und was dann auch nicht in den Blick kommt, ist die Funktion, die nicht nur die einzelnen Räume für die jeweiligen gesellschaftlichen Sphären erfüllen, sondern auch die Funktion, die möglicherweise die vielfältige Gesamtheit, der recht heterogen konstruierten Räume, für das „umfassende Sozialsystem“ (Luhmann 1984: 555) Gesellschaft spielt.

(5) Als Beweggründe meiner eben dargebrachten Kritik an den Praktiken der Raumsoziologie – dass nämlich (1) die soziologische Beobachtung des Raums lediglich entlang präformierter Unterscheidungen aus der Physik und der Philosophie vonstatten geht, (2) unnötigerweise zwischen einem sozialen und einem natürlichen Raum konkret unterschieden wird, (3) der Pluralität gesellschaftlicher Räume nicht ausreichend Rechnung getragen wird und (4) die soziologische Thematisierung des Raums reduktiv

¹² So auch die ausgegebene Devise bei Schroer (vgl. 2008: 131), „[...] den Mehrebenencharakter und die Pluralität räumlicher Bezüge in den Blick zu nehmen“. Konkret geht es ihm an der Stelle zwar darum, das generelle „Obsoletwerden des Raums“ (ebd.) zu relativieren. Nichtsdestotrotz weist er dabei aber auch auf die Pluralität sozial konstruierter Räume hin; „[...] vielfältig miteinander verflochtene, sich überlagernde Räume unterschiedlicher Reichweite und Ausdehnung“ (ebd.). Zu dem Thema siehe auch Schroer (2007: 33; Hervorh. S.K.), wo er zu dem Schluss kommt, dass das „[...] räumliche Prinzip des Nebeneinanders [...] damit gewissermaßen den Raum selbst erfasst [...], der nun nicht mehr im Singular, sondern nur noch im Plural zu denken ist.“ Aus einem gänzlich anderem Kontext kommend, jedoch eine ähnliche Stoßrichtung verfolgend, Läßle (1991a: 164): „Statt von ‚Raum‘ zu sprechen, erscheint es mir deshalb sinnvoller, von Raumbegriffen oder Raumkonzepten zu sprechen und dabei gleichzeitig (durch Verwendung eines sinnbestimmenden Adjektivs, wie z.B. physikalisch, geographisch, sozial, ökologisch etc.) anzugeben, auf welche Problemstellung sich der jeweilige Raumbegriff bezieht.“

verfährt, also entweder ausgewählte Räume beobachtet oder Raumkonstruktionen nachzeichnet – sind theoretische Überlegungen zu nennen, die sich aus einer Hinwendung zum Thema gemäß der Prämissen der Systemtheorie Luhmanns ergeben. Jene Gründe werden nun kurz angeführt. Das nicht nur aus dem Grund, um die eben vorgebrachte Kritik legitim zu untermauern, sondern auch, um parallel dazu einen möglichen Weg aufzuzeigen, jenen raumsoziologischen Problemfeldern (Stichwort: ‚Raumfalle‘) zu entgehen.

Als geeignet, jene raumsoziologischen Problemfelder zu erkennen und zu lösen, erscheint die Systemtheorie Luhmanns zuallererst aus dem Grund, weil sie mit Hilfe ihrer bereitgehaltenen Leitunterscheidung von System und Umwelt (vgl. Luhmann 1984: 242ff), und der damit einhergehenden Konzeption operativ geschlossener Systeme (vgl. ebd.: 25), eine bestimmte Beobachtungsweise nahe legt, die raumsoziologisch dafür sensibilisiert, die Räume der Gesellschaft als ausschließlich sozial konstruiert zu denken (vgl. Drepper 2008: 107f; Hard 2008: 249, Fn. 60; Redepenning 2006: 130). Dadurch reduziert sich die Frage, ob der Raum der Gesellschaft als etwas ihr äußerliches zu behandeln sei, auf das Moment einer möglichen kommunikativ verfahrenen Externalisierung des Raums (vgl. Kuhm 2003a:25f; Esposito 2002: 34). Demzufolge ist es aus einer systemtheoretischen Perspektive zwar plausibel, zu untersuchen, warum und wie es geschieht, dass die Gesellschaft in der Gesellschaft so tut, als wäre der Raum ihr etwas Äußerliches.¹³ Um das aber überhaupt bewerkstelligen zu können, muss das, was von der Gesellschaft als natürlicher (bzw. physischer) Raum bezeichnet wird, und sich somit als vorgebliches *Umwelt*phänomen lediglich dem sinnselektierenden Modus des „Erlebens“ (Luhmann 1984: 124) zugänglich macht, aber nichtsdestotrotz zuvor *in* der Gesellschaft konstruiert werden. In Anbetracht dessen macht es soziologisch demnach auch wenig Sinn, an der konkreten Unterscheidung eines sozialen Raums und eines natürlichen Raums festzuhalten, denn der Raum, so er von der Gesellschaft thematisiert wird, ist immer sozial konstruiert (vgl. Hard 1999: 151). Anders wäre es auf Grund der operativen Geschlossenheit sozialer Systeme auch gar nicht möglich. Systemtheoretisch interessant wird es dann aber, zu untersuchen, *wie* der Raum in der Gesellschaft thematisiert wird. Und hier kommen sozialstrukturelle Überlegungen ins Spiel. Denn dass die Gesellschaft für die

¹³ Wie man sich das vorzustellen hat, ist an der Diskussion sozialer vs. natürlicher Raum ablesbar. Denn ohne die Möglichkeit, Sinnselektionen der Umwelt sozialer Systeme attribuieren zu können (vgl. Luhmann 1984: 124), wäre eine solche Auseinandersetzung technisch, also mit der Operationsweise von „Sinnsystemen“ (Luhmann 1997: 59), gar nicht möglich.

Thematisierung des Raums einzig und allein die ihr zur Verfügung stehende Operation, nämlich Kommunikation benutzen muss (vgl. Redepenning 2006: 129) – was ebenso die Frage des natürlichen Raums relativiert –, lenkt die Aufmerksamkeit darauf, explizit zu beobachten, unter welchen sozialstrukturellen Bedingungen *über* den Raum kommuniziert wird. An dem Punkt angelangt ist es dann vor dem Hintergrund systemtheoretischer Überlegungen auch nicht mehr weit zu der Annahme, dass es sozialstrukturelle Implikationen sind, die dafür verantwortlich sind, wie über den Raum kommuniziert wird.¹⁴ Von Relevanz ist das vor allem deshalb, weil die Art und Weise, wie über den Raum kommuniziert wird, welche den Raum beobachtenden Unterscheidungen also dafür herangezogen werden¹⁵, zur Folge hat, dass in der Gesellschaft recht unterschiedliche Räume konstruiert werden.¹⁶ Verantwortlich dafür sind demnach strukturelle Gründe, die der Wahl der räumlichen Unterscheidungen zugrunde liegen. Auch in dem Fall ist es also der Systemtheorie und den sich daraus ableiten lassenden theoretischen Einsichten geschuldet, wenn die soziologische Beobachtung des Raums, die dafür einzig und allein Unterscheidungen aus der Physik und der Philosophie heranzieht, zu kritisieren ist und dem theoretisch entgegenzuhalten ist, dass eine sozialstrukturell heterogen organisierte Gesellschaft auch noch andere Formen des kommunikativen Gebrauchs räumlicher Unterscheidungen bereithält. Es neben den Räumen der Wissenschaft infolgedessen auch noch solche gibt, die ihrer Konstruktionsweise gemäß strukturell und operativ gänzlich anderen Kontexten zugerechnet werden müssten. Auf den Punkt gebracht hat das zur Konsequenz, dass es, systemtheoretisch besehen, in der Gesellschaft nicht nur eine Form der Raumkonstruktion gibt, sondern derer viele und der Raum somit begrifflich auch nicht im Singular zu denken ist. Auch diese Überlegung gibt der systemtheoretisch informierten Raumsoziologie recht, dass man gut daran tut, immer mit zu beobachten, wie der Raum beobachtet wird.

¹⁴ So spricht etwa Stichweh (2008: 159) davon, dass die „[...] semantisch-soziostrukturelle Heterogenität der Funktionssysteme“ dafür verantwortlich ist, „[...] dass sich Eigenräume der Funktionssysteme bilden“ (ebd.). Stichweh (vgl. ebd.: 159ff) geht es zwar primär darum, dass die Funktionssysteme der modernen Gesellschaft in jeweils systemspezifischer Art und Weise versuchen, den Raum zu kontrollieren – und sich im Zuge dessen die Eigenräume der Gesellschaft konstituieren, also etwa Territorien in der Politik oder Spielfelder im Sport –, nichtsdestotrotz sind es seiner Auffassung nach aber neben semantischen auch sozialstrukturelle Bedingungen, die für die Form der Eigenräume verantwortlich zeichnen. Überdies betont Stichweh, dass am „Eigenraum der Weltgesellschaft, [...] das Phänomen seiner inneren Pluralisierung auffällt“ (ebd.: 159). Dabei gemeint ist die heterogene Pluralität der Eigenräume der Funktionssysteme, was einer hier von mir vorgebrachten Kritik, den Raum in Singular zu denken, recht gibt.

¹⁵ Für eine Darstellung der den Raum konstruierenden Beobachtungsunterscheidungen siehe: Stichweh (2003:96f) u. Redepenning (2006: 128);

¹⁶ So merkt etwa Esposito (2002: 34) an, „[...] dass alle sozialen Systeme vom Raum sprechen und ihn benutzen – und sie tun das auf je eigene Weise“.

Ferner macht das Faktum operativer Geschlossenheit, so wie es von Seiten der Systemtheorie propagiert wird, besonders auf Fragen der Systemreferenz aufmerksam (vgl. Luhmann 1984: 25). Denn aus theorieimmanenten Gründen hält die Theorie operativ geschlossener, autopoietischer Systeme dazu an, immer mit im Blick zu haben, *wer* denn mit Hilfe welcher Operationen den Raum konstruiert. Auch an der Stelle, also die Systemreferenz der Räume betreffend, müsste die Raumsoziologie reflektierter an ihren eigenen Gegenstand herantreten und erkennen, dass die Beobachtung der Räume der Gesellschaft einzig und allein entlang räumlicher Unterscheidungen aus der Physik und der Philosophie systemtheoretisch betrachtet naiv verfährt. Denn würde die Raumsoziologie als Beobachter zweiter Ordnung die Räume der Gesellschaft erforschen, also beobachten, wie die Gesellschaft den Raum beobachtet, würde sie erkennen, dass der absolute bzw. der relativistische Raum jeweils nur ganz spezifische, und zwar *wissenschaftliche* Formen darstellen, den Raum zu beobachten.

Des Weiteren gibt die Systemtheorie Luhmanns wegen ihrer funktionalistischen Grundausrichtung (vgl. Luhmann 2005a: 42) auch ein gutes Forschungsinstrumentarium ab, als dass sie die sozialen Gebrauchsweisen des Raums entlang systemspezifischer Problemstellungen und Problemlösungen in den Blick nimmt.¹⁷ Auch hierfür zeichnet die Systemtheorie mit ihrer Konzeptionierung strukturdeterminierter sozialer Systeme methodisch den Weg vor, für die Beantwortung der Frage, welche spezielle Funktion der Raum für die Sphären der Gesellschaft, bzw. für die Gesellschaft im Ganzen erfüllt.

(6) Für die Erörterung der sozialen Funktion des Raums, welche Probleme der Gesellschaft also mit Hilfe des Raums gelöst werden, müsste die systemtheoretisch sich ausrichtende Raumsoziologie aber wissen, welche Räume es denn überhaupt in der Gesellschaft gibt und welchen Sozialsystemen diese dann darüber hinaus auch zuzuordnen wären. Oder anders formuliert: Die empirisch zu vollziehende Identifizierung der Räume der Gesellschaft und deren Zuordnung zu ganz bestimmten sozialen Systemen müsste der Behandlung der Frage, welche Funktion der Raum für die Gesellschaft im Ganzen bzw. deren Teilbereiche erfüllt, vorausgehen. Denn wenn es nicht nur einen Raum in der Gesellschaft gibt, sondern viele verschiedene Räume, die nach unterschiedlichen Logiken konstruiert werden, ist es natürlich unabdingbar, zuerst zu fragen, welcher Raum von

¹⁷ Vgl. auch hierfür die Überlegungen Stichwehs (2008), der als Funktion der Eigenräume der Gesellschaft die Kontrolle und Organisation des Raums ausgibt. Die Eigenräume der Gesellschaft ruhen dabei auf funktionssystemspezifischen Problemstellungen auf, für welche die Kontrolle des Raums eine mögliche Lösung bereithält – je nach Funktionssystem eine andere.

welchem sozialen System hervorgebracht wird. Erst im Anschluss daran macht es Sinn, sich der Frage zu widmen, welche Funktion der Raum für das ihm entsprechende Sozialsystem erfüllt.

Jedoch auch für diese Überlegung sensibilisiert die Systemtheorie Luhmanns nicht nur, sondern gibt über ihr wissenssoziologisches Programm (vgl. Luhmann 1980a; siehe auch: Kogge 1999) gleichzeitig auch eine probate Forschungsstrategie an die Hand: Die Frage, welche Räume es denn in der Gesellschaft gibt, kann anhand der Gesamtheit der *Raumsemantiken*,¹⁸ die Einzug in den Wissensvorrat der Gesellschaft fanden und dort für ihren kommunikativen Wiedergebrauch aufbewahrt werden, methodisch legitim behandelt werden. In Bezug darauf lässt sich über die wissenssoziologisch-systemtheoretische Unterscheidung von *Sozialstruktur und Semantik* (vgl. Stichweh 2000a u. Stäheli 1998) soziologisch auch erörtern, welchen sozialstrukturellen Konstitutionsbedingungen die Semantiken des Raums aufrufen. Denn über die zwischen Sozialstruktur und Semantik intervenierende Variable *Komplexität* (vgl. Luhmann 1980a: 22), lässt sich ein korrelatives Entsprechungsverhältnis zwischen den semantisch in der Gesellschaft anzutreffenden Räumen und den strukturellen Bedingungen, die in den die Raumsemantiken hervorbringenden Systemen vorherrschen, herstellen und methodisch kontrollieren. Und das gewährleistet schlussendlich auch eine konkrete Zurechnung der qua Raumsemantiken identifizierten Räume zu ganz bestimmten Sozialsystemen.

Die Komplexität, die zwischen der Sozialstruktur und der Semantik vermittelt, ist es aber auch, an der sich die *Funktion des Raums* für die Gesellschaft systemtheoretisch abstrakt festmachen lässt: Einem systemtheoretischen Vorschlag folgend, dient das Kommunizieren über den Raum in der Gesellschaft nämlich dazu, Komplexität¹⁹ zu reduzieren (vgl. Schroer 2008: 141; Kuhm 2000a: 334; Werber 1998: 220). Das bedeutet, dass die Elemente sozialer Systeme mit Hilfe des Raums sehr selektiv, und zwar nach räumlichen Gesichtspunkten miteinander verknüpft werden können.

¹⁸ Was unter Raumsemantiken zu verstehen ist, wird weiter unten im Text noch genauer behandelt werden. An der Stelle wird aber schon jetzt darauf hingewiesen, dass man sich unter den Semantiken des Raums, wie auch für andere Semantiken üblich, einen „[...] höherstufig generalisierten, relativ situationsunabhängig verfügbaren Sinn“ (Luhmann 1980a: 19) vorstellen kann. Der solcherart typisierte Sinn ist bei Raumsemantiken mit der Kondensierung und Aufbewahrung bestimmter Unterscheidungen zu benennen, die sich aus der kommunikativen Wiederholung räumlicher Beobachtungen ergeben. Aber auch die Benennungen der mit den spezifischen räumlichen Beobachtungen konstruierten Räume finden Einzug in den Wissensvorrat der Gesellschaft und stehen dann als Kurzformel für die Konstruktionsweise des sinnhaft typisierten Raums. Wichtig dabei ist vor allem, dass vermittels der Semantiken auch die spezifische Form des sinnhaft typisierten Raums soziologisch untersucht werden kann. Doch genaueres dazu später.

¹⁹ Unter *Komplexität* wird in der Systemtheorie die „[...] Gesamtheit der möglichen Ereignisse verstanden“ (Luhmann 2005b: 146). Und ein System ist laut Luhmann (1980a: 21) dann *komplex*, „[...] wenn es nicht mehr jedes seiner Elemente mit jedem anderen verknüpfen kann; wenn es also in der Relationierung seiner Elemente selektiv verfahren muss.“

Da jedoch der Raum der Gesellschaft dazu beiträgt, Komplexität zu reduzieren, die Komplexität selbst aber wiederum auf die Form des gesellschaftlich konstruierten Raums einen Einfluss hat, da sie ihm als sozialstrukturell hervorgerufene Konstitutionsbedingung zugrunde liegt, *sind die Funktion des Raums und die Semantiken des Raums nicht getrennt voneinander zu untersuchen*. Gemäß den theoretischen Prämissen der Wissenssoziologie Luhmanns ist also davon auszugehen, dass die Analyse der Raumsemantiken – und somit auch der Formen des Raums, auf welche die Semantiken des Raums sinnhaft zugreifen – und die Analyse der Funktion des Raums nicht unabhängig voneinander zu haben sind.²⁰ Und die Systemtheorie hält dafür wie gesagt nicht nur die Begründung bereit, sondern mit ihrer Wissenssoziologie auch das dafür nötige Analyseinstrumentarium.

Nach der nun folgenden Darstellung der Fragestellungen meiner Arbeit und der dabei vertretenen Thesen, soll jene Wissenssoziologie Luhmanns, die der eben angeführten Problemdarstellung meiner Arbeit inhaltlich zugrunde lag, kursorisch dargestellt werden. Darüber hinaus wird daran anschließend die ebenfalls systemtheoretisch konzipierte Methodik der funktionalen Analyse in einer Form erörtert werden, die auf die inhaltliche Beantwortung der Fragen meiner Arbeit methodisch vorbereitet.

I. 1. Fragestellung, anleitende Thesen und Forschungsstrategie

In meiner Magisterarbeit werde ich den *Fragen* nachgehen, welche Räume es in der Gesellschaft gibt, wie diese Räume von der Gesellschaft konstruiert werden und welche Funktion der Raum für die Operationen der Gesellschaft erfüllt. Dabei vertrete ich die *These*, dass der Raum für die Operationen der Gesellschaft dazu beiträgt, Komplexität zu reduzieren (vgl. Schroer 2008: 141; Kuhm 2000a: 334; Werber 1998: 220). Wie mit Hilfe des Raums Komplexität reduziert werden kann, ist mit einer Verräumlichung von Komplexität zu benennen. Darunter ist zu verstehen, dass die Elemente der Gesellschaft sehr selektiv nach räumlichen Gesichtspunkten miteinander verknüpft werden. Wie jene räumlich selektive Verknüpfung der Elemente vonstatten geht, das wiederum hat mit den

²⁰ Ich orientiere mich hierbei an einer Formulierung Nassehis (2002: 216) zum Thema Raum als Medium, die besagt: „Die Ordnung des Raums ist vielmehr jene Form von Ordnung, die den Raum erst hervorbringt.“ Nach der wissenssoziologischen Wendung meinerseits wäre es demnach die Beobachtung nach räumlichen Gesichtspunkten, die sich ihrer Funktion entsprechend an einer bestimmten Komplexität zu orientieren hat, die sich aber selbst wiederum räumlicher Kriterien bedient. Und diese Wechselwirkung oder Kreiskausalität gibt den Kontext ab, im Rahmen welchen der Raum konstruiert wird; dann aber als einen systemspezifischen und strukturell rückgebeteten Raum, dessen Semantik als plausibel zu erscheinen hat.

Strukturen der Gesellschaft zu tun. Je nach Gesellschaftsstruktur findet nämlich eine bestimmte Form der Verräumlichung von Komplexität statt. Auf jene Form der Verräumlichung von Komplexität ist es dann auch zurückzuführen, wie die Gesellschaft den Raum beobachtet und ihn im Zuge dessen gleichzeitig auch als diesen oder jenen hervorbringt. Oder anders formuliert: Je nach dem, welcher Form der Verräumlichung von Komplexität sich eine Gesellschaft ihrer Struktur nach bedient, wird der Raum unterschiedlich beobachtet und folgedessen auch unterschiedlich konstruiert. Die solcherart konstruierten Räume sind es dann auch, die sich durch ihren kommunikativen Wiedergebrauch im Wissensvorrat der Gesellschaft als Raumsemantiken einschreiben und soziologisch darüber Auskunft geben, welche Räume es in der Gesellschaft gibt. Ferner kann an den Raumsemantiken und den darin dokumentierten spezifischen Beobachtungsweisen des Raums auch nachgezeichnet werden, auf welche verräumlichte Komplexitätslage der Gesellschaft die Semantiken des Raumes ihrem typisierten Sinn nach aufrufen; was wiederum die daran anschließende Analyse der Gesellschaftsstruktur unter speziell räumlichen Gesichtspunkten formal und inhaltlich anleitet und es möglich macht, die Raumsemantiken bestimmten Sozialsystemen zuzuordnen zu können.

Für die Erörterung der Fragestellungen meiner Arbeit folgt aus diesen hypothetischen Annahmen zum einen, dass die Untersuchung der gesellschaftliche Beobachtungsweise des Raums nicht unabhängig von der Funktion des Raums zu haben ist. Zum anderen folgt daraus, dass der für die Analyse der gesellschaftlichen Funktion des Raums zu beobachtende Raum nicht als invariante Variable herangezogen werden kann. Zurückzuführen ist das auf die gesellschaftliche Funktion des Raums selbst, also auf die Ermöglichung einer Verräumlichung von Komplexität. Denn erst in Bezug auf die je gegebene verräumlichte Komplexitätslage einer Gesellschaft richtet sich die ganz spezifische Beobachtungsweise des Raums aus. Und weil es innerhalb der Gesellschaft unterschiedliche Arten der Verräumlichung von Komplexität gibt, weil die unterschiedlichen Strukturen der Gesellschaft nicht mit allen Formen verräumlichter Komplexität kompatibel sind, hat man es in der Gesellschaft auch mit einer Vielzahl an recht unterschiedlich konstruierten Räumen zu tun. Nichtsdestotrotz kann die wechselseitige Konstitutionsbedingung der miteinander in Beziehung stehenden Funktion des Raums und der Beobachtungsform des Raums über die vermittelnde Variable *verräumlichte Komplexität* methodisch kontrolliert und theoretisch abschließend erörtert werden.

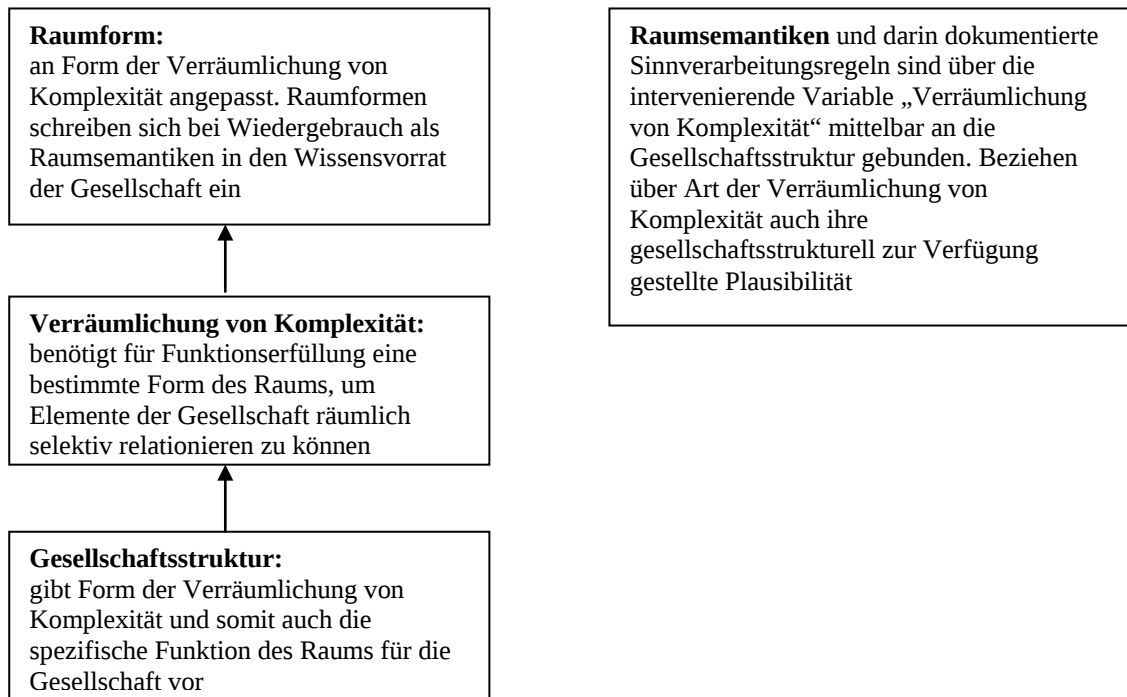


Abb. 1: Zusammenhang von Gesellschaftsstruktur, Form der Verräumlichung von Komplexität, Raumform und Semantiken des Raums

Möchte man somit danach fragen, welche Räume es in der Gesellschaft gibt und welche Funktion der Raum für die Gesellschaft erfüllt, muss demnach zuallererst untersucht werden, welche Strukturen die Gesellschaft auszeichnen und welche Formen der Verräumlichung von Komplexität mit diesen Strukturen einhergehen. Im Anschluss daran lassen sich auch theoretisch legitime Rückschlüsse auf die je unterschiedlichen Beobachtungen des Raums ziehen, die in der Gesellschaft anzutreffen sind und in den Selbstbeschreibungen der Gesellschaft als Semantiken des Raums zum Ausdruck gebracht werden. Letztere sind es dann auch, die der Soziologie als Dokumente zur Verfügung stehen und darüber Auskunft geben, welche Räume es in der Gesellschaft gibt. Darüber hinaus ist an den Raumsemantiken auch analysierbar, an welche Form der verräumlichten Komplexität sie mit ihren „Sinnverarbeitungsregeln“ (Luhmann 1980a: 19) anknüpfen. Und das macht es schlussendlich möglich, bestimmte Räume (qua Raumsemantik) bestimmten sozialen Systemen zuzuordnen, da sich bestimmte soziale Systeme (qua Struktur) durch eine ganz bestimmte Form der verräumlichten Komplexität auszeichnen.

Für das methodische Vorgehen meiner Arbeit bedeutet das nun, zuallererst zu untersuchen, wie die Gesellschaft ihre Komplexität verräumlicht und welche konkrete Funktion der Raum dabei für die Gesellschaft und ihre Teilbereiche erfüllt. Parallel dazu ist zu erörtern, wie die Gesellschaft den Raum in Bezug auf die Art der verräumlichten Komplexität und

der dabei zu erbringenden Funktionserfüllung jeweils unterschiedlich beobachtet. Wie der Raum beobachtet wird und welche Räume im Zuge dessen von der Gesellschaft hervorgebracht werden, wird dann dahingehend untersucht werden, um Aufschluss geben zu können, welche Räume mit welchen Strukturen der Gesellschaft kompatibel sind. Ferner wird in gleicher Art und Weise untersucht werden, wie die beiden anderen Systembildungsebenen innerhalb des umfassenden Sozialsystems Gesellschaft, also Interaktions- und Organisationssysteme, im Hinblick auf ihre Strukturformen Komplexität verräumlichen und welche ganz spezifischen Räume sie mit ihren Beobachtungen dabei konstruieren.

Die konkrete Funktion des Raums für die Subsysteme der Gesellschaft bzw. die anderen beiden Ebenen des Sozialen, also Interaktionen und Organisationen betreffend, werde ich gemäß den Regeln der „funktionalen Analyse“ (Luhmann 1984: 83) theoretisch vorab an der Abgrenzungsfunktion festmachen und dahingehend analysieren, wie sich die jeweiligen Sozialsystemen im kommunikativen Rekurs auf den Raum voneinander sinnhaft symbolisiert abgrenzen können.

Bei all dem spielen die Semantiken des Raums, die in den Selbstbeschreibungen der Gesellschaft kondensieren, eine entscheidende Rolle für mein konkretes forschungstechnisches Vorgehen, da sich an ihnen in einem Umkehrschluss wissenssoziologisch *rekonstruieren* lässt, welche Form der verräumlichten Komplexität sie mit Hilfe ihrer Sinnverarbeitungsregel semantisch erschließen und somit sinnhaft rückbetten. Und das verhilft dann soziologisch auch dazu, die in der Gesellschaft in Gebrauch stehenden Raumsemantiken bestimmten sozialen Systemen zuordenbar zu machen. Als Dreh- und Angelpunkt der Analyse wird hierbei die intervenierende Variable der verräumlichten Komplexität herangezogen. Denn einer bestimmten Sozialstruktur zuordenbar, stellt sie die Klammer zwischen der in den Raumsemantiken zum Ausdruck gebrachten Raumform und den sozialstrukturellen Konstitutionsbedingungen des Raums dar. Über die vermittelnde Variable verräumlichte Komplexität kann demnach nicht nur die spezielle Funktion und Form des Raums soziologisch erschlossen und systematisch rekonstruiert werden, sondern darüber hinaus auch nachgezeichnet werden, wie jene beiden Variablen sich dabei an der Struktur der Gesellschaft zu orientieren haben. Denn wie die Orientierung an der Struktur vonstatten geht, auch darüber entscheidet die Form der verräumlichten Komplexität. Das gilt es in meiner Arbeit zu zeigen und an konkreten

Beispielen, die mit der *sinnhaften Begrenzung sozialer Systeme* zu tun haben, anschaulich festzumachen.

Im nächsten Abschnitt wird als methodisches Werkzeug hierfür die Wissenssoziologie Luhmanns und die ebenso systemtheoretische Methodik der funktionalen Analyse ausgewiesen und überblicksartig vorgestellt werden. Aufbauend auf diesen beiden systemtheoretischen Forschungsinstrumentarien wird dann in den weiteren Kapiteln meiner Arbeit das zuvor postulierte Naheverhältnis der Raumform und der Funktion des Raums theoretisch untersucht und gezeigt werden, wieso es soziologisch inadäquat ist, an lediglich einer und zudem an einer vorab festgelegten Raumdefinition – also an einer absolutistischen bzw. einer relativistischen – festzuhalten, um raumsoziologisch zu untersuchen, welche Räume es in der Gesellschaft gibt und welche sozialen Gebrauchsweisen des Raums in der Gesellschaft soziologisch zu beobachten sind.

I. 2. Darstellung des methodischen Instrumentariums

Bei der Darstellung des wissenssoziologischen Programm Luhmanns, die zunächst sehr allgemein verfährt und die spezifische Erläuterung der Semantiken des Raums den folgenden Kapiteln vorbehalten bleibt, steht insbesondere das korrelative Entsprechungsverhältnis von Sozialstruktur und Semantik im Vordergrund. Im Zuge der kritischen Auseinandersetzung soll dabei vorbereitend theoretisch geklärt werden, wie sich die Semantik inhaltlich an der Sozialstruktur, oder um genau zu sein: an der Differenzierungsform der Gesellschaft auszurichten hat, und welcher Funktion dabei der intervenierenden Variable Komplexität zukommt. Für meine Arbeit ist das insofern von Relevanz, möchte ich doch zeigen, wie die Raumsemantiken sich bestimmten sozialstrukturell bedingten räumlichen Komplexitätslagen anzupassen haben. Ferner möchte ich im Verlauf meiner Arbeit über jenen korrelativen Zusammenhang von Raumsemantiken und Formen der Sozialstruktur auch zeigen, inwiefern die von den Raumsemantiken bedienten Sinnverarbeitungsregeln einer ganz bestimmten Form der verräumlichten Komplexität aufrufen und infolgedessen soziologisch darüber Auskunft geben können, welchen Sozialsystemen die identifizierten Raumsemantiken zuzuordnen sind. Dazu dann mehr in den folgenden Kapiteln. Nun die allgemeine Beschreibung der Wissenssoziologie Luhmanns anhand ihrer Leitunterscheidung: *Sozialstruktur und Semantik*, die meinen Überlegungen zu den Raumsemantiken zugrunde liegen.

I. 2. a. Luhmanns Wissenssoziologie

Luhmanns Wissenssoziologie ist es im Allgemeinen darum zu tun, in Abgrenzung zur gängigen Zurechnung von Wissen auf bestimmte „Trägergruppen oder Schichten“ (Luhmann 1980b: 7), der Auffassung vom Verhältnis der vorherrschenden Begrifflichkeiten bzw. Ideen und der Sozialstruktur eine evolutions- und systemtheoretische Wendung zu geben. Das in den ideengeschichtlichen Studien verfolgte Programm Luhmanns geht diesbezüglich davon aus, dass der evolutionär bedingte Übergang der gesellschaftlichen Differenzierungsform²¹ auch einen Wandel der Semantik mit sich bringt. Jener semantische Wandel kann dann laut Luhmann in Bezug auf die sich ändernde Struktur der Gesellschaft auch als dessen Korrelat beschrieben und empirisch untersucht werden. Luhmann hält jedoch dezidiert davon Abstand, den evolutionären Zusammenhang von Sozialstruktur und Semantik als einen kausalen zu denken. Vielmehr geht er davon aus, dass „[...] allenfalls die Kontingenz von Ideen kausal wirken kann“ (ebd.: 8). Die Veränderung der Sozialstruktur eröffnet also einen semantischen Möglichkeitsraum, der zuvor als solcher nicht gegeben war und nun eine adäquate – nicht aber eine kausale – Anpassung der Ideen und Begriffe an die veränderten Strukturen herbeiführt (vgl. ebd. 7f). Eine sozialstrukturell bedingte Veränderung der Semantik erklärt sich demnach nicht durch eine Bezugnahme auf Notwendigkeiten. Genau das Gegenteil ist der Fall: Durch die gesteigerte strukturelle Komplexität, hervorgerufen durch eine Umstellung der primären Differenzierungsform der Gesellschaft, verlieren etliche kulturell tradierte semantische Formen ihren Zugriff auf die Realität und die entsprechenden „semantischen Strukturen“ (Luhmann 1980a: 23) greifen folgedessen ins Leere. Kontingenz stellt sich ein und der damit in Zusammenhang zu bringende „Selektionsdruck“ (ebd.: 24) im weiteren Erleben und Handeln verlangt nach neuen und der Komplexität angemesseneren semantischen Formen. Und erst jetzt ist es Luhmann zufolge *nötig*, in der Gesellschaft neue kulturelle Muster zu generieren, um die gesteigerte Komplexität der gesellschaftlichen Strukturen auch in der Semantik adäquat aufzufangen und sinnorientierend rückzubetten. Wie bereits angemerkt wirkt also nicht die sich verändernde Gesellschaftsstruktur per se kausal auf die Semantik und zwingt sie zu einem Wandel, sondern es ist die gesteigerte Komplexität, die dazu führt, dass die Semantik

²¹ In erster Linie interessiert Luhmann (vgl. 1980b: 7) dabei der Übergang von einer primär stratifikatorisch hin zu einer primär funktional differenzierten Gesellschaftsform. Für eine genaue Darstellung der Gesellschaftstheorie Luhmann siehe: Luhmann (1997: 595- 865); für eine knappe: Luhmann (1980a: 21-34);

Kontingenz erfährt, ihre bislang Orientierung gebenden Formen den Zugriff auf die Realität verlieren und sich dahingehend zu transformieren haben (vgl. Luhmann 1980a: 22ff). Genau das ist damit gemeint, wenn Luhmann paradigmatisch attestiert, dass das „[...] Ideengut im Verhältnis zur Gesellschaft, die es benutzt, nicht beliebig variieren kann“ (ebd.: 17). Im Zuge der weiteren Darstellung der Wissenssoziologie Luhmanns wird in diesem Abschnitt erneut darauf einzugehen sein. Vor allem die Frage, wann eine Semantik sich als adäquat zur entsprechenden Sozialstruktur erweist, wird dabei im Vordergrund stehen. Zuvor muss jedoch noch geklärt werden, was Luhmann genau unter Semantik versteht,²² und welche Strukturen gemeint sind, wenn von sozialstrukturellem Wandel die Rede ist.

Gerade weil es im Verlauf der Luhmannschen Theorieentwicklung zu mehreren unterschiedlichen Fassungen des Semantikbegriffs gekommen ist (vgl. Stichweh 2000a: 239), erscheint es angemessen, eine Stufe tiefer anzusetzen und sich der Semantik über den Sinnbegriff Luhmanns zu nähern.²³

Laut Luhmann (vgl. 1984: 64) sind soziale Systeme sinnkonstituierende Systeme, die sich durch einen „[...] Überschuss von Verweisungen auf weitere Möglichkeiten des Erlebens und Handelns“ (ebd.: 93)²⁴ im aktuellen Erleben und Handeln auszeichnen. Durch das Medium Sinn wird somit in jeder Operation sozialer Systeme (sprich: Kommunikationen) „[...] unfassbar hohe Komplexität [...] appräsentiert“ (ebd.: 94). Gleichzeitig ist es aber wiederum auch auf bestimmte *Sinnformen* zurückzuführen, dass soziale Systeme die in jeder Operation mitvergegenwärtigte *potentiell* hohe Komplexität weiteren Erlebens und Handelns im *aktuellen* Handeln und Erleben reduzieren (vgl. ebd.: 93ff). Diese Reduktion ebenfalls mitangezeigter möglicher Komplexität erklärt sich dadurch, dass über das Medium Sinn auch eine Selektionsleistung bereitgehalten wird, die „[...] bestimmte Anschlussmöglichkeiten nahe legt und andere unwahrscheinlich oder schwierig oder weitläufig macht oder (vorläufig) ausschließt“ (ebd.: 94). Eine Limitierung möglichen Sinns, die ein bestimmtes Anschlussverhalten nahe legt, gelingt dadurch, dass Sinn „typisiert“ (Luhmann 1980a: 18), das heißt „[...] je nach Bedarf zeitlich, sachlich und sozial generalisiert“ (ebd.) wird und Sinn mittels dieser Typisierungen dann „[...]

²² Die Klärung dessen, was unter Raumsemantiken zu verstehen ist, erfolgt im dritten Kapitel meiner Arbeit.

²³ Für eine reflektierte Auseinandersetzung mit dem Sinnbegriff Luhmanns, siehe: Ort (1998);

²⁴ An anderer Stelle heißt es: „Sinn oktroyiert eine Form für Erleben und Handeln, die Selektivität erzwingt. Sinn erscheint als Simultanpräsentation von Möglichem und Wirklichem, die alles, was intentional erfasst wird, in einen Horizont anderer und weiterer Möglichkeiten versetzt“ (Luhmann 1982: 21). Daraus erklärt sich dann auch, dass Sinn nicht nur Komplexität erhöht, sondern auch dazu genötigt wird, Komplexität zu reduzieren (vgl. ebd.: 20).

Selektivität organisiert“ (ebd.: 35). Wäre diese Typisierung von Sinn nicht der Fall, würde Sinn im Gebrauch „unterbestimmt, unverständlich“ und „inkommunikabel“ (ebd.: 18) bleiben. Aus dieser Unterbestimmung von Sinn würde dann resultieren, nicht zu wissen, aus welchen aktuell angezeigten Möglichkeiten man potentiell wählen könnte und auch nicht zu wissen, welche Selektionen sich in der Vergangenheit bewährt haben. Damit soziale Systeme also Sinn in eine handhabbare (sprich: selektionsfähige) Form bringen können, um überhaupt aus Potentiell Aktuelles selektieren zu können, bedarf es laut Luhmann „bekannter“ und „vertrauter Muster“ (ebd.: 19), also „Sinnverarbeitungsregeln“ (ebd.), die aus laufenden Kommunikationen gebildet und für zukünftige Kommunikationen als Vorrat zur Verfügung gehalten werden.²⁵

Die Gesamtheit der Typisierungen von Sinn, die für die Selektion von Sinninhalten bereitgestellt werden und dadurch Sinn überhaupt erst kommunikabel machen, bezeichnet Luhmann (vgl. ebd.: 18f) mit dem Begriff der *Semantik*. Das entsprechende Zitat bei Luhmann lautet wie folgt: „Unter Semantik verstehen wir demnach einen höherstufig generalisierten, relativ situationsunabhängig verfügbaren Sinn“ (ebd.: 19). Dieser generalisierte und situationsunabhängig verfügbare Sinn zeigt sich in Namen, Worten, Redensarten, Situationsdefinitionen und Rezepten, Sprichwörtern und Erzählungen, die für die weitere kommunikative Wiederverwendung aufbewahrt werden und im Laufe der Zeit zu einer Semantik, zu typisiertem Sinn kondensieren (vgl. Luhmann 1997: 643). Werden diese Sinntypen verschriftlicht, so erlangt die Semantik eine zusätzliche Stabilität (vgl. ebd.: 673), und wird dann auch als „gepflegte Semantik“ (Luhmann 1980a: 19) bezeichnet. Im Rahmen der beobachtungstheoretischen Wende weist Luhmann der Semantik eine zusätzliche Funktion zu, die insbesondere auf ihren Strukturwert aufmerksam macht, da „Semantiken Strukturen besonderer Art sind [...] die bewahrenswerten Sinn identifizieren, festhalten, erinnern, oder dem Vergessen überlassen“ (Luhmann 1997: 538). Der Semantik ist es demnach auch geschuldet, die Selbstbeobachtungen der Gesellschaft mit „Unterscheidungen“ (ebd.: 539; vgl. auch: Stichweh 2000a: 241) versorgen zu können, da

²⁵ So bezeichnet Luhmann (vgl. 2008: 12; Zit. ebd.) Sinn (neben Kommunikation) auch als „Ordnungsmittel“, um sich in einer komplexen Welt zurechtzufinden: „Die allgemeine Lebenslage ist gekennzeichnet durch eine übermäßig komplexe und kontingente Welt. Die Welt ist komplex insofern, als sie mehr Möglichkeiten des Erlebens und Handelns birgt, als je aktualisiert werden können. Sie ist kontingent insofern, als diese Möglichkeiten sich in ihr abzeichnen als etwas, das auch anders sein oder anders werden könnte. Das wichtigste menschliche *Ordnungsmittel* in dieser Welt ist *Sinnbildung* und *Kommunikation*, mit der die Menschen sich darüber verständigen, dass sie das selbe meinen und weiterhin meinen werden.“ (ebd.; Hervorh. S.K.)

sie „[...] Bewahrenswertes für den Wiedergebrauch verfügbar hält“ (ebd.: 126); die Semantik also eine Art Formengedächtnis der Gesellschaft darstellt.

Eine weitere Fassung des Semantikbegriffs innerhalb der Theorie soziale Systeme kann auch darin gesehen werden, einen „[...] Vorrat möglicher Themen“ (Luhmann 1984: 224), die „[...] eigens für Kommunikationszwecke aufbewahrt“ (ebd.) werden, bereitzuhalten. Unter Semantik ist also auch die Verfügbarhaltung möglicher Themen für die Zwecke der Kommunikation zu verstehen. Mittels derer kann dann aber auch festgestellt werden, welche Beiträge zu welchen Themen passen und ob ein diesbezüglich „korrekter bzw. inkorrekt Themengebrauch“ (ebd.: 225) auszumachen ist. Hierfür gibt Luhmann (1980a: 49; vgl. auch: 1997: 548) die Kriterien der „*Plausibilität*“ und der „*Evidenz*“ an: „Plausibel sind Festlegungen der Semantik dort, wo sie ohne weitere Begründung einleuchten und man erwarten kann, dass sie auch anderen einleuchten. Evidenz ist verstärkte Plausibilität. Sie ist gegeben, wenn auch der Ausschluss von Alternativen miteinleuchtet“ (ebd.).

Das Thema der Plausibilität leitet über zum systemtheoretischen Gegenbegriff von Semantik: der *Sozialstruktur*. Gleichzeitig soll die folgende Abhandlung zur Sozialstruktur auch darüber informieren, warum „[...] das Ideengut im Verhältnis zur Gesellschaft, die es benutzt, nicht beliebig variieren kann“ (Luhmann 1980a: 17). Dargestellt wird das anhand der bereits angeführten Komplexitätsempfindlichkeit der Semantik, ihrer linearen Nachträglichkeit und ihrer Plausibilitätsbedingung. Wie bei dem Begriff der Semantik, sind bei Luhmann auch bei jenem der Struktur unterschiedliche Ausformulierungen zu finden:

Zum einen geht Luhmann (1984: 398) davon aus, dass „[...] die Strukturen sozialer Systeme in Erwartungen bestehen, dass sie *Erwartungsstrukturen* sind“ und somit die Anschlussfähigkeit autopoietischer Systeme sicherstellen. Damit ist gemeint, dass Strukturen aus Erwartungen gebildet werden (vgl. ebd.: 399), die den „Möglichkeitsspielraum“ (ebd.: 397) von Sinn für die weitere Kommunikation einschränken und von daher auch in Aussicht stellen bzw. nahe legen, welches weitere Erleben und Handeln in einer gegebenen Situation zu erwarten ist. Die daraus resultierende Funktion der „Selektivitätsverstärkung“ (Luhmann 1987: 40) macht es jedoch schwierig, die Strukturen sozialer Systeme von jenen der Semantik zu unterscheiden, da der semantische Apparat und die damit einhergehenden „Sinnverarbeitungsregeln“ (Luhmann 1980a: 19) ebenso dazu beitragen, Selektivität im Medium Sinn zu organisieren, dadurch

Komplexität reduzieren und somit erwartbar machen, wie es weitergeht.²⁶ Zu tun hat das mit einer „Letztfundierung der Sozialstruktur/Semantik-Unterscheidung im Sinnmedium“, worauf Stäheli (1998: 319) in seiner scharfsinnigen Analyse aufmerksam macht. Dem soll hier nicht widersprochen werden – bezeichnet doch Luhmann (vgl. 1984: 382) selbst bestimmte Strukturen, die „[...] Sinnformen bereithalten, die in der Kommunikation als bewahrenswert behandelt werden“ (ebd.), als Semantiken²⁷. Auf der anderen Seite legen die sozialen Strukturen im Hinblick auf ihre Erwartungsfunktion aber lediglich fest, *dass* und *wie* erwartet werden *soll*.²⁸ Was jedoch erwartet werden *kann*, das wiederum ist auf semantische Strukturen zurückzuführen, die ja bekanntermaßen einen Vorrat an „höherstufig generalisierten, relativ situationsunabhängig verfügbaren Sinn“ (Luhmann 1980a: 19) zur Verfügung stellen und somit zu selektierende Sinnformen, etwa in Form von Themen, bereithalten. Nichtsdestotrotz ergibt sich aber für die wissenssoziologische Unterscheidung von Sozialstruktur und Semantik ein theoretisches Problem, das eine mögliche Korrelation auf den ersten Blick in Abrede stellt: die Unterscheidung von Sozialstruktur und Semantik ist nicht trennscharf genug, weil die Semantik offensichtlich konstitutiv für soziale Strukturen ist²⁹ (vgl. Stichweh 2000a: 241) und beide essenziell an der Funktion der Sicherung der Anschlussoperationen beteiligt sind.

Wendet man sich aber zum anderen dem Strukturbegriff Luhmanns auf einer gesellschaftstheoretischen Ebene zu, ergeben sich gänzlich anderer Möglichkeiten der begrifflichen Abgrenzung und Aufeinanderbezugnahme. Denn in seiner makrosozialen Bedeutung – etwa als Struktur der Gesellschaft – erweist sich der Strukturbegriff als durchaus distinkt zu jenem der Semantik. Zu nennen ist in diesem Zusammenhang vor allem die Struktur der Differenzierungsform der Gesellschaft (vgl. Luhmann 1987:134). Im

²⁶ Semantiken und Strukturen tragen also für soziale Systeme zur Erfüllung ein und der selbe Funktion bei: Sie reduzieren die über das Medium Sinn entstehende Komplexität und die daraus resultierende Kontingenz im Erleben und Handeln vermittelt „Selektivitätsverstärkung“ entweder dadurch, dass sie über Erwartungen bestimmte Selektionsvorgaben nahe legen (Struktur), oder über bestimmte Typisierungen „Sinnverarbeitungsregeln“ (Luhmann 1980a: 19) zur Verfügung stellen (semantische Strukturen). Beide Formen der sinnhaften Reduktion von Komplexität stellen also in Aussicht, wie die Kommunikation typischerweise ihren Fortgang nimmt. Der Unterschied besteht aber darin, dass die Semantik lediglich auf das was der Kommunikation zugreifen kann, die Sozialstruktur hingegen lediglich auf das wie – weshalb auch nur bedingt von einer funktionalen Äquivalenz auszugehen ist. Auch von daher ist Stichweh (a: 241) sicher zuzustimmen, wenn er anmerkt, dass die Semantik als „[...] konstitutiv für die Bildung sozialer Strukturen verstanden werden muss“.

²⁷ Andernorts meint Luhmann (2004a: 334), die Beobachtbarkeit von Strukturen betreffend: „Das System selbst erkennt seine Strukturen im Operieren und in der Festlegung auf bestimmte Sinnvorgaben, die wiederholbar sind.“ Bestimmte und wiederholbare Sinnvorgaben aber sind nichts anderes als Semantiken.

²⁸ Also entweder *kognitiv* oder *normativ*, je nachdem, wie man sich auch im Enttäuschungsfall von Erwartungen noch verhalten kann (vgl. Luhmann 1984: 436ff).

²⁹ Oder fragend formuliert: Was wäre die Sicherstellung der Verhaltenserwartung wenn nicht klar wäre, welches Verhalten überhaupt sicherzustellen wäre?

Gegensatz zur vorhin präsentierten allgemeineren Fassung des Luhmannschen Strukturbegriffs, lassen seine Erörterungen zur „Gesellschaftsstruktur“ (ebd.) dann auch eine klare inhaltliche Abgrenzung zum Semantikbegriff in Erscheinung treten.³⁰

So geht Luhmann davon aus, dass wenn sich die „Grundstruktur“ (Luhmann 1980a: 21) einer Gesellschaft wandelt und eine neue Differenzierungsform sich einstellt, jene „strukturellen Umlagerungen“ (ebd.: 22) zu einer gesteigerten Komplexität führen (vgl. ebd.). Weil aber eine veränderte Komplexität die Semantik unter Selektionsdruck bringt, da sich die Kontingenzerfahrungen nicht mehr mit den bewährten Sinnverarbeitungsregeln in Deckung bringen lassen, lässt sich daraus schließen, dass die Komplexität „[...] mithin eine – und wohl die weitreichendste – *intervenierende Variable* [ist], die zwischen evolutionär ausgelösten Strukturänderungen und Transformationen der Semantik vermittelt“ (ebd.). Unter einem solchen Gesichtspunkt macht es also auch weiterhin Sinn, zwischen Sozialstruktur und Semantik begrifflich zu unterscheiden. Da sich ferner besagte Korrelation auch nicht direkt auf die Gesellschaftsstruktur bezieht, sondern auf deren jeweiliges Komplexitätsniveau³¹, um dann dieses wieder mit der Gesellschaftsstruktur in Beziehung zu setzen, kann demnach legitim von einer Korrelation von Sozialstruktur und Semantik die Rede sein.

Eine solche begriffliche Unterscheidung gibt dann auch den Weg frei, das „Strukturprinzip“ (Luhmann 1987: 129) einer Gesellschaft mit ihrer vorherrschenden Semantik in Beziehung zu setzen – so wie das in meiner Arbeit am Beispiel der Raumsemantiken getan wird – und im Zuge einer Korrelation danach zu fragen, wie sich das Verhältnis der beiden Variablen, vermittelt durch das Komplexitätsniveau, darstellt. Das wissenssoziologische Programm Luhmanns (vgl. 1980b: 7f) ermöglicht es jedoch nicht nur, in Erfahrung zu bringen, dass die Semantik sich nicht immer synchron zur Gesellschaftsstruktur transformiert (vgl. Luhmann 1993: 7f), teilweise also „obsolete Traditionen bewahrt“ (Luhmann 1997: 289) oder der sozialstrukturellen Entwicklung als „preadaptive advance“ (ebd.: 513) vorausseilt, *sondern kann auch dazu genutzt werden, die veränderte Struktur der Gesellschaft auch soziologisch überhaupt erst beobachtbar zu machen*. Wie das zu verstehen ist, soll nun theoretisch abstrakt dargestellt werden und in

³⁰ Was mitunter der Grund dafür sein dürfte, warum Luhmann primär von ‚Gesellschaftsstruktur und Semantik‘ spricht, und nicht von ‚Semantik und Sozialstruktur‘, so wie das seine (wohlmeinenden) Kritiker Stäheli (1998) und Stichweh (2000a) tun. Dass die Unterscheidung von Gesellschaftsstruktur und Semantik nebenbei bemerkt aber selbst wiederum eine semantische ist, darauf machen Kneer/Nassehi (2000: 121) aufmerksam; für eine kritische Rezeption der frühen wissenssoziologischen Schriften Luhmanns siehe: Luckmann/Giesen (1982) und: Hahn (1981);

³¹ Vgl. diesbezüglich auch die Graphik bei Luhmann (1980a: 34);

den nächsten Kapiteln anhand der Gesamtheit der Raumsemantiken konkret demonstriert werden.

Im Zuge seiner ideengeschichtlichen Analysen bemerkt Luhmann, dass rückblickend betrachtet der Strukturwandel der Gesellschaft sich selbst „[...] der Beobachtung und Beschreibung durch die Zeitgenossen [entzieht]; und erst nachdem er vollzogen und praktisch irreversibel geworden ist, übernimmt die Semantik die Aufgabe, das nun sichtbar gewordene zu beschreiben“ (Luhmann 1993: 8). Aus dem Gesagten folgt nun, dass eine Veränderung der Semantik als „Ausdruckswert“ (Stäheli 1998: 320) der sich bereits transformiert habenden Gesellschaftsstruktur betrachtet werden kann. Da jener gesellschaftsstrukturelle Wandel hierfür der Semantik zeitlich notwendigerweise vorausgeht, spricht Stäheli auch von der „linearen Nachträglichkeit“ (ebd.: 315) der Semantik.³²

Des Weiteren ist die Semantik in ihren Selektionen von einer „Plausibilität“ (Luhmann 1980a: 49) abhängig, die ihrerseits wiederum von der Gesellschaftsstruktur stabilisiert werden muss (vgl. ebd.; vgl. auch: Luhmann 1997: 556 u. 1980c: 261). Die ‚lineare Nachträglichkeit‘ und die ‚Plausibilitätsbedingung‘ der Semantik gehen dann als Indikatoren Hand in Hand, wenn Luhmann (1997: 550) postuliert: „Plausibilität oder gar Evidenz lässt sich für semantische Strukturen nur gewinnen, wenn hinreichend deutlich ist, auf welche Änderungen eine Änderung in der Begrifflichkeit reagiert.“

Daraus folgt nun, dass die Semantik für die Plausibilität ihrer Darstellungen auf „strukturelle Bedingungen“ (ebd.: 89) zu rekurrieren hat (vgl.: ebd.). Wandelt sich demnach die Struktur der Gesellschaft, hat die Semantik dem in ihren Selektionen Rechnung zu tragen. Tut sie das nicht – was durchaus möglich ist – läuft sie Gefahr, kommunikativ nicht anschlussfähig zu sein, da im sozialen Austausch nicht hinreichend einleuchtet, von welchem typisierten Sinn die Rede ist (vgl. Luhmann 1980c: 263). Die Sinnofferten der Kommunikation greifen ins Leere und der „Erfolg“ (Luhmann 2005c: 31) der Kommunikation ist nicht gegeben.³³ Transformiert sich aber die Semantik aufgrund der ihr vorausgehenden strukturellen Veränderungen und passt sich den neuen komplexitätsvermittelten Gegebenheiten an, macht sie den gesellschaftlichen Wandel beobachtbar. Anhand der Plausibilitätsbedingung der Semantik kann dann zusätzlich noch

³² Aus dem Grund stellt Stäheli (1998: 321; vgl. auch: 2000: 201) auch fest, Luhmann bediene sich eines „dokumentarischen“ Begriff[s] der Semantik“.

³³ Unter kommunikativem Erfolg ist zu verstehen, „[...] dass der Empfänger den selektiven Inhalt der Kommunikation (die Information) als Prämisse des eigenen Verhaltens übernimmt, also an die Selektion weitere Selektionen anschließt und sie dadurch in ihrer Selektivität verstärkt“ (Luhmann 2005c: 31)

abgelesen werden, welche Relevanz der Wandel hat und wie deutlich er sich im kulturellen Apparat der Gesellschaft einschreibt.³⁴

Nach der einführenden Darstellung der Wissenssoziologie Luhmanns nun jene der funktionalen Analyse, auf die ich mich ebenso stütze bei der Konstruktion meiner Fragestellungen und deren theoretischer Erörterung. Die dabei gezogenen Schlüsse werden dann am Ende des Kapitels dafür herangezogen, die Strukturierung meiner theoretischen Forschung explizieren zu können.

I. 2. b. Die Funktionale Analyse als Methodologie der Systemtheorie

Die Systemtheorie Luhmanns versteht sich selbst als in der Tradition des Funktionalismus stehend. Aber im Gegensatz zu einem ihrer prominentesten Vertreter, dem Strukturfunktionalisten Parsons, der davon ausgegangen war, dass für den dauerhaften Bestand sozialer Systeme bestimmte funktionale Leistungen *notwendig* zu erbringen sind (vgl. Luhmann 2005a: 41f), möchte Luhmann mit seinem „Äquivalenzfunktionalismus“ (Luhmann 2005d: 29) darauf aufmerksam machen, dass soziale Systeme für ihren Erhalt „[...] nicht unbedingt auf spezifische Leistungen angewiesen sind, mit denen sie stehen oder fallen“ (Luhmann 2005a: 42). Vielmehr geht er davon aus, dass die den Bestand sichernden Leistungen, deren Erforschung seit jeher im Mittelpunkt des Funktionalismus stand (vgl. ebd.: 39), immer auch „[...] durch andere, funktional äquivalente Leistungen ersetzbar sind“ (ebd.: 42). Inolgedessen tauscht Luhmann auch die funktionalistische „Bestandsformel“ Parsons durch die der „Problemformel“ (ebd.) und definiert Funktionen folgerichtig als „[...] Problemlösungen, die auch anders ausfallen könnten“ (Luhmann 2005e: 326).

³⁴ Als Beispiel wäre etwa das „Problem der Rationalität“ (Luhmann 1997: 178) in der modernen Gesellschaft zu benennen: Durch den Wandel der primären Differenzierungsform löst sich in Bezug auf die Rationalität die gesellschaftseinheitliche „Kongruenz von Sozialstruktur und Semantik der traditionellen Gesellschaft“ (ebd.) auf und die mit der Semantik ehemals gegebenen Verpflichtungen greifen nicht mehr. Dadurch wird laut Luhmann die „freie Begriffsbildung“ (ebd.) möglich (vgl. ebd.). Warum bis zum heutigen Zeitpunkt keine gesellschaftseinheitlich plausible semantische Sinnbesetzung des Begriffs der Rationalität mehr gegeben ist, kann dann m.E. soziologisch als Dokument dafür interpretiert werden, dass die gegenwärtige Differenzierungsform eine solche nicht mehr als plausibel erscheinen lässt und Systemrationalität für die moderne Gesellschaft nur noch als Teilsystemrationalität zu haben ist. Denn im Gegensatz zum umfassenden Sozialsystem Gesellschaft tun sich ihre Teilsysteme weitaus leichter damit, Rationalität begrifflich zu fassen: Ziel/Mittel-Relationen zur Erreichung höheren Profits, mehr Macht oder Gerechtigkeit, höherer Quoten, glücklichmachenderes Eheglück, etc. sind plausible semantische Ausdrücke dafür und machen erkennbar, dass sich die Gesellschaft offenbar evolutionär in ihren Strukturen gewandelt hat: sie wurde polyzentrisch und in ihren Selbstbeschreibungen polykontextual. Ob das auch für semantisch sich diversifizierenden Raumvorstellungen so sagen lässt und sie quasi als Dokumente für letztgenannte Eigenschaften der modernen Gesellschaft stehen, auch das versucht meine Magisterarbeit in Ansätzen zu eruieren.

Von daher erklärt sich auch die *funktionale Analyse* Luhmanns als eine „Art Theorietechnik“ (Luhmann 1984: 83), welche die Aufeinanderbezugnahme von Problem und Problemlösung als methodischer Leitfaden dafür dient, „[...] Vorhandenes als kontingent und Verschiedenes als vergleichbar zu erfassen“ (ebd.). Darunter ist zum einen zu verstehen, dass mit Hilfe theoretischer Vorüberlegungen nach Problemgesichtspunkten gesucht wird (vgl. Luhmann 2005e: 326), für welche die in der Realität vorzufindenden Sachverhalte als mögliche Lösungen in Betracht zu ziehen sind. Ferner sind es auch jene Problemlösungen, die dazu anhalten, nach anderen Möglichkeiten (sprich: „funktionale Äquivalenten“, Luhmann 1984: 84) Ausschau zu halten, die das zuvor definierte Problem ebenso lösen könnten.³⁵ Zum anderen dient die funktionalistische „Problemformel“ dazu, mit Hilfe des im Rahmen der funktionalen Analyse gewählten Problemgesichtspunkts, die kontingenten Lösungen als miteinander vergleichbar zu machen.³⁶ Oder mit den Worten Luhmanns (ebd.: 85): „In diesem Sinne ist die funktionale Methode letztlich eine vergleichende Methode, und ihre Einführung in die Realität dient dazu, das Vorhandene für den Seitenblick auf andere Möglichkeiten zu eröffnen“.

Der Fortgewinn der funktionalen Methode ist mithin darin festzumachen, dass sie einer „[...] Ausweitung und Limitierung des Möglichen“ (ebd.: 86) dient. Besonders auf das Moment der Limitierung möglicher Alternativen soll an dieser Stelle hingewiesen werden. Denn nicht jedes soziale Phänomen kann selbstverständlich als Lösung jeden beliebigen Problems in Betracht gezogen werden. Abstrakt formuliert hat die Wahl eines Problemgesichtspunkts und die Suche nach funktional äquivalenten Lösungen somit auch eine Reduktion von Komplexität zur Folge, was Luhmann zu der Feststellung bewegt, die funktionale Analyse orientiere sich nicht am „Problem der Erhaltung von Beständen“, sondern am „Problem der Komplexität“ (ebd.: 90).

³⁵ Die dahingehende theoretische Praxis ist dann in erster Linie auf Fragen fokussiert, die in Erfahrung bringen möchten, welches Problem durch das empirisch zu beobachtende soziale Phänomen gelöst wird. Ich möchte das am Beispiel der Schrift kurz nachzeichnen: Die theoretisch angeleitete Antwort auf die Frage, welches Problem mit Hilfe der Schrift, der ja zweifelsohne als soziales Phänomen Realitätswert zukommt, gelöst wird, ist eine dahingehende, dass die Schrift dazu beiträgt, als „Verbreitungsmedium“ (Luhmann 1997: 269) das Problem des kommunikativen Erreichens von Empfängern zu lösen, die als abwesend zu betrachten sind (vgl. Luhmann 2005c: 30ff).

³⁶ Am Beispiel der Schrift wären dann andere Verbreitungsmedien zu nennen, also etwa Buchdruck, Fernsehen, Funk oder der Computer (vgl. Luhmann 1997:249-311). In einem Vergleich ist dann aber auch zu sehen, dass die unterschiedlichen Verbreitungsmedien das Problem der kommunikativen Erreichbarkeit von jeweils Abwesenden zwar alle lösen, gleichzeitig aber auch Veränderungen sozialstruktureller Art mit sich bringen, welche die funktional äquivalenten Verbreitungsmedien wieder deutlich voneinander unterscheidbar machen. Vgl. dazu Baecker (2007a: 7);

Wichtig bei all dem ist die theoretisch angeleitete „Problemkonstruktion“ (ebd.: 86). Denn erst über eine solche lassen sich soziale Sachverhalte überhaupt als Problemlösung darstellen und mit anderen sozialen Sachverhalten, die ebenso zur Problemlösung herangezogen werden könnten, vergleichen. Die theoretische Konstruktion des Problems stellt laut Luhmann (vgl. ebd.) die Klammer zwischen der funktionalen Analyse und der Systemtheorie dar. Damit einher geht aber auch die Möglichkeit, soziale Phänomene als Lösungen zu betrachten, deren zugrunde liegendes Problem den entsprechenden sozialen Systemen gänzlich unbekannt ist; genauso wie mögliche alternative Lösungsmöglichkeiten, die sich ja auch erst dem Vergleichsgesichtspunkt³⁷ des vorab theoretisch konzipierten Problems verdanken. Die funktionale Analyse kombiniert mit der Systemtheorie kann also methodisch dazu verwendet werden, neben „Kontingenz“ auch über „Latenz“ (ebd.: 89) soziologisch aufzuklären (vgl. ebd.: 88f).

Soziologisch besonders interessant wird es vor diesem Hintergrund aber, sich der Frage zuzuwenden, wieso die aktuell in Verwendung stehende und in der Realität als solche empirisch zu beobachtende Problemlösungsmöglichkeit dafür herangezogen wird, das theoretisch vorab definierte Problem zu lösen, obwohl doch auch andere Möglichkeiten potentiell dafür zur Verfügung stehen würden. Diese, die Kontingenz³⁸ betreffende Überlegung, im Rahmen derer davon auszugehen ist, dass die Dinge zwar so sind, wie sie sind, gleichzeitig aber auch ganz anders möglich wären, schärfen dann aber den soziologischen Blick für *strukturelle* Implikationen. Denn es sind die Strukturen sozialer Systeme, die – latent oder manifest – durch ihre Selektivitätsverstärkung die Funktion erfüllen, den Bereich des Möglichen einzuschränken. Somit ist es auch den Strukturen sozialer Systeme geschuldet, durch ein Hintanstellen möglicher funktionaler Äquivalente zu einer Reduktion möglicher Komplexität beizutragen. Auf die Frage, weshalb diese Problemlösung und nicht jene Problemlösung zur Anwendung kommt, ist demnach auf die

³⁷ Vergleichsgesichtspunkte dienen laut Luhmann (1999a: 38) dazu, „[...] die Selbigkeit des Verschiedenen, also Ähnlichkeit trotz Differenz zu garantieren“. Ferner stehe der Vergleichsgesichtspunkt für einen Beobachter, „[...] der auch ein anderer sein könnte“ (ebd.), was den Konstruktionscharakter des Vergleichsgesichtspunktes betont.

³⁸ Unter Kontingenz wird in der Systemtheorie Luhmanns (1984: 152) etwas bezeichnet, „[...] was weder notwendig ist noch unmöglich ist; was also so, wie es ist (war, sein wird), sein kann, aber auch anders möglich ist. Der Begriff bezeichnet mithin Gegebenes [...] auf mögliches Anderssein;“ Zu betonen ist, dass trotz Kontingenz Beliebigkeit im Sozialen auszuschließen ist, und so auch die Kontingenz „[...] nicht das Mögliche überhaupt, sondern das, was von der Realität aus gesehen anders möglich ist“, bezeichnet. Zum Thema Beliebigkeit ein Zitat Luhmanns (1999b: 176): „Die Soziologie weiß [...], dass es in der Realität keine Beliebigkeit gibt.“ Die Realität ist demnach wie sie ist. Aufgabe der Soziologie ist es dann zu erforschen, warum sie so ist wie sie ist, obwohl sie doch auch ganz anders sein könnte. Es geht also um Strukturen.

Strukturen sozialer Systeme zu verweisen, die zu einer Limitierung des Bereichs des Möglichen führen, was gleichzeitig auch die Funktion der Strukturen sozialer Systeme darstellt.³⁹

I. 3. Die inhaltliche Strukturierung der Arbeit

Für die Fragestellungen meiner theoretischen Untersuchungen erweisen sich die funktionale Analyse und die Wissenssoziologie Luhmanns vor allem deshalb als probates Mittel, als dass zum einen über die Semantiken des Raums wissenssoziologisch darüber Auskunft geben werden kann, welche Räume es in der Gesellschaft gibt. Daran anknüpfend lässt sich zum anderen mit der funktionalen Analyse methodisch angeleitet der Frage nachgehen, welches Problem mit Hilfe des Raums gelöst wird und welche funktionalen Äquivalente dafür ebenso zur Verfügung stehen. Ferner sind beide Forschungsintentionen über die Systemtheorie in einen übergeordneten theoretischen Kontext eingebettet, aus dem sich nicht nur der funktionale Problemgesichtspunkt des Raums angemessen konstruieren lässt, sondern auch theoretisch legitim rekonstruiert werden kann, an welchen gesellschaftsstrukturellen Implikationen sich die Semantiken des Raums ihrer Form nach ausrichten. Vor allem Überlegungen gesellschaftstheoretischer Art werden es in den folgenden Kapiteln auch sein, anhand derer die Fragen zu erörtern sind, die durch die funktionale Analyse und das wissenssoziologische Programm Luhmanns meiner Untersuchung theoretisch vorausgehen. Was den vorab theoretisch zu explizierenden Problemgesichtspunkt des Raums für die Gesellschaft betrifft, so werde ich jenen aus den Darstellungen Luhmanns zur Konstitution sozialer Systeme ableiten und dahingehend am Problem der Abgrenzung festmachen. Diesbezüglich werde ich analysieren, wie sich soziale Systeme im Rekurs auf den Raum voneinander abgrenzen können bzw. untersuchen, welche anderen Möglichkeiten dafür zur Verfügung stünden bzw. zum Einsatz gebracht werden.

Inhaltlich bedeutet das, es wird im Verlauf meiner Arbeit danach zu fragen sein, welche Raumsemantiken in der modernen Gesellschaft vorherrschen bzw. in vergangenen Gesellschaftsformationen (sprich: tribale- und traditionale Gesellschaften) vorherrschten.

³⁹ Vgl. dazu Luhmann (1964: 19), wo darauf hingewiesen wird, dass auch Strukturen zur Funktionserfüllung beitragen. Sie lösen das Problem des Erwartens. Somit ist auch die Umstellung Luhmanns von einer strukturell-funktionale Systemtheorie auf eine funktional-strukturelle zu begründen, da die Strukturen selbst eine Funktion erfüllen und es somit nicht invariante Strukturen sind, die von den Funktionen bedient werden. Vgl. dazu auch Kneer/Nassehi (2000, 37f);

Das wird an den aktuellen bzw. historischen Selbstbeschreibungen der Gesellschaft inhaltlich abgelesen. Ferner werden die Raumsemantiken dahingehend zu untersuchen sein, welchen Konstitutionsbedingungen sie unterliegen bzw. in historischen Gesellschaftstypiken unterlagen. Erörtert wird das an den räumlichen Beobachtungen und an den Sinnverarbeitungsregeln, die in den aktuellen bzw. den historischen Raumsemantiken zum Ausdruck gebracht werden.

Ferner wird gesellschaftstheoretisch analysiert werden, welche räumlichen Komplexitätsbedingungen die aktuelle Gesellschaft auszeichnen bzw. vergangene Gesellschaften auszeichneten. Untersucht wird das an der primären Differenzierungsform der jeweiligen Gesellschaftstypen werden, die für die Komplexität den strukturellen Rahmen des Möglichen vorgibt. Über die sozialstrukturell nach räumlichen Gesichtspunkten limitierte Komplexität wird darüber hinaus nicht nur die spezielle Funktion des Raums für den aktuellen Typus von Gesellschaft analysiert werden und dem Vergleich mit historischen Raumfunktionen ausgesetzt, sondern über die Komplexität wird auch jene Klammer hergestellt werden, die darüber Aufschluss gibt, wie die Semantiken des Raums an die Strukturen der Gesellschaft gebunden sind und sich dahingehend in ihrer Form an der Sozialstruktur anpassen. Letzteres ist dann auch als theoretische Erklärung dafür heranzuziehen, die Raumsemantiken auf soziologisch legitime Weise bestimmten sozialen Systemen zuordnen, und über die Vielzahl an recht unterschiedlichen Räume in der Gesellschaft Auskunft geben zu können. Entscheidend dabei werden die lineare Nachträglichkeit, die Plausibilitätsbedingung, und die Komplexitätsempfindlichkeit der Semantiken sein, die sich auch an denen des Raums aufzeigen lassen und in einem Umkehrschluss, also im Sinne eines Dokumentes, auch etwas über die Sozialstruktur der modernen Gesellschaft im Allgemeinen zum Ausdruck bringen. Ferner werden im Weiteren auch die Systembildungsebenen Interaktion und Organisation theoretisch nach räumlichen Gesichtspunkten untersucht werden, auch wenn sich die wissenssoziologische Analyse des Raums weitestgehend mit den Räumen der Gesellschaft beschäftigen wird.

Die Strukturierung meiner Arbeit betreffend, wird im nächsten Kapitel systemtheoretisch untersucht werden, ob, und wenn ja, wie soziale Systeme – also Interaktionen, Organisationen und Gesellschaften (vgl. Luhmann 2005h) –, ihrer jeweiligen Struktur gemäß Komplexität verräumen. Speziell untersucht wird das an den Grenzen der jeweiligen Sozialsysteme. Diesbezüglich wird in dem Kapitel auch ein systemtheoretisch informierter Raumbegriff präsentiert werden und dargestellt werden, welche Raumformen

mit welchen Formen der Verräumlichung von Komplexität kompatibel sind. (Kap. II). Darauf folgend werde ich die identifizierten und an der Stelle auch konkret anzuführenden Raumsemantiken der Gesellschaft entlang ihrer Konstitution und ihrer Sinnverarbeitungsregel untersuchen und dabei erörtern, wie sich die Raumsemantiken vermittelt über die intervenierende Variable Komplexität an der Sozialstruktur anpassen. In dem Kapitel wird mithin auch zu zeigen sein, wie sich die Raumsemantiken bestimmten sozialen Systemen zuordnen lassen. Das geschieht über einen Vergleich der verschiedenen Arten der verräumlichten Komplexität, den dafür herangezogenen Raumformen und den Sinnverarbeitungsregeln der Raumsemantiken (Kap. III). Anschließend wird gezeigt werden, wie über eine Verräumlichung der Komplexität in den verschiedenen Typen von Gesellschaft je unterschiedlich die Funktion des Raumes bedient wird und der Raum somit konkret zu einer Reduktion von Komplexität beiträgt. Das vor allem im Hinblick darauf, um in dem Kapitel abschließend begründen zu können, dass systemtheoretisch betrachtet, die Funktion des Raums immer parallel zur Form des Raums zu analysieren ist. Beispielhaft erörtert wird das daran, wie sich die gesellschaftlichen Subsysteme sinnhaft symbolisiert über den Raum voneinander abgrenzen können. Die Abgrenzung der Subsysteme stellt diesbezüglich auch den theoretisch vorab festgelegten Problemgesichtspunkt der funktionalen Analyse dar (Kap. IV). Im vorletzten Kapitel wird nach einer Darstellung und Erläuterung ausgewählter Räume der modernen Gesellschaft, nach der Relevanz des Raums für die moderne Gesellschaft gefragt werden. Dabei wird in einem Umkehrschluss, als eine Art zusammenfassender Gesamtbetrachtung der Raumsemantiken, die moderne Gesellschaft nach ihren gesellschaftsstrukturell räumlichen Besonderheiten im Vergleich zu vorhergehenden Typen von Gesellschaft untersucht werden (V).

Doch der Reihe nach. Im nun folgenden, zweiten Kapitel wird vor allem darauf bedacht genommen, all das anzuführen und zu diskutieren, was systemtheoretisch bisher vorausgesetzt wurde, aber noch kein Platz war es auch auszuführen. Jene einführende Darstellung soll des Weiteren auch den von mir theoretisch gewählten Problemgesichtspunkt des Raums, nämlich die damit erfüllte Funktion der Abgrenzung, plausibilisieren und auf mögliche funktionale Äquivalente aufmerksam machen.

II. Soziale Systeme und Raum

In namhaften systemtheoretischen Abhandlungen zum Thema Raum wird zumeist an prominenter Stelle darauf hingewiesen, dass soziale Systeme nicht im Raum begrenzt sind.⁴⁰ Vielmehr zeichnet soziale Systeme – gemeinsam mit psychischen, aber im Gegensatz zu biologischen Systemen (vgl. Esposito 2002: 34) – gerade die Tatsache aus, dass sie „[...] eine völlig andere, nämlich rein interne Form von Grenze [haben]“ (Luhmann 1997: 76). Das soll hier nicht bestritten werden. Doch wie grenzen sich soziale Systeme anstelle dessen ab, wieso tun sie das und wie ist es möglich, dass sich soziale Systeme unter anderem dennoch mit Hilfe des Raums begrenzen, obwohl sie selbst nicht vom Raum begrenzt werden?⁴¹

In diesem zweiten Kapitel meiner Magisterarbeit wird zunächst gezeigt werden, was in der Systemtheorie Luhmanns unter sozialen Systemen zu verstehen ist. Für die Beschreibung dessen werde ich mich besonders dem Phänomen der Grenze zuwenden und erörtern, wie der Raum von sozialen Systemen prinzipiell dazu verwendet werden kann, eine rein interne Form der Grenze zu erzeugen. Diesbezüglich wird des Weiteren nicht nur auf die autopoietische Operationsweise sozialer Systeme und deren Strukturdeterminiertheit einzugehen sein, sondern auch ein systemtheoretisch informierter Raumbegriff in einer Art und Weise präsentiert und diskutiert werden, der die Beantwortung einer der Hauptfragen meiner Forschung inhaltlich und formal vorbereitet, nämlich der Frage, welche Funktion der Raum für die Gesellschaft erfüllt. Dafür wird vor allem auf den Zusammenhang der Komplexität und der spezifischen Strukturform sozialer Systeme eingegangen werden – ein Zusammenhang, der auch für die internen Grenzen sozialer Systeme eine wichtige Rolle spielt –, um daran zu zeigen, wie eine Verräumlichung der Komplexität zu denken ist

⁴⁰ Vgl. Kuhm (2000a: 330); Ziemann (2003: 133); Esposito (2002: 34); mit Abstrichen auch Stichweh (2000b: 184); Als maßgeblich dafür vgl. auch: Luhmann (1997: 76 u. 1969: 256); Unter dem Postulat, soziale Systeme seien nicht im Raum begrenzt, ist zu verstehen, dass die Grenzen sozialer Systeme „[...] sich mithin nicht als invariante Zustände des physischen Substrates definieren [lassen] – etwa nach Art von Mauern, die eingrenzen, oder nach Art abzählbarer physischer Objekte, etwa Menschen, die dazugehören oder nicht dazugehören“ (Luhmann 2005b: 148). Oder in den Worten Espositos (2002: 34), auf das Sozialsystem Gesellschaft bezogen: „Die Gesellschaft endet nicht hinter den Bergen und jenseits des Flusses [...] – und sie wächst auch nicht wenn der Fluss überschritten oder die Berge überstiegen werden.“ Wie man sich Systeme, stark ontologisiert und darüber hinaus tautologisch formuliert zu denken hätte, darüber klärt Wirth (1979: 125; zit. n.: Hard 1986: 78) auf: „Als räumliche Systeme können solche Systeme bezeichnet werden, deren Elemente und/oder Relationen im Raum eindeutig fixiert sind, die also einen relativ festen und unveränderlichen Standort haben, und die man dementsprechend lokalisieren, kartieren, abgrenzen kann.“

⁴¹ Ich denke hier etwa an Staaten, die, obwohl als organisierte Sozialsysteme nicht im Raum begrenzt, sich nichtsdestotrotz des Raums bedienen, um sich von anderen Staaten und deren Staatsgebieten eindeutig, und damit auch räumlich eindeutig, abzugrenzen (vgl. Luhmann 2002: 244).

und welche konkreten Formen diesbezüglich in der Gesellschaft und ihren Subsystemen anzutreffen sind.

II. 1. Die Grenzen sozialer Systeme

Soziale Systeme zeichnen sich laut Luhmann dadurch aus, dass sie sich in einer Differenz zur Umwelt konstituieren und sich durch eine fortlaufende Aufrechterhaltung dieser Differenz auch reproduzieren (vgl. Luhmann 1984: 35). Hervorgebracht werden soziale Systeme und infolgedessen auch jene Differenz zur Umwelt dadurch, dass soziale Systeme die „[...] Elemente, aus denen sie bestehen, im Netzwerk eben dieser Elemente selbst erzeugen“ (Luhmann 1997: 65). Als basalen Prozess, der die Elemente der Systeme aus den Elementen des Systems produziert – in der Systemtheorie als „Autopoiesis“ (ebd.) bezeichnet –, gibt Luhmann (vgl. 1984: 192) für soziale Systeme bekanntermaßen *Kommunikation* an. Im Gegensatz dazu werden psychische und biologische Systeme, die sich in der Umwelt sozialer Systeme befinden, durch einen anderen Operationstypus reproduziert⁴², der wiederum nur diesen Systemen zu Eigen ist (vgl. Luhmann 2005f: 27).⁴³

Daraus folgt dann auch, autopoietische Systeme als operativ geschlossene Systeme zu konzipieren, weil für die „[...] Produktion des Systems durch sich selber“ (Luhmann 1997: 97), ausschließlich systemeigene Elemente herangezogen werden können (vgl. Luhmann 2005f: 27f). Für die Aufrechterhaltung der Autopoiesis, um dadurch die notwendige „Anschlussfähigkeit“ (Luhmann 1984: 62) der Operationen rekursiv sicherstellen zu können, sind soziale Systeme dazu angehalten, *selbstreferentiell* zu operieren.⁴⁴ Dass bedeutet, sie müssen sich „[...] mit jeder Operation [...] auch auf sich selbst beziehen“ (ebd.: 593) können. Voraussetzung hierfür ist dann aber, die eigenen Elemente und Prozesse, aber auch die Einheit des Systems von der Umwelt unterscheiden zu können. Denn nur so kann die autopoietische Operationsweise sozialer Systeme vonstatten gehen, die das dafür konstitutive Diskriminieren von systeminternen- und systemexternen Elementen ermöglicht (vgl. ebd.: 58f).

⁴² „Reproduktion“ bedeutet in dem Sinne eine „reflexive Produktion“, also die „Produktion aus Produktion“ (Luhmann 1984: 79); mit der begrifflichen Konsequenz, die somit temporalisierte „[...] Reproduktion der ereignishaften Elemente als *Operation*“ (ebd.) zu bezeichnen.

⁴³ Psychische Systeme verwenden „Bewusstsein“ (Luhmann 2005g: 60) und biologische Systeme „Leben“ (1984: 297) für ihre autopoietische Operationsweise.

⁴⁴ Das „Grundproblem“ (Luhmann 1984: 62) der Autopoiesis, nämlich für die nötige „Anschlussfähigkeit“ (ebd.) zu sorgen, ergibt sich für soziale Systeme daraus, dass sie „[...] nur als rekursive Systeme möglich [sind], da sie ihre einzelnen Operationen nur durch Rückgriff und Vorgriff auf andere Operationen desselben Systems produzieren können“ (Luhmann 1997: 74).

Hierfür kommt sozialen Systemen zugute, dass sie die Unterscheidung zur Umwelt mittels einer *Grenze* regulieren (vgl. Luhmann 1984: 35). Die Grenze wird hierbei von den Operationen des Systems erzeugt (vgl. ebd.: 96) und erfüllt die Funktion, Selbstreferenz von Fremdreferenz unterscheidbar zu machen und somit Eigenes und Fremdes bzw. innen und außen des Systems auch konkret bezeichnen zu können (vgl. Luhmann 1997: 76f). Von daher bedeutet bei Luhmann (1984: 96.) „Grenzerhaltung“ – also die vom System selbst beobachtete Unterscheidung von Selbst- und Fremdreferenz –, für soziale Systeme immer zugleich auch „Systemerhaltung“. Oder mit anderen Worten: Die vom System hervorgebrachte Grenze ist nicht bloß als Ausdruck der Differenz zur Umwelt zu werten, sondern vielmehr als ein konstitutives Element zur Herstellung und Regulierung eben dieser Differenz. Vor diesem Hintergrund ist auch das Zitat Luhmanns (2004a: 66) zu verstehen, das besagt: „Ein System ‚ist‘ die Differenz zwischen System und Umwelt“; da es das System ist, dass sich operativ von der Umwelt abgrenzt, sich durch diese Grenzziehung als System in einer Umwelt konstituiert und ferner es auch auf die Operationen des Systems zurückzuführen ist, sich über eine selbst gezogene Grenze als System in einer Umwelt beobachten zu können.⁴⁵

Eine solche eben beschriebene „Ausdifferenzierung“ (Luhmann 1997: 597) eines sozialen Systems aus einer Umwelt kann sich aber auch in bereits bestehenden Sozialsystemen vollziehen. Die Etablierung einer System/Umwelt-Differenz innerhalb bereits bestehender Sozialsysteme wird in der Systemtheorie mit dem Begriff der „Systemdifferenzierung“ (Luhmann 1984: 37) benannt.⁴⁶ Eine Systemdifferenzierung lässt sich wie beim Begriff der Ausdifferenzierung dargestellt ebenfalls dadurch beschreiben, dass es das neu gebildete soziale System es ist, welches die Differenz zu seiner, dann aber als sozialer- oder „interner Umwelt“ (ebd.) zu bezeichnenden Umwelt operativ erzeugt und sich von jener mittels Grenzziehung selbstreferentiell zu unterscheiden hat.

Auf die Frage, wie man sich die Grenzen sozialer Systeme nun vorzustellen hat, wird in der Systemtheorie Luhmanns der Vorschlag unterbreitet, die Grenzen sozialer Systeme als „Sinngrenzen“ (ebd.: 95) zu definieren. Wie bereits im ersten Kapitel angeführt, ist Sinn ein Medium, dessen „Verweisungsstruktur“ (ebd.) besagt, „[...] dass an allem was aktuell

⁴⁵ Laut Luhmann (1982: 13) ist die Umwelt eines Systems alles, „[...] was durch das System ausgegrenzt wird, also nicht zu ihm gehört. Der Umweltbegriff wird mithin systemrelativ definiert“. Das hat gleichzeitig auch zur Konsequenz, dass sich die Umwelt für jedes System als eine andere darstellt (vgl. Luhmann 1984: 36). Bei all dem ist besonders wichtig, dass die Umwelt selbst natürlich konstitutiv ist für das System und somit „[...] für das System nicht weniger wichtig [ist] als das System selbst“ (ebd.: 289).

⁴⁶ Im Original: „Systemdifferenzierung ist nichts weiter als Wiederholung der Systembildung in Systemen“ (Luhmann 1984: 37).

bezeichnet wird, Verweisungen auf andere Möglichkeiten mitgemeint und miterfasst sind“ (Luhmann 1997: 48). Für die *Sinn*grenzen sozialer Systeme bedeutet das: *Grenzen* „[...] verweisen zugleich nach innen und nach außen“ (Luhmann 1984: 95). Jene Eigenschaft der Sinngrenzen kann dann von den sozialen Systemen dahingehend benützt werden, die eigenen Elemente, die das System produzieren und reproduzieren, von der Umwelt zu unterscheiden und dem System im Anschluss daran selbst zuzuordnen (vgl. ebd.: 266). Zu tun hat das zum einen damit, dass Grenzen konstituiert im Medium Sinn wie gesagt nicht ohne ein „dahinter“ (ebd.: 52) zu haben sind. Zum anderen ist es den *sinnkonstituierten* sozialen Systemen folgedessen aber nicht nur möglich, sondern vielmehr auch *aufgegeben*, eine eigenselektive Grenzziehung vorzunehmen. Eine sinnhafte Grenzziehung, die es sozialen Systemen dann aber nicht nur erlaubt, sondern geradezu *abverlangt*, sich selbst von der eigenen Umwelt zu unterscheiden.

An dieser Stelle gibt Luhmann (vgl. 1997: 77f u. 1984: 267f) der Grenzregulierung sozialer Systeme eine kommunikationstheoretische Fassung, mit Hilfe derer erklärt werden kann, wie in sozialen Systemen eine solche selbstreferentielle Zuordnung der systemeigenen Elemente zu denken ist: Der Operationstypus sozialer Systeme, die Kommunikation (vgl. Luhmann 1984: 192), wird in der Systemtheorie Luhmanns als „selektives Geschehen“ (ebd.: 194) beschrieben, das erst zustande kommt, wenn „[...] drei Selektionen zur Synthese gebracht werden“ (ebd.: 196). Nämlich die Selektion einer Mitteilung, die Selektion einer Information und die Selektion des Verstehens, die zwischen der Mitteilung und der Information unterscheidet. Werden jene drei Selektionen zur Einheit gebracht, so entsteht Kommunikation als „emergentes Geschehen“ (ebd.). Dabei verweist die Operation Kommunikation über ihre selektierte Mitteilung auf sich selbst (Selbstreferenz), über ihre selektierte Information hingegen auf die Umwelt (Fremdreferenz). Durch die Mitteilung einer Information kann demnach eine selbstselektive Grenzziehung des Systems vollzogen werden, an der das soziale System beobachten kann, dass die Mitteilung sich selbst, aber das, was mitgeteilt wird, also die Information, der Umwelt zuzurechnen ist (vgl. Luhmann 1997: 97f). Zu betonen ist erneut, dass es somit das System selbst ist, das die Grenze mit Hilfe seiner Operationen produziert und reguliert (vgl. Luhmann 1984: 96 u. 269), weil erst das Verstehen einer mitgeteilten Information für soziale Systeme die Unterscheidung zwischen Selbst- und Fremdreferenz bewirkt und in weiterer Folge auch dafür herangezogen werden kann, die Grenze zwischen System und Umwelt fortlaufend zu beobachten. Ferner sind es auch die Operationen sozialer Systeme, welche den Grenzverlauf mittels Beobachtung für die weiteren

Operationen vorgeben (vgl. Luhmann 1997: 77). Und zwar in allen Operationen, denn „[d]ie Grenze des Systems ist [...] nichts anderes als die selbstproduzierte Differenz von Selbstreferenz und Fremdreferenz, und sie ist also solche in allen Kommunikationen präsent.“ (ebd.). Die Grenzen sozialer Systeme werden also nicht vorgefunden, sondern sind kommunikativ erzeugt. Das ist dann auch gemeint, wenn Luhmann anmerkt, soziale Systeme haben eine „[...] rein interne Form von Grenze“ (ebd.: 76). Eine Grenze, die für soziale Systeme dann als „hinreichend definiert“ (Luhmann 1984: 560) gelten kann, „[...] wenn die Probleme, die man mit dem Grenzverlauf und mit der Anwendung der Unterscheidung von außen und innen haben kann, mit den operativen Möglichkeiten des Systems selbst behandelt werden können“ (ebd.). Als diesbezügliches Paradebeispiel ist natürlich das „umfassende Sozialsystem“ (ebd.: 555) Gesellschaft zu nennen, da die Operationen des Systems in der Umwelt als solche nicht vorkommen und demnach „[...] alles, was Kommunikation ist, Gesellschaft [ist]“ (ebd.).

Doch wie verhält es sich, wenn es um die Darstellung der Grenzen *intern differenzierter Sozialsysteme* geht, also solchen Sozialsystemen, die sich im Rahmen einer Systemdifferenzierung konstituiert haben und in deren gesellschaftsinterner Umwelt aus dem Grund ebenso kommuniziert wird?

Auch dafür hält Luhmann eine kommunikationstheoretische Erklärung bereit. Eine solche, die neben den Operationen sozialer Systeme, besonders auf deren Strukturen aufmerksam macht: Denn laut Luhmann (vgl. 1984: 268) sind die Grenzen sozialer Systeme nämlich auch an speziellen „Themenerwartungen“ (ebd.) zu erkennen. Neben den Operationen sozialer Systeme können die Grenzen sozialer Systeme somit auch an „akzeptablen Themen“ (ebd.), also ein *Strukturmoment* betreffend, abgelesen werden.

Grundlegend hierfür ist, die Beiträge, die zu einem bestimmten Thema möglich sind, von den entsprechenden Themen selbst zu unterscheiden (vgl. Luhmann 1997: 77). Denn die Themen der Kommunikation beziehen sich auf die Strukturen des Systems, wohingegen die Beiträge als Operationen zu werten sind (vgl. ebd.). Jene beiden Momente sind es dann auch, an denen sich die Grenzverläufe sozialer Systeme innerhalb des umfassenden Sozialsystems Gesellschaft festmachen lassen. Für die jeweiligen Systembildungsebenen sozialer Systeme – Interaktionen (1), Organisationen (2) und Gesellschaften (3) (vgl. Luhmann 2005h) – heißt das konkret, dass:

(1) *Interaktionen* ihre Grenzen dadurch konstituieren und regulieren, indem die spezifischen Operationen ausschließlich als Kommunikation unter Anwesenden

stattfinden. Eine Kommunikation mit jeweils Abwesenden ist für diesen Typus sozialer Systeme also operativ nicht zu haben. Denn dafür wäre eine wechselseitige Wahrnehmung von Nöten. Was wiederum einer physischen Co-Präsenz der Kommunikationsteilnehmer bedürfte (vgl. ebd.: 10f). Aber auch thematisch begrenzen sich Interaktionssysteme in recht spezifischer Weise: Die „Systemgrenze“ von Interaktionssystemen „[...] zeigt sich darin, dass man nur *mit* Anwesenden, aber nicht *über* Anwesende sprechen kann; und umgekehrt nur *über* Abwesende, aber nicht *mit* ihnen“. Denn „[w]ie jedermann weiß, macht es für die Selektion der Themen einen erheblichen Unterschied aus, mit wem man über wen spricht“ (ebd.: 11). Das „Grenzbildungsprinzip [...] Anwesenheit“ (Luhmann 1984: 564) wird dabei vom Interaktionssystem selbst reguliert, da es die *Kommunikation* unter Anwesenden ist, die zwischen Anwesenden und Abwesenden unterscheidet. Zu erklären ist das systemtheoretisch damit, dass der „[...] Zusammenhang von Interaktion und Anwesenheit [...] rekursiv gebaut [ist]“ (Kieserling 1999: 67).⁴⁷

(2) *Organisationen* konstituieren und regulieren ihre Grenzen ebenfalls durch einen autopoietischen Operationstypus, der nur diesem Typus sozialer Systeme zu eigen ist: der „Kommunikation von Entscheidungen“ (Luhmann 1997: 830). Über Entscheidungen können Organisationen ihre Kommunikationen von den Kommunikationen anderer Sozialsysteme unterscheiden. Da aber in der sozialen Umwelt von Organisationen auch von anderen Organisationen entschieden wird, ist es für Organisationen unabdingbar, ihre Entscheidungen an bestimmte Stellen zu knüpfen (vgl. Kieserling 1999: 353). Des Weiteren grenzen sich Organisationssysteme von ihrer gesellschaftsinternen Umwelt durch das Prinzip der Mitgliedschaft ab, indem die Kommunikation von Entscheidungen nur den jeweiligen Mitgliedern der Organisation vorbehalten bleibt (vgl. Luhmann 2006: 112 u. 1994: 189f). Was die Entscheidungen *thematisch* betrifft, so sind diese an „Programme“ (Luhmann 1997: 842) gebunden. Darunter sind „Erwartungen“ gemeint, die „[...] für mehr als nur eine Entscheidung gelten“ (ebd.) und die Funktion erfüllen, das formalisierte Verhalten der Mitglieder sicherzustellen. Als Metaprogramme, die über die Entscheidung von Programmen entscheiden, verwenden Organisationen „Entscheidungsprämissen“ (Luhmann 2006: 228), die dann auch als Strukturen organisierter Sozialsysteme fungieren (vgl. ebd.: 235) und wie eben angeführt qua eigener Entscheidung herbeigeführt werden

⁴⁷ Ein Sachverhalt, zu dem an späterer Stelle unter räumlichen Gesichtspunkten erneut einzugehen sein wird. An der Stelle ist vor allem wichtig, dass auch die Kommunikation unter Anwesenden nicht primär räumlich begrenzt ist – obwohl eine reflexive Wahrnehmung von Nöten ist, also auch ein räumlicher Sachverhalt –, weil die Kommunikation der Interaktion bestimmt, wer als anwesend und wer als abwesend zu gelten hat. Vgl. dazu: Ziemann (2003: 141f);

(Stichwort: „Selbstorganisation“ Luhmann 2006: 229). Aus diesem Grund können sich organisierte Sozialsysteme ihre Entscheidungsprämissen ebenso selbstreferentiell zurechnen, was strukturell die Grenzregulierung zu anderen Organisationen und deren Programmen ermöglicht.

(3) *Gesellschaften* konstituieren und regulieren ihre Grenze wie bereits erwähnt durch den Operationstypus „Kommunikation“ (Luhmann 1984: 555). Als „autopoietisches Sozialsystem par excellence“ (ebd.) können Gesellschaften sich dadurch selbst begrenzen, dass alles, was Kommunikation ist, zur Gesellschaft gehört und alles Nichtkommunikative, zur Umwelt (vgl. ebd.: 557). Von daher sind die Grenzen der Gesellschaft bei Luhmann (2005h: 12) „[...] Grenzen möglicher und sinnvoller Kommunikation, vor allem Grenzen der Erreichbarkeit und der Verständlichkeit“. Wichtig dabei ist nun, Gesellschaften als eigenständigen Typus sozialer Systeme zu verstehen und nicht bloß als Summe aller Interaktionssysteme (vgl. Luhmann 1984: 552). Denn im Gegensatz zu Interaktionen müssen Gesellschaften auch die „[...] möglichen Kommunikationen unter jeweils Abwesenden oder mit jeweils Abwesenden“ (Luhmann 2005h: 12) mitsystematisieren. Von daher ist auch ihr Grenzbildungsprinzip ein wesentlich anderes als das von Interaktionssystemen (vgl. ebd.). Was nun die Strukturen der Gesellschaften anbelangt, so macht Luhmann jene an der „Differenzierungsform“ (Luhmann 1997: 609)⁴⁸ des Sozialsystems Gesellschaft fest. Vier Möglichkeiten, wie sich innerhalb von Gesellschaften Subsysteme ausdifferenzieren und sich gegeneinander abgrenzen, sind hierbei zu benennen: segmentäre Differenzierung (a), Zentrum/Peripherie-Differenzierung (b), stratifikatorische Differenzierung (c) und funktionale Differenzierung (d). Gewonnen werden die vier Differenzierungsformen und die damit einhergehend sich konstituierenden Subsysteme durch die „Unterscheidung von gleich und ungleich“ (ebd.: 613):⁴⁹

(a) *Segmentär* differenzierte Teilsysteme der Gesellschaft stehen in einem Verhältnis der Gleichheit zueinander (vgl. ebd.). Ihre Subsysteme, bestehend aus ebenfalls segmentär sich anordnenden Familien, Dörfern oder Clans (vgl. ebd.: 635), bilden ihre Einheit durch eine „Mischform“ (ebd.) aus „Verwandtschaftsprinzip“ und „Territorialprinzip“ (ebd.), wobei

⁴⁸ Unter der Differenzierungsform versteht Luhmann (1997: 609) den Sachverhalt, „[...] wie in einem Gesamtsystem das Verhältnis der Teilsysteme zueinander geordnet ist“. Bei der „Form der Systemdifferenzierung“ (ebd.: 610) geht es dann im Speziellen darum, wie die Teilsysteme sich und andere Teilsysteme beobachten und sich durch den damit einhergehenden Unterscheidungsgebrauch in ihrer Identität bestimmen (vgl. ebd.).

⁴⁹ Die nun folgende Darstellung der jeweilig dominanten gesellschaftlichen Differenzierungsform, anhand derer die Grenzziehung der gesellschaftlichen Teilsysteme erläutert wird, erfolgt aus einer historischen Perspektive.

entweder mehr das eine, oder mehr das andere Prinzip in Vordergrund steht. Von daher beschreiben die Subsysteme segmentär differenzierter Gesellschaften ihre Grenzen auch mit Bezug auf „[...] zugehörige Menschen und zugehörige Gebiete“ (ebd.: 642). Luhmann betont dabei, dass durch die Gleichheit der Subsysteme⁵⁰, „[...] auf die Symbolisierung von Grenzen besonderer Wert gelegt wird“ (ebd.: 641; vgl. auch Schroer 2006: 136). Hierfür kommen dann auch „Raum- und Zeitstellen“ (ebd.) zur Anwendung, mit Hilfe derer sich die Segmente tribaler Gesellschaften voneinander abgrenzen können.⁵¹ Da in archaischen Gesellschaften noch keine Schrift zur Verfügung steht, „[...] muss alle Kommunikation unter Anwesenden stattfinden“ (ebd.: 640). Auch das ist sicherlich mit ein Grund, warum sie sich „[...] innerhalb eng gezogener Grenzen [bilden], in einer kleinen Welt mit überall spürbarer Differenz von vertraut und unvertraut“ (ebd.: 645). So beginnt für tribale Gesellschaften „[h]inter den Bergen und in Spatentiefe [...] eine andere Welt, in der die bekannten Gewissheiten versagen können“ (ebd.). In tribalen Gesellschaften geht demnach die Unterscheidung von nah und fern mit jener von vertraut und fremd einher (vgl. Schroer 2006: 136f). Dass sich die Differenzierung segmentärer Teilsysteme der Gesellschaft entlang der Raumdimension von Sinn vollzieht und demnach auch von der Seite auf die Sozialdimension von Sinn zugreift, darauf soll an der Stelle kurz hingewiesen werden. Im weiteren Verlauf der Arbeit wird darauf noch näher einzugehen sein.

(b) Vom Territorialprinzip her ähnlich, der Intention nach aber unterschiedlich, verhält es sich bei einer weiteren Differenzierungsform der Gesellschaft, nämlich jener nach *Zentrum* und *Peripherie*: Diese Form gesellschaftlicher Differenzierung verwendet zwar ebenso ein räumlich symbolisiertes Schema, um die jeweiligen Teilsysteme, also Zentren und Peripherien, voneinander abzugrenzen. Dass aber nicht der Gleichheit von Zentrum und zugehöriger Peripherie wegen, sondern gerade wegen ihrer Ungleichheit (vgl. ebd.: 662). Ungleichheit deswegen, weil das Zentrum eine „dominierende Stellung“ (ebd.: 663) innerhalb der Gesellschaft einnimmt und es auch an ihm gelegen ist, die Grenzen zwischen dem, was als Zentrum und dem, was als Peripherie zu gelten hat, zu ziehen (vgl. ebd.: 668). Denn in der Peripherie herrscht weiterhin eine segmentäre Differenzierung vor (vgl. ebd.: 663). Von Relevanz ist daher (was etwa Ausbeutung vom und Schutz durch das

⁵⁰ „Jedes Teilsystem sieht die innergesellschaftliche Umwelt nur als Ansammlung von gleichen oder doch ähnlichen Systemen“ führt Luhmann (1980a: 25) an anderer Stelle aus.

⁵¹ Vorausgreifend erwähnt muss an der Stelle werden, dass die „[...] Kommunikation an sich keine raumbundene Operation [ist]“, wie das Luhmann (2002: 263) in einem anderen als dem hier behandelten Kontext bemerkt und somit soziale Systeme auch nicht im Raum begrenzt sind. Nichtsdestotrotz verwenden aber Clans den Raum sinnhaft symbolisiert genau dazu, sich strukturell von anderen Clans über ihr jeweiliges Gebiet unterscheiden.

Zentrum betrifft), wie nahe oder fern die Peripherie vom Zentrum entfernt ist (vgl. ebd.: 663f). Aus dem Grund sind die Zentren nicht nur bemüht sich von der Peripherie räumlich abzugrenzen, sondern gleichzeitig auch bestrebt, jene räumliche Differenz, zum Zweck der Aufrechterhaltung bzw. Ausdehnung der Herrschaft über die Peripherie, zu überwinden. Als Zentren sind zum einen „Städte“ (ebd.: 669) – mit zugehöriger „(ländlicher) Peripherie“ (ebd.) – zu nennen, aber auch Großreiche, die „[...] sich selbst als Zentrum der Welt [...] begreifen und alles andere [...] peripherisieren“ (ebd.). Vor allem für Reichsbildungen ist Schrift Voraussetzung (vgl. ebd.: 671), um die vom Zentrum ausgehende Kommunikation in die Peripherie zu verbreiten und die Hierarchie der Teilsysteme damit stabilisieren zu können.

Zu betonen für die Form der gesellschaftlichen Differenzierung ist auch, dass sich in den Städten qua „Endogamie“ (ebd.: 674) ein Adelsschicht herausbildet, welche der Ungleichheit zwischen Zentrum und Peripherie eine stratifikatorische Prägung verleiht (vgl. ebd.) und auf territorialräumliche Implikationen auch in geschichteten Gesellschaften aufmerksam macht (vgl. ebd.: 662). Auf der anderen Seite wird eine „imaginierte Raumordnung“ (ebd.: 676) von den Großreichen auch dafür verwendet, um die „Einheit des Differenten“ (ebd.), also die vom Territorialraum übergreifende Zusammengehörigkeit von Zentrum und Peripherie, symbolisch herzustellen (vgl. ebd.). Ein Punkt, der neben der Sozialdimension auch auf die Raumdimension von Sinn aufmerksam macht, anhand derer sich die Subsysteme der Gesellschaften im Rahmen dieser Differenzierungsform konstituieren und voneinander abgrenzen.

(c) Die *stratifikatorische Differenzierungsform* ist gekennzeichnet durch eine „*rangmäßige Ungleichheit*“ (ebd.: 613) der Teilsysteme. Als Teilsysteme sind Schichten zu nennen, die sich hierarchisch geordnet als Adel oder Volk gegenüberstehen (vgl. ebd.). Die Schichtzugehörigkeit wirkt „multifunktional“ (ebd.: 679), betrifft also so gut wie alle Kontexte der Gesellschaft (vgl. ebd.). Innerhalb der Schichten, die sich wiederum aus segmentär differenzierten Familien zusammensetzen, was zur notwendigen Verdichtung der teilsysteminternen Kommunikation führt (vgl. Luhmann 1980a: 25), wird unter Gleichen kommuniziert (vgl. Luhmann 1980d: 73). Die schichtinterne Gleichheit wird scharf kontrastiert durch die Ungleichheit zu anderen Schichten und zusätzlich in ein hierarchisches Verhältnis von oben und unten gebracht. Zur Bildung von Schichten kommt es dadurch, dass sich eine Oberschicht durch Ansammlung von Reichtümern ausdifferenziert und sich in weiterer Folge gegenüber anderen Schichten durch Endogamie

abschließt (vgl. Luhmann 1997: 680). Wesentlich für die kommunikative Grenzziehung primär stratifizierter Gesellschaften ist die Unterscheidung von Gleichheit und Ungleichheit, wobei „[...] Gleichheit ein teilsysteminternes, Ungleichheit ein teilsystemexternes Ordnungsprinzip“ (Luhmann 1980d: 75) darstellt. Das setzt voraus, das „[...] schichtinterne Homogenität über Rangunterscheidungen hinweg *nach außen abgrenzbar ist*“ (Luhmann 1997: 686f). Zum einen erfolgt das durch Endogamie und das Prinzip der Herkunft, zum anderen aber auch durch *Distinktion* (vgl. ebd.). Letzteres meint in dem Kontext, dass in allen Lebenslagen die Schichtzugehörigkeit eindeutig zum Ausdruck gebracht werden muss. Das geschieht über eine *Visibilisierung* (vgl. ebd.: 689) der sozialen Rangunterschiede und bringt eine „[...] alternativlos *sichtbare* Ordnung der Gesellschaft“ (ebd.; Hervorh. S.K.) mit sich. Konkret vollzieht sich jene Distinktion laut Luhmann (ebd.: 688) an „[...] Unterschieden der Kleidung und des Verhaltens und an Unterschieden der Wohnhäuser“. Wichtig ist das insofern, als vermittels Distinktion ausgemacht werden kann, wer überhaupt potentiell als Teilnehmer schichtinterner Kommunikation in Frage kommt und wer nicht.⁵² Somit trägt „Visibilität“ (ebd.: 689) dazu bei, die Kommunikation unter Schichtgleichen zu erleichtern, was das Um und Auf stratifizierter Gesellschaften darstellt (vgl. Luhmann 1980d: 73). Ein Punkt, der vor allem die Sozialdimension von Sinn betrifft, an der die Unterschiede der Schichten abgelesen werden kann.

(d) Als evolutionär späteste und aktuelle Form gesellschaftlicher Differenzierung bestimmt Luhmann die *funktionale Differenzierungsform*. Darunter ist zu verstehen, dass die Subsysteme der Gesellschaft – mit Funktionssystemen wie etwa Recht, Politik oder Erziehung zu benennen – sich nach funktionalen Gesichtspunkten voneinander abgrenzen. Jedes Funktionssystem löst dabei ein spezielles Problem für die Gesellschaft. Entlang der Funktionserfüllung differenzieren sich die Funktionssysteme innerhalb der Gesellschaft aus und können an jener auch ihre eigene Identität bestimmen. Da alle von den Funktionssystemen zu erfüllenden Funktionen wichtig sind für den Fortbestand der Gesellschaft, lässt sich die moderne Gesellschaft nicht als Hierarchie beschreiben. Von daher operiert sie auch ohne Zentrum und ohne Spitze. Die von den Funktionssystemen monopolisierte Erfüllung jeweils einer bestimmten Funktionen führt dazu, dass die

⁵² So merkt Luhmann (vgl. 1997: 702) an, dass es in allen Lebenslagen stratifizierter Gesellschaften von großer Relevanz war, dass man „[...] weiß und beachtet, ob ein Kontakt nach oben oder nach unten gerichtet ist oder von gleich zu gleich läuft“ (ebd.).

Subsysteme der funktional differenzierten Gesellschaft recht *ungleich* sind (vgl. Luhmann 1997: 745ff). „Aber in dieser Ungleichheit sind sie gleich.“ (ebd.: 746).

Jedoch nicht nur über das eben dargestellte „Bezugsproblem“ (ebd. 747) und dem daraus sich ableitenden „Funktionsprimat“ (ebd.: 748) können sich die Subsysteme der modernen Gesellschaft voneinander abgrenzen, sondern auch über ihre spezielle Operationsweise: Eingeschränkt durch die „funktionale Spezifikation“ (Luhmann 1993: 61) verwenden die Funktionssysteme für ihre Kommunikationen nämlich bestimmte Codes zur Informationsbearbeitung, wobei der in Gebrauch stehende Code in jedem Funktionssystem ein anderer ist (vgl. Luhmann 748f). Unter den Codes der Funktionssysteme sind „Duplikationsregeln“ (ebd.: 750) zu verstehen, die alle Informationen zwischen einem positiven und einem negativen Wert oszillieren lassen, wobei sowohl der positive als auch der negative Wert (Stichwort: „Präferenzcodes“ Luhmann 1997: 360) in einem selbstreferentiellen Sinne auf das System verweist – so sind z.B. die zwei Seiten des binären Codes der Wissenschaft, also „wahr/unwahr“ (ebd.: 750), beide dem System zugehörig und somit auch der Wert ‚unwahr‘ Teil wissenschaftlicher Kommunikation.⁵³

Wichtig dabei ist, dass den Funktionssystemen keine andere Form der Beobachtung zur Verfügung steht als jene, die sich der binären Codierung verdankt. Aber genau deshalb können sich die Funktionssysteme dann auch operativ schließen.⁵⁴ Konkret vollziehen sich die Kommunikationen der Funktionssysteme in „Elementaroperationen“ (ebd.: 752), die sich mit Hilfe der Codes durch eine „[...] Unverwechselbarkeit im Verhältnis zu den Elementen anderer Systeme“ (ebd.: 752f.) auszeichnen. Als Elementaroperationen sind etwa „Rechtsbehauptungen“ (ebd.: 752) für das Funktionssystem Recht und „kollektiv bindende Entscheidungen“ (ebd.) für das Politiksystem anzuführen. Folgedessen tragen die Elementaroperationen auch zur Autopoiesis der Funktionssysteme bei, als dass sie die Operationen des Systems distinkt als zum System zugehörig ausweisen und somit

⁵³ Aus dem Grund bezeichnet Luhmann (2005i: 166) im Anschluss an den Logiker Gotthard Günther den positiven Wert der Präferenzcodes auch als „Designationswert“ und den negativen als „Reflexionswert“.

⁵⁴ Hierzu ein aufschlussreiches Zitat Luhmanns (vgl. 1998: 310; Zit. ebd.), das den Zusammenhang von Codierung, operativer Geschlossenheit und funktionssystemspezifischer Beobachtungsweise auf den Punkt bringt. Vor dem Hintergrund, dass die Welt nur mit Hilfe der systemspezifischen Codes beobachtet werden kann, ergibt sich für die Subsysteme der modernen Gesellschaft: „dass ein binär codiertes und dadurch geschlossenes System sich eine Welt projiziert, die nichts ausschließt, was mit Hilfe der eigenen Leitunterscheidung bezeichnet werden könnte. Insofern definiert der Code eine Welt und zugleich die Operationen, die ein System definieren, das sich in der Welt ausgrenzt, um die Welt beobachten zu können.“ Zurückzuführen ist diese selbstreferentielle Geschlossenheit – und von daher ein Sachverhalt, der für alle sozialen Systeme relevant ist – auf das Medium Sinn, denn: „Sinnsystemen ist im Prinzip alles zugänglich, aber alles nur in der Form von Sinn“ (Luhmann 1984: 97) Oder noch kürzer formuliert: „Alle Offenheit stützt sich auf Geschlossenheit“ (ebd.). Dass sich dadurch für die Funktionssysteme das Problem der Selbstbezüglichkeit einstellt, darauf werde ich an späterer Stelle zurückkommen und dabei zu zeigen versuchen, wie der Raum als diesbezüglicher *Selbstreferenzunterbrecher* herangezogen werden kann.

hinreichend klar stellen, an welche Elemente das System in einem rekursiven Vor- und Rückgriff für seine Reproduktion selbstreferentiell anzuschließen hat (vgl. ebd.). Obwohl die Funktionssysteme mittels der Codes selbstreferentiell geschlossen sind, können sie sich über ihre *Programme* der Umwelt gegenüber in einem fremdreferentiellen Sinne öffnen (vgl. Luhmann 2004b: 83). Programme erfüllen dabei die Funktion, als „Entscheidungsregel“ der Präferenzcodes zu fungieren, „[...] die festlegen, unter welchen Bedingungen der Wert bzw. der Gegenwert richtig bzw. falsch zugeordnet ist“ (Luhmann 1997: 750).

Die Funktionssysteme der modernen Gesellschaft, ein Typus von Gesellschaft übrigens, der als solcher nur noch im Singular zu denken ist, weil „Weltgesellschaft“ (2005h: 12), begrenzen sich also dadurch, dass sie sich und ihre Operationen an der Erfüllung einer bestimmten Funktion und an den Codes ihrer Elementaroperationen orientieren (vgl. ebd.: 748f). Arbeitsteilig organisiert⁵⁵, können somit die Grenzen der Funktionssysteme auf Grund ihrer thematischen Verschiedenheit recht eindeutig in der Sachdimension von Sinn beschrieben werden.

II. 2. Die Komplexität sozialer Systeme

Die Unterscheidung von System und Umwelt wird von den Sozialsystemen aber nicht nur mit Hilfe der eben dargelegten operativen Grenzziehung konstituiert und reguliert, sondern auch mit einer ebenfalls sich operativ vollziehenden *Reduktion von Komplexität*.

Gewonnen wird der Begriff der Komplexität in der Systemtheorie über die Unterscheidung von „Element und Relation“ (Luhmann 1984: 45). Wobei die Elemente sozialer Systeme, also „Einzelkommunikation[en]“ (Luhmann 1997: 137), ihre „Qualität“ (Luhmann 1984: 42) nur dadurch bestimmen können, „[...] dass sie relational in Anspruch genommen, also aufeinander bezogen werden“ (ebd.). Darunter ist nun zu verstehen, dass die Kommunikationen sozialer Systeme erst über eine rekursive Aufeinanderbezugnahme auf bereits vergangene- bzw. noch zu erwartende Kommunikationen in ihrer jeweiligen Qualität bestimmt werden. Da aber ab einer bestimmten Größe nicht mehr jedes Element mit jedem anderen Element des Systems in Beziehung gesetzt werden kann (vgl. ebd.: 46), muss die Relationierung „[...] irgendwie geregelt sein“ (ebd.: 44). Das besagt der Begriff der „Konditionierung“ (ebd.), der auf die Notwendigkeit der *selektiven* Verknüpfung der Elemente aufmerksam macht und zum *Problem der Komplexität* überleitet.

⁵⁵ Ohne dabei aber durch das Gesamtsystem koordiniert zu werden (vgl. Luhmann 1997: 598)

Unter Komplexität ist in der Systemtheorie Luhmanns (2005b: 146) die „Gesamtheit der möglichen Ereignisse“ gemeint. Auf das sinnhafte operieren sozialer Systeme zurückzuführen, das bei allem Gegebenen auf andere Möglichkeiten verweist (vgl. ebd.: 146f), ergibt sich dadurch für soziale Systeme die Notwendigkeit, ihre Komplexität *organisieren* zu müssen.

Was ist darunter zu verstehen?

Luhmann (1984: 46) bezeichnet „[...] eine zusammenhängende Menge von Elementen“ dann als *komplex*, „[...] wenn auf Grund immanenter Beschränkungen der Verknüpfungskapazität der Elemente nicht mehr jedes Element jederzeit mit jedem anderen verknüpft sein kann.“⁵⁶ (ebd.). Der aus der Komplexität sich ableitende Selektionszwang (vgl. ebd.: 47), der dem Problem der Komplexität dann aber auch zu dessen Lösung verhilft, bringt es für soziale Systeme mit sich, ihre Relationierungen konditionieren zu müssen: Die Konditionierung der selektiven Relationierung der Elemente wird von sozialen Systemen über ihre *Strukturen* bewerkstelligt, die „[...] die offene Komplexität der Möglichkeiten, jedes Element mit jedem anderen zu verbinden, in ein enges Muster ‚geltender‘, üblicher, erwartbarer, wiederholbarer oder wie immer bevorzugter Relationen“ (ebd.: 74) überführt. Die „organisierte Komplexität“ (ebd.: 46), also die „[...] selektive Beziehung zwischen den Elementen“ (ebd.), wird insofern von den Strukturen sozialer Systeme erbracht und reguliert. Den Strukturen ist es demnach geschuldet, nicht nur das Problem der Komplexität zu lösen, sondern auch die damit einhergehende Kontingenz in der Relationierung hintan zu halten.

Für den thematischen Zusammenhang meiner Arbeit ist von besonderem Interesse, dass Komplexität einen Sachverhalt darstellt, der sowohl in der Umwelt als auch im System anzutreffen und als solcher auch als System- oder Umweltkomplexität zu beobachten ist (vgl. ebd.: 45). Bezieht man nun die Komplexität der Umwelt auf jene des Systems, so zeichnet sich der Vergleich durch ein „Komplexitätsgefälle“ (ebd.: 49) aus. So sind sowohl die Anzahl der Elemente als auch die der Relationen in einem System stets geringer als das in der Umwelt der Fall ist. Warum das so ist, und wie sich das System trotz geringerer Komplexität dennoch auf seine Umwelt beziehen kann, das beschreibt Luhmann mit dem Begriff der „Reduktion von Komplexität“ (ebd.: 49). Mit Hilfe der Prämisse: „Nur Komplexität kann Komplexität reduzieren.“ (ebd.), ist nämlich davon auszugehen, dass die

⁵⁶ Vgl. dazu erneut die von Luhmann (1980a: 21) andernorts gegebene Definition der systemischen Eigenschaft: *komplex*: Ein System ist dann komplex, „[...] wenn es nicht mehr jedes seiner Elemente mit jedem anderen verknüpfen kann; wenn es also in der Relationierung seiner Elemente selektiv verfahren muss.“

Systeme die für ihren Fortbestand relevante Umweltkomplexität innerhalb des Systems – und somit nur mit eigenen Elemente und Relationen –, derart „rekonstruieren“ (ebd.), dass eine „Punkt-für-Punkt-Übereinstimmung“ (ebd.: 47) zwischen System und Umwelt *nicht* mehr gegeben ist. Daraus, dass das System als „Insel geringerer Komplexität“ (Luhmann 2005b: 147) auftritt, folgt aber nicht nur die Erzeugung und Stabilisierung einer Differenz zur Umwelt, sondern auch der Sachverhalt, dass die Umwelt dadurch, dass sie vom System intern anhand der zur Verfügung stehenden Systemkomplexität rekonstruiert werden muss, nur nach Maßgabe der jeweils eigenen Komplexität beobachtet werden kann.⁵⁷ Auch das ist also gemeint, wenn von operativer Geschlossenheit der Systeme die Rede ist und die damit einhergehende Autonomisierung des Systems von der Umwelt gemeint ist.

Wichtig bei all dem ist nun, dass es auf die Strukturen sozialer Systeme zurückzuführen ist, welchen Grad an Komplexität sie erreichen können, da Strukturen wie gesagt die Selektivität der Relationierungen organisieren und demnach auch regulieren, welche Elemente mit welchen Elementen verbunden werden können.⁵⁸

Wendet man sich diesbezüglich den Strukturen der einzelnen Systembildungsebenen zu, und das verbindet das Problem der Autopoiesis mit jenem der Komplexität, so ist für *Interaktionssysteme* zu vermerken, dass ihre Strukturen nur eine recht geringe Komplexität zulassen. Zu tun hat das zum einen damit, dass sowohl die Themen als auch die jeweiligen Beiträge von der Kommunikation unter Anwesenden *sequentiell* prozessiert werden müssen –was der Möglichkeit der Relationierung der Elemente eng gezogene Grenzen setzt –; und zum anderen damit, dass die für Interaktionssysteme notwendige *Anwesenheit* und wechselseitige Wahrnehmung auch die mögliche Anzahl der Elemente „einfacher Sozialsysteme“ (Luhmann 2005i: 27) stark reduziert (vgl. Luhmann 2005h: 11).

Organisationssysteme hingegen können strukturell eine weit höhere Komplexität aufbauen. Zu tun hat das mit der Unterscheidung von Organisation und Stellen und der damit einhergehenden Möglichkeit, eine große Anzahl an Stellen innerhalb der Organisation einzurichten (vgl. Luhmann 2006: 307). Dennoch ist es auch auf die Strukturen zurückzuführen, die Komplexität innerhalb organisierter Sozialsysteme zu reduzieren. Operativ vollzogen wird eine Reduktion von Komplexität in Organisationen über Entscheidungsprämissen (vgl. ebd.: 222ff), die nicht nur erwartbar machen, wie in

⁵⁷ Vorstellen kann man sich das etwa an daran, wenn man sich überlegt, wie in den Massenmedien über Politik berichtet wird und das damit vergleicht, wie das von der Soziologie getan wird.

⁵⁸ Der Strukturbegriff wird folglich bei Luhmann (1984: 387) auch als „Einschränkung von Einschränkung“ gehandhabt.

bestimmten Situationen entschieden wird (Stichwort: Programme), sondern auch, wer zu entscheiden hat (Stichwort: Stellen) und wie der Entscheidungsprozess systemintern geregelt wird (Stichwort: Kommunikationswege). Ferner dient auch die „Vernetzung der Stellen“ (ebd.: 307) einer Reduktion von Komplexität (vgl. ebd.) – sei sie hierarchisch organisiert oder mit „[...] postmodern fließenden Grenzen“ (Kieserling 2004a: 237), als sie die Kommunikationswege vorab definiert und somit festlegt, welche Elemente wie zu relationieren sind.

Gesellschaften geben ihrer Systemkomplexität qua primärer Differenzierungsform einen strukturellen Rahmen des möglichen vor (vgl. Luhmann 1980a: 22). So ist es in *segmentär* differenzierten, tribalen Gesellschaften die „[...] Ansammlung von gleichen oder doch ähnlichen Systemen“ (ebd.: 25), die dem komplexer werden der Gesellschaften einen strukturellen Riegel vorschiebt. Aber auch die territorialräumliche Anordnung der Subsysteme reduziert die Komplexität. Letzteres geschieht in der Raumdimension von Sinn.

In *stratifizierten*, traditionellen Gesellschaften ermöglicht zwar die Bildung ungleicher Subsysteme ein Anwachsen der Komplexität, da aber die Ungleichheit in ein hierarchisches Verhältnis gebracht werden muss und sich die Subsysteme nur über das jeweils andere definieren können, reduziert die stratifikatorische Differenzierungsform auch wiederum die hierbei mögliche Komplexität (vgl. ebd.: 25f); ebenso wie die Unterscheidung der Kommunikation in schichtintern und schichtextern, die dem Komplexitätsaufbau deutliche Schranken setzt. Vollzogen wird das in der Sozialdimension von Sinn.

In der *funktional* differenzierten, modernen Gesellschaft dagegen erhöht sich die Komplexität im Vergleich zu stratifizierten Gesellschaften dahingehend, als das Verhältnis der Subsysteme nicht mehr in ein Rangverhältnis gebracht werden muss. Die ehemals in Gebrauch stehende gesellschaftseinheitliche Leitunterscheidung von oben/unten wird folgedessen obsolet und gibt den Weg frei für eine plurale Beobachtungsweise der Gesellschaft (also eine funktionsspezifische Codierung nach: wahr/unwahr, haben/nicht-haben, etc.). Auf der anderen Seite führt die sachthematische Ausdifferenzierung der Funktionssysteme aber dazu, dass die unterschiedlichen Funktionen, die für die Gesellschaft zu erbringen sind, jeweils nur von einem Subsystem geleistet werden (vgl. ebd.: 27f). Somit ist etwa nur das Rechtssystem rechtlich kompetent, nicht aber dessen gesellschaftsinterne Umwelt, was zu einer starken Reduktion von Komplexität beiträgt – etwa im Vergleich zur Multifunktionalität der Subsysteme segmentär differenzierter

Gesellschaften. Konkret handelt es sich demnach in funktional differenzierten Gesellschaften in diesem Sinne primär um eine Reduktion der Komplexität in der Sachdimension von Sinn.

Wichtig bei all dem ist nun, dass die Strukturen sozialer Systeme der Komplexität zwar einen Rahmen des Möglichen vorgeben in dem sich die Relationierung der Elemente jeweils unterschiedlich vollziehen können. Zugleich sind es aber auch die Strukturen, welche den möglichen Rahmen konditionieren und damit einhergehend erwartbar machen, wie sich das Handeln und Erleben in einer gegebenen Situation konkret zu vollziehen hat (vgl. Luhmann 1984: 388 u. 397). Letzter Punkt verweist dann auch auf das Medium Sinn und dem daraus sich ergebenden Selektionszwang: Da soziale Systeme sinnkonstituierende Systeme sind, erscheint bei allem Aktuellen auch ein Verweis auf Potentielles: als konkrete Elemente könnten diese Kommunikationen herangezogen werden oder jene Kommunikationen und ihre Qualität mit dieser Relation oder mit jener Relation bestimmt werden. Warum sich daraus aber keine Beliebigkeit ergibt (Stichwort: „Entropie“, ebd.: 386), ist wie gesagt auf die *Strukturen* zurückzuführen, die nicht nur selektieren, was zu selektieren ist, sondern auch, wie aus diesem bereitgestellten Bereich des Möglichen zu selektieren ist.

Wie man sich das *konkret* vorzustellen hat, darüber wurde versucht in obigem Abschnitt genauere Auskunft zu erteilen: Je nach systembedingt struktureller Ausgangslage wird Komplexität von System zu System sehr unterschiedlich bereitgehalten bzw. auf ein handhabbares Maß reduziert. Sei es die Bedingung der Anwesenheit, der Mitgliedschaft oder der Erreichbarkeit und des Verstehens; sei es die Bedingung der Territorialität, der Hierarchie oder der monopolisierten Funktionserfüllung. Bei all dem spielen die Strukturen sozialer Systeme eine gewichtige Rolle und tragen dazu bei, die Komplexität zu organisieren und die autopoietischen Anschlussoperationen der Systeme damit sicherzustellen. Und wie gesagt auf sehr *unterschiedliche* Weise. Letzteres erklärt auch, wie aus einer Menge an recht ähnlichen Elementen, sehr unterschiedliche Systeme gebildet werden können (vgl. ebd.: 47).

Wie man sich das aber *abstrakt* vorzustellen hat, kann mit Hilfe „symbolischer Generalisierungen“ (ebd. 140) erläutert werden: Da die Selektionslast sozialer Systeme auf Grund ihres sinnhaften Operierens sehr hoch ist, werden potentiell zu selektierende „[...]

Sinngegenstände oder Sinnthemen nur in verdichteter Form verwendet“ (ebd.). Darunter ist nun zu verstehen, dass sich nicht nur die Erwartungen durch „Bewährung“ (ebd.) zu typischen oder normativen Erwartungen verdichten (Stichwort: „Generalisierung von Erwartungen“, ebd.: 140), sondern auch das in der Kommunikation zu Erwartende unterliegt einem Prozess der Sinnkondensierung und Sinngeneralisierung. Wobei beide Sachverhalte in einem Wechselverhältnis zu denken sind (vgl. ebd.). Als Beispiel wäre hier in einem gesellschaftstheoretischen Kontext etwa an das in tribalen Gesellschaften übliche Prinzip der Verwandtschaft zu denken, welches gemeinsam mit dem Territorialprinzip die jeweiligen Segment voneinander abgrenzt. Das Prinzip Verwandtschaft erhält in der Kommunikation qua symbolischer Generalisierung nämlich eine *sinnhafte* Form, die in weiterer Folge strukturell dafür verwendet werden kann, Individuen nach verwandt/fremd zu kategorisieren und allfällige Kommunikationen tribaler Gesellschaften danach auszurichten. Es geht also auch darum, theoretisch abstrakt darzulegen, wie es prinzipiell dazu kommt, Verwandte überhaupt als Verwandte in der Kommunikation beobachten zu können.

Wie ‚Sinnthemen‘ und ‚Sinngegenstände‘ in eine verdichtete und somit typisierte Form gebracht werden können – also etwa Individuen nach verwandt/fremd eingeteilt werden können –, das erklärt die Systemtheorie Luhmanns über die „*Sinndimensionen*“ (ebd.: 112).⁵⁹ Denn: „Ohne jeden Bezug auf Typen wäre Sinn, wo er auftaucht, zunächst unterbestimmt, unverständlich, inkommunikabel“ (Luhmann 1980a: 18). Als Sinndimensionen, die eine solche Typisierung von Sinn leisten, um daran ablesen zu können, was thematisch zu selegieren ist, gibt Luhmann die Sachdimension, die Zeitdimension und die Sozialdimension an (vgl. ebd.; Luhmann 1984: 112). Jene regulieren den Gebrauch von Sinn dahingehend, als sie im Anschluss an dessen „Grunddifferenz“ (ebd.: 113) von aktuell/potentiell, den zu prozessierenden Sinn entweder zeitlich, sachlich oder sozial über eine Generalisierung *bestimmbar* machen. Diesbezüglich transformieren und typisieren die Sinndimensionen den in Gebrauch stehenden Sinn mit Hilfe der Unterscheidung von: „innen und außen“ (Luhmann 2004a: 240) bzw. dies und anderes (vgl. Luhmann 1971: 48) in der Sachdimension; „Zukunft und Vergangenheit“ (Luhmann 2004a: 240) in der Zeitdimension; „Alter und Alter Ego“ (ebd.: 242) in der Sozialdimension. Mit Hilfe dessen kann Sinn in der Kommunikationen qua „*Dekomposition*“ (ebd. 112) näher bestimmt und in eine anschlussfähige Form gebracht

⁵⁹ An späterer Stelle wird diesbezüglich auch auf die *Semantik* verwiesen werden, die eine ähnliche Funktion innehat für die Verdichtung von Sinn (vgl. Luhmann 1980a: 19).

werden. Also etwa: Wann hat etwas zu geschehen? Was hat zu geschehen? Und wer ist dafür verantwortlich?

Über eine Dimensionierung von Sinn gelingt es sozialen Systemen aber auch, Komplexität kommunikativ zu erfassen und strukturell zu reduzieren, da sich mit Hilfe dessen wiedererkennbare *Identitäten* herausbilden – wenn auch in der sinntypischen Form einer Differenz (vgl. ebd.: 112) –, die die „Gesamtheit der möglichen Ereignisse“ (Luhmanns 2005b: 146) in eine sinnhaft operationsfähige Form bringen. Denn erst vermittelt der Bildung von Identitäten ist es in der Kommunikation möglich zu spezifizieren, was überhaupt unter den potentiell zu relationierenden Elementen zu verstehen ist. Um beim Beispiel tribaler Gesellschaften zu bleiben, bedeutet das nun, dass erst über eine Dimensionierung von Sinn und der damit einhergehenden symbolischen Generalisierung – welche wie gesagt „Dinge, Ereignisse, Typen und Begriffe“ (Luhmann 1984: 140) zu Identitäten verdichtet (vgl.: ebd.) –, Verwandte als Verwandte kommunikativ bestimmbar gemacht werden können. Nur so, also in sinnhaft generalisierter Form, können die Systemgrenzen der Subsysteme tribaler Gesellschaften qua Verwandtschaftsprinzip kommunikativ und in erwartbarer Form gezogen werden.

Identitäten haben mithin die Funktion, der Kommunikation als „Objekte“ (Luhmann 1995: 80) zur Verfügung zu stehen, an der sich Komplexität in einer symbolisch generalisierten Weise festmachen lässt und den Strukturen demzufolge erlaubt, an jenen Objekten ihre Selektionen in erwartbarer Form zu wiederholen. Diese Überlegungen, die sich der Erkenntnisform des Konstruktivismus⁶⁰ verdanken, sind insofern für das Thema meiner Arbeit relevant, als sich an ihnen darlegen lässt, wie es im Medium Sinn zu *bezeichnenbaren Einheiten* kommt, die in der Kommunikation wiederholt dafür herangezogen werden können, etwas als etwas zu bezeichnen und daran auch ganz spezielle Erwartungen binden zu können. Hierzu ein aufschlussreiches Zitat Luhmanns (1984: 426; Hervorh. S.K.): „Eine Möglichkeit, Erwartungen relativ zeitfest zu etablieren, besteht darin, sie auf etwas zu beziehen, was selbst kein Ereignis, also im strengen Sinne nicht selbst erwartbar ist. Es werden *Identitäten projiziert, an denen man Erwartungen festmachen kann* und durch solche Zuweisungen an identisch Bleibendes werden Erwartungen sachlich geordnet.“⁶¹ Um ein weiteres Mal das Prinzip Verwandtschaft als

⁶⁰ Vgl. dazu Luhmann (2005k; insb. S. 21f)

⁶¹ Zu denken ist hier etwa daran, dass von einem Gentleman zu erwarten ist, einer Dame die Türe aufzuhalten. Diesbezüglich muss jedoch die Türe als Türe erkannt werden, um überhaupt der Verhaltenserwartung gerecht werden zu können. Hierfür dienen wie eben erläutert die Sinndimensionen, die Sinn typenfest generalisieren und für dessen Wiedergebrauch in ähnlichen Situationen verfügbar halten. Also etwa das Objekt: Türe, gebildet in der Sachdimension von Sinn über die Unterscheidung: „dieses/anderes“,

Grenzziehungsmodus tribaler Gesellschaften zu bemühen, lässt sich an dem Beispiel etwa zeigen, dass das Prinzip Verwandtschaft zwar selbst nichts Erwartbares ist, nichtsdestotrotz können daran aber bestimmte Erwartungen geknüpft werden. Also etwa die „Unterstützung im Konfliktfall“ (Luhmann 1997: 638), welche Verwandten zu gewähren ist. Dass dazu Verwandtschaft zu einer sinnhaften Identität kondensieren muss, um an ihr jene Erwartung überhaupt beständig festmachen zu können, hat gleichsam den Effekt, dass unterschiedliche Erwartungen an unterschiedlichen Identitäten angeneralisieren und in weiterer Folge an jenen auch sachlich geordnet werden können. So gilt in vielen tribalen Gesellschaften die Norm: „Fremde sind unverständlich, sind Feinde, sind essbar“ (ebd.: 645, Fn. 81). Fremden werden demnach gänzlich andere Erwartungen zugeordnet als Verwandten. Wichtig ist nun, dass sich über die Unterscheidung fremd/verwandt Komplexität dahingehend strukturell reduzieren lässt, als jene beiden Identitäten in der Kommunikation tribaler Gesellschaften in erwartbarer Weise dazu beitragen, die Elemente sehr selektiv relationieren zu können: Verwandte unterstützt man; Fremden begegnet man mit großer Vorsicht. Um aber so zu erwarten und infolgedessen die Komplexität organisieren zu können, braucht es im Medium Sinn gebildete Identitäten, die etwas als etwas in wiedererkennbarer Form beobachtbar machen. Und mit Hilfe der Sinndimensionen können solche ‚Objekte‘ auch konstruiert werden.

Als eine weitere Dimension von Sinn gibt Stichweh (2000b: 187) die Sinndimension „Raum“ an und ergänzt mit deren Leitunterscheidung von „Ferne und Nähe“ (ebd.) Luhmann in gewinnbringender Weise.⁶²

Wie es mit Hilfe der *Sinndimension Raum* analog dazu ebenso möglich ist, Komplexität kommunikativ fassbar zu machen und daran anschließend Komplexität über die Strukturen sozialer Systeme selektiv zu reduzieren, dem möchte ich in den nächsten Abschnitten

dessen Identität den Gentleman dann gleichzeitig auch daran erinnert, das jetzt die Gelegenheit günstig wäre, seiner Wohlerzogenheit Ausdruck zu verleihen. Dass dafür natürlich auch eine entsprechende Dame *identifiziert* werden muss, versteht sich von selbst. Wie aber auch die Dame als Dame zu beobachten ist – was wiederum nicht ganz so selbstverständlich ist –, darüber geben die Sinndimensionen und die darin gebildeten Identitäten nähere Auskunft. Ein Sachverhalt, der für die Darlegung der Funktion von Semantiken erneut aufzugreifen sein wird.

⁶² Was an der positiven Resonanz der an Raumfragen interessierten SystemtheoretikerInnen auch abzulesen ist; siehe etwa: Kuhn (2000a: 332); Esposito (2002: 34); Schroer (2006: 157); explizit fordert auch Werber (vgl. 1998: 230) Raum als Sinndimension ein. Mit der Begründung: „Wenn die Unterscheidung des Raums: da oder dort einen Unterschied macht, also den Systemzustand eines Sinnverarbeitenden Systems verändert und mithin Information erzeugt, dann sollte man sie in den Rang einer Sinndimension befördern“ (ebd.). Für die Beweggründe Luhmanns, sich ausdrücklich gegen eine eigene Sinndimension von Raum auszusprechen, weil jene zu nah an der Sachdimension gebaut sei bzw. sogar unter jene zu subsumieren sei, siehe: Luhmann (2004b: 239); Eine Diskussion auf die ich mich im Weiteren nicht einlassen werde, sondern eher versuchen werde zu schauen, wie weit man potentiell mit einer vierten, einer Raumdimension von Sinn kommt.

meiner Arbeit nachgehen und dabei auch die Frage klären, wie soziale Systeme ihre Komplexität jeweils unterschiedlich verräumlichen. Wie es also dazu kommt, mit Hilfe des Raums die Elemente sozialer Systeme selektiv relationieren zu können und welche verschiedenen Möglichkeiten dabei je nach struktureller Ausgangslage zur Verfügung stehen. Besonders auf die Grenzziehung sozialer Systeme soll hier unter raumspezifischen Gesichtspunkten näher eingegangen werden.

Zuvor muss jedoch noch vorbereitend geklärt werden, was unter dem Begriff *Raum* systemtheoretisch zu verstehen ist und welche *Identitäten* sich in der Sinndimension Raum bilden lassen. Vollzogen wird das in einem funktionalen Sinne über das theoretisch konstruierte *raumkonstituierende Ausgangsproblem*.

II. 3. Das raumkonstituierende Ausgangsproblem

Zum Begriff Raum aus einer systemtheoretischen Perspektive wurde bisher behauptet, dass er ein Produkt der Operationen sozialer Systeme sei und sich von daher einem Prozess der sozialen Konstruktion verdanke. Das soll nun genauer dargelegt werden. Hierfür wird der Konstruktionsprozess des Raums in eine funktionale Fassung gebracht – was ihn begrifflich für eine daran anknüpfende Analyse seiner sozialen Gebrauchsweise auch leichter anschlussfähig macht. Über die Unterscheidung Problem und Problemlösung wird infolgedessen geklärt werden, welcher Problemstellung sozialer Systeme das Kommunizieren über den Raum aufruft und welche Lösungsmöglichkeit dadurch bereitgehalten wird. Konkret vollzogen wird das über das raumkonstituierende Ausgangsproblem sozialer Systeme.

Denkt man an die Operationsweise historischer Formen von Gesellschaften, also etwa an die Interaktionsförmigkeit tribaler Gesellschaften (vgl. Luhmann 1997: 640), so zeichnet sich diese dadurch aus, dass alle Kommunikation unter Anwesenden geschieht und die Gesellschaft – um umfassendes Sozialsystem sein zu können, das alle für einander erreichbaren und verständlichen Kommunikationen mit einschließt –, den Kontext der jeweils Anwesenden daher auch zu transzendieren hat. Es also an der Gesellschaft gelegen ist, auch die Kommunikationen jeweils Abwesender mitsystematisieren zu müssen. In tribalen, schriftlosen Gesellschaften geschieht das dadurch, dass die Kommunikation unter Anwesenden auch Abwesendem Rechnung trägt. Kommunikativ bewerkstelligen lässt sich das dadurch, dass thematisch *über* jeweils Abwesende(s) gesprochen wird. Im Rahmen der

interaktionsnotwendigen Co-Präsenz der Kommunikationsteilnehmer kann das *Symbolisieren* der Abwesenheit etwa mit der Unterscheidung von „Nähe und Ferne“ (Luhmann 1990a: 105) geleistet werden.⁶³ Doch wie kommt es dazu, diese Unterscheidung gebrauchen zu können, und welches Problem liegt dem zu Grunde? Darauf kann das raumkonstituierende Ausgangsproblem eine Erklärung liefern.

Unter dem raumkonstituierenden Ausgangsproblem ist zu verstehen, dass *alles was geschieht, irgendwo geschieht*. Dieses Ausgangsproblem des Raumes – in seiner Formulierung an eine These Luhmanns (1990a: 98) zum Zeitparadoxon angelehnt, in der er davon ausgeht, „[...] dass *alles was geschieht, gleichzeitig geschieht*“ – hat damit zu tun, dass zum einen die Operationen sozialer Systeme als solche auch beobachtet werden können und zum anderen, dass Objekte die Stellen, an denen sie sich befinden, auch wechseln können (vgl. Luhmann 1995: 181f).

Dass die Operationen sozialer Systeme beobachtet werden können, ist systemtheoretisch dahingehend zu erklären, als zwischen den Operationen eines Systems und den Beobachtungen eines Systems zu unterscheiden ist.⁶⁴ Das bringt es für die Operationen

⁶³ Nähe wäre dann das, was jeweils zur Anwesenheit dazugehört und Ferne das, „[...] was von der Welt im Unterschied zur Nahwelt übrig bleibt“ (Luhmann 1990a: 105). An der Stelle macht Luhmann auch darauf aufmerksam, dass in älteren Gesellschaften der Raum und die Zeit nicht vollständig voneinander zu trennen sind, weil nur in der Nähe Gleichzeitigkeit erfahrbar ist (vgl. ebd.); vgl. dazu auch: Esposito (2002: 35), die diesbezüglich anmerkt, dass noch heute im Italienischen das Wort „presente“ dafür benützt wird, um sowohl „Anwesenheit als auch Gegenwart“ (ebd.) zu bezeichnen. Die Verquickung der Sinndimensionen (vgl. Luhmann 1984: 127) wird von mir später im Text am Beispiel von Skripts aufgegriffen werden.

⁶⁴ Als *Beobachtung* wird in der Systemtheorie Luhmanns (1995: 99) der „[...] Gebrauch einer Unterscheidung zum Zweck der Bezeichnung einer (und nicht der anderen) Seite“ verstanden. Diese an Spencer Browns Formenkalkül orientierte Figur des Beobachtens (vgl.: ebd.) ist als *Operation* zu denken, die besagtes Unterscheiden und Bezeichnen „*zugleich*“ (ebd.: 100) realisiert. Die Einheit der Unterscheidung stellt dabei den „blinden Fleck“ (Luhmann 1998: 85) des Beobachters dar. Der Beobachter kann somit im Zuge seines Beobachtens nicht sehen, was er nicht sehen kann, wovon er also das Bezeichnete unterschieden hat (vgl.: ebd.); aber nur mit Hilfe des blinden Flecks kann überhaupt beobachtet werden. Zurückzuführen ist der blinde Fleck auf die Operationsweise sozialer Systeme. Denn die Operationen sozialer Systeme, die zu dessen Reproduktion beitragen, verlaufen ebenso blind: auf der Ebene der Operationen geschieht, was geschieht (vgl. ebd.: 60). Da von einer Beobachtung nur dann gesprochen werden kann, wenn das gleichzeitige Unterscheiden und Bezeichnen in einem rekursiven Zusammenhang mit zuvor bereits durchgeführten bzw. in weiterer Folge noch durchzuführenden Beobachtungen steht – die erste Rekursivität des Beobachtens verweist dabei auf die Notwendigkeit eines „Gedächtnis“ und die Zweite auf die der „Anschlussfähigkeit“ (Luhmann 1995: 100) weiterer Beobachtungen – folgt daraus, dass das Beobachten immer auch als „Operation eines beobachtenden Systems“ (ebd.) zu erfolgen hat. Beobachten kann aus diesem Grund nur ein System; also auch ein soziales System und zwar mit Hilfe seines Operationstypus Kommunikation (vgl. Luhmann 2004a: 142). Ferner können Beobachtungen nicht nur Operationen beobachten, sondern auch Beobachtungen beobachten. Das Beobachten von Beobachtungen wird in der Systemtheorie im Anschluss an die Kybernetik als „Beobachten zweiter Ordnung“ (Luhmann 1995: 101) bezeichnet. Konkret geht es dabei darum, dass „[...] auf den Unterscheidungsgebrauch geachtet wird“ (ebd.); oder anders formuliert: „[...] wenn das eigene Unterscheiden und Bezeichnen auf ein weiteres Unterscheiden und Bezeichnen bezogen wird“ (ebd.). In einer Beobachtung zweiter Ordnung wird also Beobachtet, wie Beobachtet wird. Im Gegensatz zu einer Beobachtung erster Ordnung: „Der Beobachter erster Ordnung konzentriert sich auf das, was er beobachtet“ (ebd.: 103; Hervorh. S.K.).

sozialer Systeme auch mit sich, die eigenen Operationen, aber auch die der anderen Sozialsysteme, beobachten zu können. Und zwar mit Hilfe der eigenen Operationen, also kommunikativ. So ist es in der Kommunikation möglich, auf die eigene Kommunikation Bezug zu nehmen und zum Thema der Kommunikation zu machen (Stichwort: „Selbstbeobachtung“ Luhmann 2004a: 151); aber auch auf die Kommunikationen anderer sozialer Systeme kann die Kommunikation vermittelt „Fremdbeobachtung“ (ebd.) referieren. Auf die Frage, wie der Operationstypus sozialer Systeme nun als solcher zu beobachten sei, gibt Luhmann (vgl. 1984: 241) die Erklärung, das geschehe über eine Ausflaggung der Kommunikation als „Handlung“ (ebd.).⁶⁵ Darunter ist nun zu verstehen, dass die Kommunikation in der Kommunikation auf ihre Mitteilungsselektion reduziert wird und jene als Handlung ausgewiesen wird. Mit Hilfe dieser eben beschriebenen kommunikativen Konstruktion (vgl. Luhmann 1997: 86, Fn. 118) ist es möglich, die als Handlung „ausgeflaggte“ (Luhmann 1984: 226) Kommunikation auch an bestimmte Adressaten attribuiert zu können, die dann gleichsam als „Zurechnungspunkte“ (Luhmann 1997: 86, Fn. 118) der Mitteilungshandlung heranzuziehen sind. So kann die Kommunikation sich als Mitteilung beobachten. Oder etwas kürzer formuliert: Durch eine komplexitätsreduzierende Simplifikation (vgl. ebd.: 191) der Kommunikation auf lediglich eine ihrer Selektionen, nämlich die der Mitteilung, können die Operationen sozialer Systeme als *Mitteilungshandlungen* und die entsprechenden Sozialsysteme als *Handlungssysteme* beobachtet und konkret identifiziert werden (vgl. ebd.: 241). Zu denken ist hier etwa daran, wie in den Massenmedien über Politik berichtet und die Politik im Zuge dessen auch beobachtbar gemacht wird: Die Massenmedien rechnen politische Entscheidungen den handelnden Politikern zu (vgl. Luhmann 2004b: 65).

Ebenso wichtig dafür, dass alles was geschieht, irgendwo geschieht, ist darüber hinaus, dass Objekte die Stellen, an denen sie sich befinden, auch wechseln können (vgl. Luhmann 1995: 181).⁶⁶ Beobachten sich Kommunikationssysteme nun als Handlungssysteme und

⁶⁵ Dazu Luhmann (1984: 241) im Original: „Kommunikation ist die elementare Einheit der Selbstkonstitution, Handlung ist die elementare Einheit der Selbstbeobachtung und Selbstbeschreibung sozialer Systeme.“

⁶⁶ Anzumerken gilt es hier, dass Luhmann (vgl. 1995: 179ff) den Raum als Medium der *Wahrnehmung* mit Hilfe der beobachtungsanleitenden Unterscheidung von „Stelle und Objekt“ (ebd.: 180) konzipiert: „Stellendifferenzen markieren das Medium, Objektdifferenzen die Form des Mediums“ (ebd.). Wichtig für den eben von mir dargelegten Zusammenhang ist nun, dass die „[...] Stellen unabhängig von den Objekten identifiziert werden können“ (ebd.). So steht etwa der Monitor am Tisch, nicht aber der Rechner. Der steht am Boden. Natürlich kann besagter Rechner auch am Tisch platziert werden. Für den Wechsel der Stelle bedarf es aber einer Handlung; braucht also Zeit. Das ist insofern von Relevanz, als die Besetzung mit Objekten (Monitor, Rechner) die diesbezüglichen Stellen (Tisch, Boden) zwar kenntlich macht, gleichzeitig aber auch die *unbesetzten* Stellen für deren Beobachtung freigibt (am Tisch muss noch Platz sein, um den Rechner hier positionieren zu können). Das geschieht dadurch, dass die Objekte, an denen jeweils eine Stelle zu beobachten ist, selbst wiederum gegeneinander abgegrenzt werden können (am Tisch ist zwischen

verwenden hierfür die *Mitteilungshandlungen* als Zurechnungspunkte der Kommunikation, so ergibt sich, dass auch *die zu beobachtenden Handlungen nicht nur gesetzt, sondern an unterschiedlichen Stellen gesetzt werden können*, was ein Zurechnungsproblem zur Folge hat.⁶⁷ Konkret zu benennen ist jenes Zurechnungsproblem theoretisch mit der Formel, dass *alles was geschieht, irgendwo geschieht*.

Zur Konsequenz hat jenes Zurechnungsproblem, dass nämlich die Operationen sozialer Systeme *irgendwo* stattfinden und Objekte sich *irgendwo* an einer Stelle befinden, dass sich für deren *Beobachtung* ein hohes Maß an Kontingenz einstellt. In eine kommunikativ anschlussfähige Form kann das kontingente *Irgendwo* – als funktionales Ausgangsproblem des Raums – jedoch dadurch gebracht werden, indem gefragt wird: „*Wo genau geschieht etwas?*“ Und mit Hilfe der beobachtungsanleitenden Unterscheidung: *hier oder dort*, ist es schlussendlich auch möglich, das kontingente *Irgendwo* kommunikativ zu konkretisieren. Das sich für einen Beobachter⁶⁸ stellende Problem, dass nämlich alles was geschieht, irgendwo geschieht, kann infolgedessen dadurch gelöst werden, indem auf die Frage, wo etwas geschieht, zur Antwort gegeben wird: „Etwas geschieht *hier*; anderes geschieht *dort*“.

Die Gesamtheit jener das kontingente ‚Irgendwo‘ respezifizierbar machender Unterscheidungen werden im Weiteren als *räumliche schematisierbare Unterscheidungen*⁶⁹ bezeichnet. Neben der gerade angeführten Unterscheidung: hier oder

Monitor und Schreibtischlampe noch ein Platz frei für den Rechner). Oder mit den Worten Kuhms (2000a: 332): „Gerade weil sie Form ist, gibt jede Identifizierung eines Objektes in Differenz zu anderen Objekten Stellen im Raum zur wahrnehmungsmäßigen oder kommunikativen Bestimmung frei, die mit Objekten besetzt werden können, was die Möglichkeit eröffnet, dass Objekte ihre Stellen wechseln.“ Die von Luhmann wie gesagt nur für psychische Systeme konzipierte räumliche Unterscheidung von „Stelle und Objekt“ (Luhmann 1995: 180) – bzw. „Stelle und Horizont“, wie sie Baecker (2004b: 262) vorschlägt –, mit Hilfe derer sich der Raum beobachten lässt, wird im Zuge meiner Erörterungen als eine den Raum konstituierende Beobachtung sozialer Systeme mitgeführt werden. Das aber neben anderen sozialen Beobachtungsweisen, die ebenso dafür herangezogen werden, den Raum kommunikativ hervorzubringen. Mehr dazu im Folgenden.

⁶⁷ Zurückzuführen ist das vor allem auf die Zurechnungsentscheidungen, die mit der Selbstsimplifikation sozialer Systeme als Handlungssysteme einhergeht. Denn das System kann Handlungen als „[...] Zurechnungspunkte im System und in der Umwelt lokalisieren“ (Luhmann 1997: 86; Hervorh. S.K.).

⁶⁸ Gesetzt denn Fall natürlich, dass es einen Beobachter gibt, der für seine Beobachtungen die Unterscheidung: hier/dort gebraucht – das ist nicht notwendig, aber auch nicht zufällig. Denkt man etwa an die Operationsweise tribaler Gesellschaften, die, um umfassendes Sozialsystem sein zu können, auch Abwesendes in der Kommunikation unter Anwesenden zu beobachten haben, dann kann entlang der hierfür gebrauchten Unterscheidung von „Nähe und Ferne“ (Luhmann 1990a: 105) das ‚Dort‘ genau jene Stelle einnehmen, welche das Abwesende unter Anwesenden als Abwesendes kenntlich macht. Zum Thema „Beobachter“ siehe: Luhmann 2004a: 138ff; an der Stelle zitiert Luhmann auch Maturana (1982: 34; zit. n.: ebd.: 140) mit den Worten: „Alles, was gesagt wird, wird durch einen Beobachter gesagt“; was Ontologisierungen einer deutliche Relativierung unterzieht.

⁶⁹ Zum Begriff *Schematismus* vgl. etwa Luhmann (1997: 110f, 547). Der Begriff Schematismus, und dessen verwandte Begriffe, wie etwa frames, scripts, stereotypes, cognitive maps bezeichnet „[...]

dort, sind in der Literatur noch weitere räumlich schematisierbare Unterscheidungen zu finden (vgl. Kuhm 2000a: 332; Luhmann 1990a: 105; Nassehi 2002: 218; 180; Redepenning 2006: 128; Stichweh 2003: 96ff u. 2008: 157; Werber 1998: 230). Etwa die Unterscheidungen: Da oder Dort, Nähe oder Ferne, Innen oder Außen, Oben und Unten, Offenheit oder Geschlossenheit, Leere oder Fülle, Begrenztheit oder Unbegrenztheit, Endlichkeit oder Unendlichkeit. All jene Unterscheidungen – und vermutlich noch etliche andere hier nicht erwähnte – können in der Kommunikation dafür herangezogen werden, das kontingente *Irgendwo* zu konkretisieren und tragen somit dazu bei, dass das Zurechnungsproblem, dass nämlich alles was geschieht, irgendwo geschieht, bis auf weiteres gelöst wird.

II. 4. Über die soziale Beobachtungsweise des Raums

Bei genauerer Betrachtung kann jedoch über die *kommunikative* Verwendung räumlich schematisierbarer Unterscheidungen die Problematik des kontingenten ‚Irgendwo‘ nur respezifiziert werden, nicht aber gelöst. Denn von dort aus betrachtet ist das Hier natürlich

Sinnkombinationen, die der Gesellschaft und den psychischen Systemen dazu dienen, ein Gedächtnis zu bilden, das fast alle eigenen Operationen vergessen, aber einiges in schematisierter Form doch behalten und wiederverwenden kann“ (ebd.: 110f). Bei Schematismen kommt es zu einer strukturellen Kopplung zwischen sozialen und psychischen Systemen, mit der Konsequenz, dass „[...] Funktion und Mechanismus der Kopplung in den Operationen der Systeme nicht mitvollzogen werden müssen, sondern als geräuschlos funktionierend vorausgesetzt werden können“ (Luhmann 1997: 111). Letzteres ist für das Thema meiner Magisterarbeit insofern von Relevanz, als ja nur psychische Systeme wahrnehmen können (vgl. Luhmann 2004a: 271). Aber die Wahrnehmung von Ferne und Nähe kann die Kommunikation sozialer Systeme selbstverständlich dahingehend irritieren, sich *über* das Wahrgenommene zu verständigen; dann aber kommunikativ – die operative Geschlossenheit sozialer und psychischer Systeme bleibt also trotz der Verwendung von Schematismen, die jene beiden Einheiten strukturell miteinander koppeln, unangetastet. Für den Zusammenhang von psychischen und sozialen Systemen bei der Beobachtung räumlicher Unterscheidungen siehe den Aufsatz von Kuhm (2003a) mit dem interessanten Titel: „Was die Gesellschaft aus dem macht, was das Gehirn dem Bewusstsein und das Bewusstsein der Gesellschaft zum Raum ‚sagt‘“. Ferner dienen die Sinnkombinationen der Schematismen nicht nur dazu, im Gedächtnis Formen zu erinnern (vgl. dazu auch: Luhmann 2004c: 194), sondern jene Formen können auch dafür herangezogen werden, Komplexität zu reduzieren (vgl. Luhmann 1984: 125). Das geschieht dadurch, dass die Schematismen einen Sachverhalt auf das ihm zugrundeliegende Prinzip reduzieren und alles andere ausklammern. So zum Beispiel der Schematismus Kausalität, der einen Sachverhalt auf die Unterscheidung von Ursache und Wirkung reduziert, alles andere ausklammert, und in weiterer Folge, sich eines zusätzlichen Schematismus bedienend, danach fragt, wem die Herbeiführung einer Wirkung ursächlich zuzuschreiben ist (vgl. Luhmann 2002: 155f). Am Kausalschema ist auch gut zu zeigen, dass Schematismen „Regeln für den Vollzug von Operationen“ (Luhmann 2004c: 194) darstellen. Zu denken ist hier etwa an das Schema Kreis, das natürlich kein Abbild eines Kreises darstellt, „[...] sondern die Regel für das Ziehen eines Kreises“ (ebd.). Sich an Kant orientierend (vgl. ebd.), kommt Luhmann an der Stelle auch zum Schluss, dass Schemata sich auf „Dinge oder auf Personen“ (ebd.) beziehen können. Ferner nimmt Luhmanns (vgl. 1997: 1106f) Gebrauch des Begriffs Schematismus auch Anleihe an der Typenlehre von Max Weber und Alfred Schütz, wenn er Schemata mit „stereotypisierten Erwartungsmustern“ (ebd.: 1107) gleichsetzt, da man (sprich: „Individuen und soziale Systeme“; ebd.: 1106) „[...] deren Bekanntheit und Verwendbarkeit [...] voraussetzen kann, wenn es darum geht, Kommunikation in Gang zu setzen und weiterzuführen“ (ebd.: 1106f). Also etwa das Schemata Kausalität betreffend, auf welches Luhmann an der Stelle beispielhaft heranzieht. Vgl. dazu auch Kogge (1999: 90f);

ebenso ein Dort – also eine Erkenntnis, die wiederum Kontingenz erzeugt und das Zurechnungsprobleme somit lediglich verschiebt.⁷⁰ Wie diese Problemverschiebung aber hinreichend gelöst werden kann, darüber gibt die Existenz von *Räumen* eine mögliche Auskunft: dieses wurde im Klassenzimmer gesagt; jenes hat sich am Pausenhof ereignet.

Doch wie kommt es nun zur Konstruktion von Räumen, die das Hier und das Dort in unterschiedlichen Räumen verortbar machen?

Für die kommunikative Konstruktion der Räume bedarf es neben den räumlich schematisierbaren Unterscheidungen noch einer weiterer Beobachtung. Nämlich der Unterscheidung und Bezeichnung dessen, was überhaupt räumlich zu schematisieren ist. Für die Konstruktion von Räumen ist demnach auch eine Unterscheidung von *Objekten* heranzuziehen, die den räumlich schematisierbaren Unterscheidungen als *Inhalte* ihrer „Sinnkombinationen“ (Luhmann 1997: 111) dienen. Jene Objekte machen es in der Kommunikation möglich, gemeinsam mit den räumlich schematisierbaren Unterscheidungen, ganze Räume zu konstruieren. Wie hat man sich das vorzustellen?

In Anlehnung an die Raumkonzeption Löws⁷¹ – wenn auch mit erheblichen paradigmatischen Unterschieden, weil radikal kommunikationstheoretisch gewendet – lautet die hier vertretene These, dass die räumlich schematisierbaren Unterscheidungen

⁷⁰ Ein Sachverhalt, der in der Phänomenologie dadurch gelöst wird, indem der Körper als das „erste Hier“ zu gelten hat und somit vom Dort eindeutig zu unterscheiden ist. Vgl. dazu: Merleau-Ponty (2006: 181; Zit. ebd.); Ähnlich auch Luhmann (2006: 422): „Das Ich ist immer da, wo sein Körper ist, und kann sich von da aus mit allem Möglichen befassen, ohne sich in der Welt außerhalb seiner selbst zu verlieren. Es weiß immer wo es ist und welcher Ort sein Wahrnehmen und Denken zentriert.“ Und obwohl es sich beim ‚Ich‘ natürlich um ein psychisches System handelt, machen sich vermutlich jenen Effekt auch die ebenso körperlosen Sozialsysteme zunutze, wenn sie sich wie oben angeführt als Handlungssysteme beschreiben. Auch jene zeichnet ein Moment der Dinglichkeit, der physischen Präsenz aus. Wie man sich das aber bei der modernen Gesellschaft vorzustellen hat, kann dadurch freilich nicht erklärt werden. Denn wo sollte etwas das Hier der Wirtschaft sein? Am ehesten wäre dabei noch an Wirtschaftsunternehmungen zu denken, die immerhin ihre Adresse angeben können. Aber das betrifft eine andere Ebene des Sozialen: es geht um Organisationen. Warum diese aber, genauso wie psychische Systeme, keinen Körper ‚haben‘ (vgl. Luhmann 2006: 422), es ihnen aber dennoch gelingt, sich konkret im Raum zu verorten, dass wird an späterer Stelle noch zur Thematisieren sein.

⁷¹ Löw (vgl. 2001: 158f; vgl. auch: Löw/ et al. 2007: 64f) geht in ihrer relationalen Raumkonzeption von einer Unterscheidung zwischen „Spacing“ (ebd.: 158) und „Syntheseleistung“ (ebd.: 159) aus, wobei Güter oder Menschen – systemtheoretisch gewendet: also Unterscheidungen in der Sachdimension – positioniert und „[...] über Wahrnehmungs-, Vorstellungs- oder Erinnerungsprozesse“ (ebd.) zu Räumen verknüpft werden. Betont in der Darstellung der Raumkonstruktion wird besonders die „[...] Gleichzeitigkeit der Syntheseleistung und des Spacing“ (ebd.: 159). Im Gegensatz zu Löw wird von mir jedoch versucht, die Raumkonstruktion ausschließlich von der Kommunikation her zu denken. Dass dabei die Wahrnehmung psychischer Systeme als nötiges Umweltkorrelat gegeben sein muss, versteht sich systemtheoretisch von selbst. Jedoch handelt es sich beim Raum psychischer und sozialer Systeme um unterschiedliche Entitäten (vgl. dazu: Kuhm 2003a: 23ff), worauf Löw zu wenig Augenmerk legt bzw. über den Habitusbegriff einen theoretischen Weg einschlägt (vgl. Löw 2001: 202), der systemtheoretisch als unzureichend zu bezeichnen ist und von daher nach anderen Lösungsmöglichkeiten verlangt. Zu nennen wären diesbezüglich die räumlich schematisierbaren Unterscheidungen, welche wie angeführt zu einer geräuschlos sich vollziehenden strukturellen Kopplung von sozialen und psychischen Systemen führen und eine Antwort darauf geben, wie sich soziale Systeme von der Umwelt irritieren lassen können, ohne dass dabei das Eine im Anderen aufgeht.

zwar für die Konstruktion von Räumen essentiell sind, die Räume selbst aber erst durch eine *sinnhafte Kombination* mit dafür herangezogenen Sachunterscheidungen erzeugt werden. Unter jener sinnhaften Kombination, die zur Konstruktion von Räumen führt, soll hier ein Emergenz erzeugendes Phänomen verstanden werden, im Rahmen dessen bestimmte Objekte in der Sachdimension mit Hilfe bestimmter Unterscheidungen in der Raumdimension beobachtet werden und jene schematische Beobachtungsweise dazu führt, in der Kommunikation bestimmte Räume bezeichnen zu können.⁷² Und dadurch, dass unterschiedliche räumlich schematisierbare Unterscheidungen mit unterschiedlichen Objekten sinnhaft kombiniert werden können, ist es möglich, in der Kommunikation unterschiedliche Räume unterschiedlich zu erzeugen. Zu betonen ist hierbei, dass es die Beobachtungen sozialer Systeme sind, die den Raum *erzeugen*. Der Raum wird also nicht nur bloß beobachtet, so wie man vielleicht ein vorbeifliegendes Flugzeug am Himmel betrachtet, sondern es sind die Beobachtungen selbst, die in schematischer Art und Weise das erzeugen, was dann als Raum zu bezeichnen ist. Es handelt sich also um eine soziale Konstruktion, die sich hierfür bestimmter beobachtungsanleitender räumlicher Unterscheidungen bedient, die schematisch an bestimmten Objekten in der Sachdimension zur Anwendung gebracht werden.⁷³

So erzeugt etwa die Politik mit den räumlichen Unterscheidungen: begrenzt/unbegrenzt, innen/außen, geschlossen/offen in Kombination mit physischen Sachunterscheidungen: z.B. Flüssen, Wäldern oder Ebenen gänzlich andere Räume, Territorialräume um genau zu

⁷² Siehe hierfür auch Gosztonyi (1976: 1226) der in Anlehnung an Einstein darauf hinweist: „Raum und Materie bilden eine Einheit.“; ferner Baecker (2004a: 231), der zum Thema Raum und Objekte anmerkt: „Der Raum ordnet die Dinge.“ Beide beziehen sich in ihren Überlegungen auf die Zusammengehörigkeit von Raum und Objekten, gebildet in der Sachdimension von Sinn. Dem soll hier Folge geleistet werden. Unterscheiden möchte sich das hier vorgestellte Raumkonzept von den Überlegungen Gosztonyis und Baeckers jedoch darin, dass der Raum nicht nur eine Einheit mit der Materie bildet und Letztere anordnet, sondern der Raum selbst verdankt sich der sinnhaft räumlichen Anordnung der Objekte/Materie. Die ‚Dinge‘ oder die ‚Materie‘ sind dann zwar immer noch vom Raum zu trennen bzw. erst sekundär auf jenen bezogen. Für die Konstruktion des Raumes selbst aber müssen räumliche Unterscheidungen und die damit beobachteten Sachunterscheidungen *zugleich* sinnhaft miteinander kombiniert werden. So die hier vertretene These, die sich auf das Raumkonzept Löws (vgl. 201: 158f) stützt, wenngleich auch systemtheoretisch modifiziert. Nicht von der Hand zu weisen ist aus dem Grund auch die Nähe des hier vertretenen Raumkonzeptes zu relationalen Raumtheorien. Jedoch mit dem Unterschied, die eigenen Überlegungen nicht zu verabsolutieren, sondern dessen eingedenk in dem Fall eine *wissenschaftliche* Beobachtungsweise des Raums einzunehmen.

⁷³ Vgl. dazu Simmels (1992: 688f; Hervorh. S.K.) Überlegungen zu Kants Raumkonzept: „In dem Erfordernis spezifisch seelischer Funktionen für die einzelnen geschichtlichen Raumgestaltungen spiegelt es sich, dass der Raum überhaupt nur eine Tätigkeit der Seele ist, nur die menschliche Art, an sich unverbundene Sinnesaffektionen zu einheitlichen Anschauungen zu verbinden.“ Es kommt also darauf an, wie die Objekte beobachtet werden, welche räumlich schematisierten Unterscheidungen also gewählt werden und wie die beiden Dinge jeweils sinnhaft miteinander kombiniert werden. Dass das auch soziale Systeme tun können und nicht nur ‚Menschen‘, das freilich ist bei Simmel so nicht zu finden.

sein, als das die Medizin für die Konstruktion ihrer Körperräume oder die Kunst für die Konstruktion ihrer Landschaften tut.

Die Unterscheidbarkeit der Räume macht es schlussendlich auch möglich, das Irgendwo nicht nur mit einem hier oder dort zu konkretisieren, sondern dafür auch unterschiedliche Räume heranziehen zu können: dieses wurde in Parlament gesagt; jenes hat sich am Sportplatz ereignet. Möglich ist das insofern, als Schematismen in sich selbst wieder eintrittsfähig sind, was dazu führt, mit Hilfe räumlich schematisierbarer Unterscheidungen „reflexive Mechanismen“ (Luhmann 2005I: 129) bedienen zu können.⁷⁴ Vor diesem Hintergrund können Räume dann nicht nur sachlich voneinander unterschieden werden, sondern auch räumlich angeordnet. Praktisch vollzogen wird das insofern, als Räume im fortlaufenden kommunikativen Gebrauch einen Objektstatus annehmen, der den räumlichen Beobachtungen als Gegenstand (Sprich: als Objekt) ihrer Beobachtungen zugrunde gelegt werden kann.

Wichtig bei all dem ist nun, dass die räumlich schematisierbaren Unterscheidungen selbst noch keine Räume darstellen.⁷⁵ Für deren Konstruktion sind sie zwar unverzichtbar, weil damit in der Kommunikation Sachunterscheidungen räumlich angeordnet werden können, aber erst letzterer Prozess führt dazu, Räume hervorzubringen. Relevant ist dann natürlich, welche räumlichen Unterscheidungen mit welchen Objekten kombiniert werden. Denn so kann systematisch geklärt und wissenschaftlich untersucht werden, mit Hilfe welcher Beobachtungen das beobachtet wird, was dann von sozialen Systemen als Raum bezeichnet wird. Also etwa die schematische Verknüpfung *bestimmter* räumlicher Unterscheidungen wie: innen/außen, geschlossen/offen, leer/gefüllt, vorne/hinten; mit Hilfe derer *bestimmte* Objekte beobachtet werden: Stühle, Tische, Wände, Tafel, Tür,

⁷⁴ Als *Mechanismus* wird in der Systemtheorie „[...] eine funktional spezifizierte Leistung verstanden [...], deren bei Bedarf wiederholte Erbringung in einem System erwartet werden kann, so dass andere Einrichtungen sich darauf einstellen können. Mechanismen lösen Systemprobleme.“ (Luhmann 2005I: 116). *Reflexiv* werden Mechanismen dadurch, „[...] dass sie auf sich selbst angewandt werden“ (ebd.: 117). In der neueren Terminologie Luhmanns würde man Reflexivität mit dem Begriff des „re-entry“ (Luhmann 1997: 50) bezeichnen und damit den Wiedereintritt einer Form in sich selbst meinen. An dieser Stelle geht es aber nicht um paradigmatische Veränderungen in der Systemtheorie Luhmanns, sondern darum, räumlich schematisierbare Unterscheidungen als reflexive Mechanismen vorzustellen, deren funktional spezifizierte Leistung auch auf sich selbst angewandt werden kann, also den Wiedereintritt von räumlichen Unterscheidungen auf das Produkt räumlicher Unterscheidungen bewerkstelligen kann: die Lokalisierungsfunktion des Hier kann auch auf Räume angewandt werden, die sich selbst wiederum räumlich schematisierbarer Unterscheidungen (in Kombination mit Sachunterscheidungen) verdanken. Auf den Begriff Mechanismus soll hier insofern nicht verzichtet werden, weil er im Gegensatz zu jenem des re-entries besonders auf die Funktionserfüllung von Schematismen aufmerksam macht. Zum Thema re-entry räumlicher Unterscheidungen siehe auch: Redepenning (2008: 327f);

⁷⁵ So geht auch Ziemann (2003: 142) davon aus, „[...] dass Räume Produkt von verschiedenster Kommunikationsprozesse und entsprechend schematisierter Beobachtungen sind.“

Hefte, Lehrer, Schüler. Denn jene Unterscheidungen und deren sinnhafte Kombination sind es dann auch, qua welcher ein *bestimmter* Raum konstruiert wird. Ein Raum, der dann in der Kommunikation auch mit einem Namen versehen werden kann: Klassenzimmer etwa.

Die begriffliche Bezeichnung für solcherart konstruierter Räume scheint zwar weitestgehend arbiträr, gibt aber für die Operationen sozialer Systeme den Weg frei, über eine „symbolische Generalisierung“ (Luhmann 1984: 140) das damit bezeichnete zu einer „Identität“ (ebd.) kondensieren zu können. Einer Identität, die im täglichen kommunikativen Prozessieren bei Bedarf auch expliziert werden könnte. Weil auf die Frage, was denn unter dem Objekt: Klassenzimmer zu verstehen sei, die Antwort gegeben werden kann: „Ein geschlossener Raum, in dem Schüler von einem Lehrer unterrichtet werden, wobei der Sitz des Lehrers zumeist in der Nähe der Tafel ist und die Schüler und deren Bänke so angeordnet sind, dass sie dem Lehrer gegenüber sitzen“.⁷⁶

Was also die kommunikative Konstruktion von Räumen betrifft, so reichen räumlich schematisierbare Unterscheidungen alleine nicht aus. Hierfür bedarf es – wie bereits mehrfach angeführt – noch Objekte, die gemeinsam mit Hilfe der räumlichen Unterscheidungen zu Räumen synthetisiert werden. Wie man sich das konkret vorstellen kann, sollte das Beispiel des Klassenzimmers demonstrieren. Theoretisch abstrakt formuliert – und damit komme ich wieder auf das Thema Sinndimensionen zurück – bedeutet das nun, dass für die soziale Konstruktion des Raums eine Verquickung der Raum- mit der Sachdimension von Sinn konstitutiv ist. Ähnlich wie bei einem „Skript“ (Luhmann 2004c: 195), bei dem „[...] Sachsche und Zeitsche in ein Verhältnis wechselseitiger Abhängigkeit treten und das eine nicht ohne Rücksicht auf das andere gewählt werden kann“ (ebd.), kommt es bei Räumen zu einer Verknüpfung von Sachsche und Raumsche, wobei die Konstruktion des Raums weder auf das eine noch auf das andere schematische Prinzip reduziert werden kann.

Zur Konsequenz hat das nun, dass zwar legitim von einer Raumdimension gesprochen werden kann (vgl. Stichweh 2000b: 187) und jene auch recht eindeutig von der

⁷⁶ Dass es natürlich viele andere Formen gibt, wie Klassenzimmer beschrieben werden können, ist hier nicht der Punkt. Vielmehr geht es darum, prinzipiell in der Kommunikation das beschreiben zu können, was *typischerweise* als Klassenzimmer *verstanden* werden kann. Und hierfür werden unter anderem, wie das Beispiel zeigen sollte, auch räumlich schematisierbare Unterscheidungen und Objekte so miteinander kombiniert, dass dem Gegenüber eine symbolisch generalisierte Vorstellung davon gegeben werden kann, was als Klassenzimmer zu verstehen ist. Eine Vorstellung, die sich bei Wiedergebrauch zu einer Identität verdichtet, zu einem Klassenzimmer eben. Mit der Konsequenz, nicht alle Klassenzimmer gesehen haben zu müssen, um in typischer Weise zu wissen, worum es geht bzw. nicht geht; „so wie man ja auch ein Rotweinglas von einem Weißweinglas unterscheiden kann ohne jede Vorstellung von der Gesamtheit aller Rotweingläser“ (Luhmann 1997: 642f).

Sachdimension zu unterscheiden ist (vgl. ebd.; Schroer 2006: 157f). Gleichzeitig muss aber auch eingeräumt werden, dass beobachtungsanleitende Unterscheidungen in der Raumdimension alleine nicht ausreichen, um in der Kommunikation Räume beobachten zu können – was wiederum Luhmann (vgl. 2004a: 239) recht gibt, der die Raumdimension von Sinn unter jene der Sachdimension subsumiert und somit mehr oder weniger ausklammert. Anders hingegen beim Begriff der Distanz, „[...] der die Differenz von Raum und Zeit übergreift und räumliche und zeitliche Distanzen miteinander vergleichbar macht“ (Stichweh 2003: 97). Denn im Gegensatz zur Sachdimension für die Konstruktion von Räumen, ist die Zeitdimension für die Beobachtung von Distanzen *nicht* konstitutiv. Wohingegen für den Begriff der „Bewegung“ (Luhmann 1990a: 97), mit Hilfe dessen über die Unterscheidung „vorher/nachher“ (ebd.) *Zeit* abgelesen werden kann, sehr wohl zur Sach- und Raumdimension, auch noch jene der Zeit hinzuzuziehen ist. Denn um etwas von hier nach dort zu bewegen, braucht es Zeit. Dabei geht es dann aber um Prozesse, die sich der Raumdimension bedienen. Aber sowohl bei dem Phänomen der Distanz als auch bei dem der Bewegung, handelt es sich im hier gemeinten Sinne *nicht* um Räume.⁷⁷

An jenen Beispielen sollte aber deutlich gemacht werden, dass Räume mit Hilfe räumlich schematisierbarer Unterscheidungen zwar in der Raumdimension gebildet und über jene auch räumlich beobachtet werden können, aber die räumlichen Beobachtungen alleine konstruieren noch keine Räume. Dafür müssen Unterscheidungen in der Sachdimension von Sinn hinzutreten und räumlich sinnhaft miteinander verknüpft werden. Vorstellen kann man sich das am zuvor gebrachten Beispiel des Klassenzimmers dahingehend, als die Klassenzimmer einer Schule räumlich und zwar mit Hilfe von Distanzen unterschieden werden können: das Klassenzimmer A befindet sich im Unterschied zum Klassenzimmer B in der Nähe zur Direktion; aber das sind dann räumliche Beobachtungen, die Räume räumlich anordnen, deren Existenz in der Sachdimension von Sinn vorausgesetzt werden muss.⁷⁸

⁷⁷ Vermutlich ist die in modernen Gesellschaften gegebene Möglichkeit, räumliche Distanzen innerhalb kürzester Zeit überwinden zu können auch der Grund dafür, dass vielerorts vom ‚Verschwinden des Raums‘ die Rede ist. Bei genauerer Betrachtung ist es jedoch lediglich die *zeitliche* Distanz, die auf Grund moderner Transport- und Nachrichtentechnologien mehr und mehr in den Hintergrund tritt. Und mit ihm, einen Teil für das Ganze haltend, auch der Raum. Vgl. dazu Luhmann (1997: 315); Schroer (2006: 162ff); an der Stelle auch die contraintuitive These Schroers, dass „[...] Raum durch die gegenseitige Erreichbarkeit vormals isolierter Orte erst entsteht“. (ebd.: 164).

⁷⁸ Natürlich ist es möglich, das, was als Schule bezeichnet wird, auch als Raum zu beschreiben. Dafür wären dann die Klassenzimmer und die Direktion selbstredend wirkungsvolle Kandidaten für Unterscheidungen, die hierfür in der Sachdimension heranzuziehen wären, nebst jenen Unterscheidungen, gebildet in der Raumdimension von Sinn.

Genauigkeit ist an dieser Stelle insofern angebracht, weil der Sachverhalt, dass auch Räume räumlich angeordnet werden können, für die Funktion des Raums von eminenter Wichtigkeit ist. Ebenfalls betont soll an dieser Stelle werden, dass sich die sozial konstruierten Räume im Laufe ihres kommunikativen Gebrauchs zu Identitäten verdichten, deren transportierter Sinn als symbolisch generalisiert zu bezeichnen ist. Von Bedeutung ist das insofern, weil mit Hilfe dessen theoretisch dargelegt werden kann, wie der Raum für soziale Systeme zu bezeichnenbaren Einheiten kondensiert, an dem sich in weiter Folge auch Erwartungen festmachen lassen. Erwartungen, geknüpft an Räume, die dann für soziale Systeme potentiell dazu beitragen, mittels des Raums Komplexität reduzieren zu können. Wie das technisch funktioniert und theoretisch zu plausibilisieren ist, darüber wird im nächsten Abschnitt versucht Auskunft zu geben.

II. 5. Verräumlichung von Komplexität

Dass soziale Systeme nicht im Raum begrenzt sind, sondern sich einer rein internen Form der Grenze bedienen (vgl. Luhmann 1997: 76)⁷⁹, darauf wurde schon Eingangs hingewiesen. An dieser Stelle wurde aber auch erwähnt, soziale Systeme können nichtsdestotrotz den Raum genau dafür heranziehen, besagte Grenze – gebildet im Medium Sinn –, räumlich zu ziehen; so Bedarf dafür besteht.⁸⁰ Das entsprechende Zitat findet sich bei Luhmann (1971: 72f; Hervorh. S.K.) und lautet wie folgt: „Das naheliegende Bild räumlicher Grenzen leitet die Imagination insofern fehl, als es Punkt-für-Punkt Korrelationen über die Grenzen hinweg suggeriert: Wo das Haus aufhört beginnt der Garten. Die Grenzen ordnen hier ein Verhältnis der Nähe bzw. Ferne zum anderen, das man sich als jeweils Bestimmtes vorstellt. Sinnngrenzen – *und räumliche Grenzen können natürlich auch Sinnngrenzen symbolisieren* – ordnen dagegen ein Gefälle in Komplexität. Sie trennen System und Umwelt als Möglichkeitsbereiche von verschiedener Komplexität. Die Umwelt hat immer höhere Komplexität als das System [...]“.

Im Laufe des nun folgenden Abschnitts soll diesbezüglich diskutiert werden, wie „[...] in spezifischen Kommunikationen innergesellschaftliche Grenzen über Raumgrenzen

⁷⁹ In seiner Rezeption des Luhmannschen Raumverständnisses kommt Schroer (2006: 134) denn auch zu der Diagnose: „Soziale Systeme sind grundsätzlich nicht im Raum begrenzt.“

⁸⁰ So führt dann auch Luhmann (1984: 266) an: „Territoriale Grenzen sind ein Sonderfall von Sinnngrenzen.“ Mit dem Beisatz: Territorialität sei „[...] heute jedenfalls, ein für soziale Systeme ganz untypisches, eher exotisches, eher die normale gesellschaftliche Mobilität störendes Grenzprinzip“ (ebd.) – was darauf aufmerksam macht, die soziale Gebrauchsweise des Raums als ein historisch wandelbares Datum zu betrachten.

symbolisiert werden“ (Kuhm 2000a: 330).⁸¹ Es soll also theoretisch erörtert werden, wie sich soziale Systeme den Raum in sinnhaft symbolisierter Weise als gesellschaftsinternes Grenzprinzip zunutze machen können. Ferner wird darauf aufbauend untersucht werden, wie jener Sachverhalt in einem funktionalen Sinne dazu beiträgt, die Komplexität sozialer Systeme zu reduzieren. Oder mit anderen Worten: Es soll untersucht werden, wie über eine Symbolisierung der Systemgrenzen mittels Raumgrenzen ein „Komplexitätsgefälle“ (Luhmann 1984: 49) zwischen System und Umwelt erzeugt und stabilisiert werden kann. Die dabei vertretene These, dass der Raum für soziale Systeme dazu beiträgt, Komplexität zu reduzieren, knüpft an theoretische Überlegungen Kuhms (2000a: 334) an, im Rahmen welcher er die „Funktion von Räumlichkeit“ darin sieht, „[...] das Maß der in einem sozialen System zugelassenen Relationierungen von Kommunikationen über die Symbolisierung von Raumgrenzen zu limitieren und Interdependenzen in Sozialsystemen zu unterbrechen. Dadurch wird Komplexität im System auf eine Weise gebunden, die es erlaubt, Unsicherheiten zu absorbieren und Kontingenzen auf ein für das System erträgliches Maß zuzuschneiden“ (ebd.).⁸² Die entscheidende Frage ist dann aber, wie soziale Systeme mit Hilfe des Raums Komplexität reduzieren.⁸³

⁸¹ Siehe hierfür auch: Stichweh (200b: 186): „Es sind räumliche Grenzen vorstellbar, die auf der Basis der Operationen eines Sozialsystems entstehen und die insofern intern generierte Grenzen wären, auch wenn sie auf als vorgegeben empfundene physische Markierungen zurückgreifen und diese reinterpreten.“

⁸² So auch Schroer (vgl. 2008: 141f), der ebenso davon ausgeht, der Raum diene sozialen Systemen dazu, Komplexität reduzieren zu können, und zwar dahingehend, als „[...] vorgegebene räumliche Arrangements“ (ebd.: 142) für „Situationsdefinitionen“ (ebd.) eine entlastende Wirkung ausüben, da ihnen „Bedeutungen und Wertigkeiten“ (ebd.) strukturell eingeschrieben sind. Ob es tatsächlich so ist, dass den Räumen selbst strukturelle Implikationen inhärent sind, was auch Schroer (vgl. ebd.: 141f) kritisch hinterfragt, darauf soll weiter unten im Text näher eingegangen werden. Wichtig an der Stelle ist vor allem die Betonung darauf, dass mit Hilfe ‚räumlicher Arrangements‘ die Komplexität sozialer Systeme reduziert werden könne. Wie? Das versuche ich im weiteren Verlauf des Abschnitts theoretisch über die hierfür zu entwickelnde These der *verräumlichten Komplexität* zu erörtern.

⁸³ Anstelle der These der Verräumlichung von Komplexität könnte auf den ersten Blick auch Luhmanns (1997: 314) These der *räumlichen Integration* herangezogen werden, die da lautet: „Räumliche Integration heißt: dass die Freiheitsgrade der Systeme, also die Menge der Möglichkeiten, die sie realisieren können, abhängen von der Stelle im Raum, an der sie jeweils operieren, und damit von den jeweils besonderen lokalen Bedingungen“. Warum aber hier davon abgesehen wird und anstelle dessen die These der Verräumlichung von Komplexität entwickelt und vertreten wird, hat damit zu tun, dass sie auf der wissenschaftssoziologisch anschlussfähigen Begrifflichkeit der Komplexität aufbaut und ferner im Unterschied zu Luhmanns Überlegungen zur räumlichen Integration keinen Zweifel aufkommen lässt, dass die *räumlichen strukturellen Implikationen, denen die Operationen sozialer Systeme unterliegen, als Konstrukt des Systems selbst zu betrachten sind*. Es handelt sich bei einer Verräumlichung von Komplexität also nicht um ökologisch bedingte Einschränkungen der Operationen sozialer Systeme, so wie das die Luhmannsche Terminologie: ‚lokale Bedingungen‘ nahe legt. Ein Sachverhalt, den auch Stichweh in seinen raumsoziologischen Überlegungen m.E. systemtheoretisch nicht ernst genug nimmt. Stichweh (200b: 191) geht nämlich im Zuge seiner Erörterungen zu einer „Ökologie der Gesellschaft“ davon aus, dass viele „[...] der kausalen Wirkungen räumlicher Unterschiede“ davon *unabhängig* sind, „[...] ob die Gesellschaft von ihnen weiß und ihnen über Themen der Kommunikation Wirksamkeit verleiht“. Dass dem so ist und soziale Systeme vielen (latenten oder manifesten) *Umwelteinflüssen* kausal ausgesetzt sind, dass wird hier selbstverständlich *nicht* bestritten. Kritisiert wird aber, hier ebenso wie an Luhmanns Konzept der räumlichen Integration, dass es sich dabei *nicht* um *räumliche* Einflüsse handeln kann, die den Operationen sozialer Systeme als externe Bedingungen zugrunde liegen. Denn denkt man die operative Geschlossenheit sozialer

Technisch kann eine Reduktion von Komplexität – so wie das im eben gebrachten Zitat Kuhms (vgl. 2000a: 334) auch vorgeschlagen wird – in der Art erfolgen, dass die Elemente sozialer Systeme selektiv nach räumlichen Gesichtspunkten miteinander verknüpft werden. In Anlehnung an eine These Luhmanns (vgl. 1980c: 238ff) zur selektiven Relationierung der Elemente im „Nacheinander“ (ebd.: 239), die er als „Temporalisierung von Komplexität“ (ebd.) bezeichnet, soll jener Sachverhalt, im Rahmen dessen soziale Systeme ihre Elemente im *Nebeneinander* selektiv relationieren, als *Verräumlichung von Komplexität* bezeichnet werden. Denn ähnlich wie bei einer Temporalisierung von Komplexität, bei der *Zeit* in Anspruch genommen wird, „[...] um im Nacheinander mehr Relationen zu aktualisieren, als zugleich möglich wären“ (ebd.: 238), und ein Element infolgedessen „[...] seine Relationierungen wechseln und nacheinander in verschiedenen Konstellationen verknüpft sein [kann]“ (ebd.); so kann bei einer Verräumlichung von Komplexität der *Raum* von sozialen Systemen dafür herangezogen werden, um im Nebeneinander mehr Relationen aktualisieren zu können, als an einer Stelle möglich wären. Was ebenso zur Folge hat, dass mit Hilfe des Raums ein Element an unterschiedlichen Stellen unterschiedlich verknüpft werden kann – wofür dann aber Zeit in Anspruch genommen werden muss (vgl. Luhmann 1984: 525f).⁸⁴

Systeme konsequent zu Ende, so kann der Raum der Gesellschaft nur in den Kommunikationen vorkommen, aber nicht in deren ökologischer Umwelt. Denn außerhalb der Operationen sinnkonstituierender Systeme gibt es keinen Raum. Den Raum gibt es nur, weil darüber kommuniziert, oder er von psychischen Systemen wahrgenommen und im Zuge dessen als solcher über den Gebrauch bestimmter Schematismen konstruiert wird. Natürlich können jene Beobachtungen externalisiert werden und so getan werden, als habe der Raum eine systemunabhängige Eigenexistenz. Aber auch das sind Konstrukte. Für eine systemtheoretisch motivierte Kritik an Stichwehs Überlegungen zu einer ‚Ökologie der Gesellschaft‘ mit räumlichen Implikationen siehe auch: Hard (1999: 151), Lippuner (2007: 178) u. Schroer (2006: 155ff);

⁸⁴ Warum das möglich ist, kann damit erklärt werden, dass ein soziales System laut Luhmann (1984: 77) als ein „temporalisiertes System“ zu beschreiben ist, das „[...] aus instabilen Elementen gebildet [wird], die nur kurze Zeit dauern“ (ebd.: 78). Jener Umstand, der von Luhmann mit dem Begriff: „temporalisierter Komplexität“ (ebd.) beschrieben wird, hat zur Folge, dass soziale Systeme durch einen ständigen Zerfall ihrer Elemente ausgezeichnet werden und deren *Reproduktion* somit ein „Dauerproblem“ (ebd.: 79) darstellt. Da der Zerfall aber „Platz und bedarf für Nachfolgeelemente“ (ebd.: 78) erzeugt, ist die damit einhergehende „Desintegration“ des Systems „[...] notwendige Mitursache der Reproduktion“ (ebd.). Es geht also um das Problem der Autopoiesis. Für die Verräumlichung von Komplexität ist das aber insofern relevant, als durch den beständigen Zerfall der Elemente deren Reproduktion an unterschiedlichen Stellen vonstatten gehen kann und somit auch – so wie das die These der verräumlichten Komplexität zu beschreiben sucht – die reproduzierten Elemente an unterschiedlichen Stellen unterschiedlich relationiert werden können. Und jene nach räumlichen Gesichtspunkten getätigten jeweils unterschiedlichen Relationierungen der Elemente, ermöglicht durch die Ereignishaftigkeit temporalisierter Systeme, ist es dann auch, warum nicht nur unterschiedliche Elemente im Nebeneinander unterschiedlich relationiert werden können, sondern auch ein und die selben (sprich: als identisch reproduzierte) Elemente. Um aber ein und dasselbe Element an unterschiedlichen Stellen unterschiedlich verknüpfen zu können, braucht es Zeit. Denn: „[...] ein Objekt kann nicht zugleich an zwei verschiedenen Orten sein“ (Esposito 2002: 36; vgl. dazu auch: Luhmann 1984: 525f). Nimmt man jedoch auch Zeit hinzu, so spricht nichts dagegen, dass z.B. ein Meeting nach dessen offiziellem Ende an einem anderen Ort fortgesetzt wird – etwa in einem Restaurant. Ob das Interaktionssystem „Meeting“ dann noch dasselbe ist, bzw. welche strukturellen Veränderungen mit diesem Ortswechsel

Eine Verräumlichung von Komplexität führt demnach über eine selektive Relationierung der Elemente im Nebeneinander nicht nur zu einer Reduktion von Komplexität, sondern auch zu einer Erhöhung von Komplexität. Denn durch die unterschiedlichen Verknüpfungsmöglichkeiten der Elemente an verschiedenen Stellen erhöht sich natürlich auch die Anzahl der möglichen Ereignisse innerhalb eines Systems.⁸⁵ Zu denken ist hier etwa an die Regeln des Fußballspiels, die besagen, dass es dem Tormann innerhalb des Strafraums erlaubt ist den Ball mit den Händen zu berühren, außerhalb des Strafraums jedoch verboten. An dem Beispiel kann aber nicht nur verdeutlicht werden, wie mit Hilfe des Raums die Komplexität sozialer Systeme *erhöht* werden kann, sondern auch, dass die Verknüpfung der Elemente im Rahmen einer Verräumlichung von Komplexität *selektiv* zu geschehen hat – was wiederum eine *Reduktion von Komplexität* zur Voraussetzung hat. Eine Verräumlichung von Komplexität, welche die Elemente sozialer Systeme nach räumlichen Gesichtspunkten selektiv relationiert, geht also notwendigerweise Hand in Hand mit dem Phänomen der „organisierten Komplexität“ (Luhmann 1984: 46), welche die „[...] Komplexität mit selektiven Beziehungen zwischen den Elementen“ (ebd.) ausstattet. Da aber eine ‚organisierte Komplexität‘ nicht ohne „Systembildung“ (ebd.) zu haben ist, verweist die selektive Verknüpfung der Elemente nach räumlichen Gesichtspunkten stets auch auf soziale Systeme und deren *Strukturen*. Möchte man demnach wissen, welche Möglichkeiten der Verräumlichung von Komplexität sozialen Systemen konkret zur Verfügung steht, muss man den Blick auf die jeweiligen Strukturen sozialer Systeme richten, die bekanntlich der Komplexität einen Rahmen des Möglichen vorgeben und demzufolge auch eine „Vorselektion des Seligierbaren“ (ebd.: 74) in erwartbarer Weise vornehmen.

Im nun Folgenden soll am Beispiel der *Grenzen* sozialer Systeme erörtert werden, wie mit Hilfe des Raums die kommunikativ eingeführte Unterscheidung von Selbstreferenz und Fremdreferenz sinnhaft symbolisiert werden kann.⁸⁶ Diesbezüglich werde ich mich besonders der Verräumlichung von Komplexität zuwenden, um daran zeigen zu können, wie mit Hilfe des Raums die systemzugehörigen Elemente von systemfremden Elementen

möglicherweise einhergehen, dazu mehr, wenn es um die Strukturierung sozialer Systeme geht, die sich hierfür des Mediums Raum bedienen. An der Stelle ist zu betonen, dass die Zeit für die unterschiedliche Relationierung *ein und desselben Elements* nach räumlichen Gesichtspunkten ein wesentlicher Faktor ist.

⁸⁵ Zum Thema Zeit und Erhöhung/Reduktion von Komplexität vgl.: Luhmann (1980c: 238f).

⁸⁶ Dass es noch *andere* Möglichkeiten geben kann, wie soziale Systeme ihre Komplexität verräumlichen, bleibt außer Zweifel. Hier jedoch soll in erster Linie auf die Grenzfunktion einer verräumlichten Komplexität Bezug genommen werden und anderer Formen der verräumlichten Komplexität nur als kontrastierende Beispiel ab und an erwähnt werden – ohne den Anspruch, das Thema umfassend erörtert zu haben.

getrennt werden können, indem erstere nach räumlichen Gesichtspunkten selektiv miteinander verknüpft werden und sich somit, vermittelt durch ein Komplexitätsgefälle, von denen der Umwelt unterscheiden lassen. Ausschlaggebend hierfür werden die Erörterungen sein, die weiter oben im Text zum Thema Grenzziehung und Komplexität sozialer Systeme getätigt wurden und den funktionalen Problemgesichtspunkt meiner weiteren Analyse bestimmen.

Im Gegensatz dazu werden die nun angestellten Überlegungen zur Verräumlichung von Komplexität dazu verwendet werden, um im nächsten Kapitel die wissenssoziologische These plausibilisieren zu können, wonach die gesellschaftsstrukturell vorgegebene Form der verräumlichten Komplexität in ein korrelatives Entsprechungsverhältnis mit der Beobachtungsweise des Raums (sprich: Konstruktionsweise des Raums) zu bringen ist. Dazu aber mehr im dritten Kapitel. Darauf vorbereitend soll nun am Beispiel der Grenzen sozialer Systeme danach gefragt werden, welche Art der Verräumlichung von Komplexität Interaktionen, Organisationen und Gesellschaften charakterisieren und welche strukturellen Implikationen sich dafür verantwortlich zeichnen:

II. 5. a. Der Anwesenheitsraum der Interaktion

Interaktionen konstituieren und regulieren ihre Grenzen über das Prinzip der „Anwesenheit“ (Luhmann 1984: 564). Die dabei entscheidende Frage: „[...] wer oder was als Anwesend zu gelten hat“ (ebd.), wird diesbezüglich von den Kommunikationen der Interaktionsteilnehmer selbst entschieden (vgl. Kieserling 1999: 66f). Folglich werden Personen, die nicht als anwesend betrachtet werden, auch nicht ins System inkludiert (vgl. Luhmann 2005h: 11). Von Belang für die Klärung dessen, wer als an- oder abwesend zu gelten hat, ist aber auch, ob die Möglichkeit einer *reflexiven Wahrnehmung* besteht. Da eine wechselseitige Wahrnehmung aber nur mit einer physischen Co-Präsenz der Kommunikationsteilnehmer einhergehen kann (vgl. Luhmann 1997: 814), kann sich die für Interaktionssysteme spezifische Kopplung von Wahrnehmung und Kommunikation „[...] nur auf engem Raum vollziehen“ (Luhmann 1984: 563; vgl. auch: Ziemann 2003: 139).⁸⁷

⁸⁷ So spricht in einem anderen Kontext Luhmann (2002: 263) auch davon, dass „Interaktionsabhängigkeit“ – in diesem Fall jene der Politiker – immer auch „Raumgebundenheit“ zur Folge hat. „Aber“, so merkt er gleich im Anschluss an, „[...] Kommunikation ist an sich keine raumgebundene Operation. Nur wenn sie auf Interaktion angewiesen ist, gewinnt die Raumabhängigkeit an Bedeutung“ (ebd.). Warum das so ist, kann mit dem Sachverhalt der wechselseitigen Wahrnehmung erläutert werden. Dass aber Wahrnehmung keine Operation sozialer Systeme ist, sondern von psychischen Systemen vollzogen wird, sei hier erneut angemerkt. Nichtsdestotrotz können reflexiven Wahrnehmungen protosoziale Eigenschaften attestiert werden und dazu überleiten, das Wahrgenommene in der Kommunikation unter Anwesenden vorauszusetzen. Und

Das gibt dann aber den Weg frei, die Grenzziehung von Interaktionssystemen räumlich regulieren zu können, weil durch den Wegfall reflexiver Wahrnehmung die davon Betroffenen unmissverständlich als abwesend zu bezeichnen sind. Daraus folgt zwar nicht, dass die *Grenzziehung* der Interaktion auf ein räumliches Prinzip allein reduziert werden kann – so ist etwa der Taxifahrer nicht notwendig in die Kommunikation seiner Fahrgäste inkludiert, auch wenn sich alle im Auto reflexiv wahrnehmen können –, aber die Interaktion kann sich den Raum gegebenenfalls genau dafür symbolisch nutzbar machen.⁸⁸ Wie das vonstatten geht und welcher Raum im Zuge dessen von den anwesenden Kommunikationsteilnehmern konstruiert wird, darüber kann die These der Verräumlichung von Komplexität Aufschluss geben: Für die Bestimmung ihrer Systemgrenzen verräumlichen Interaktionssysteme ihre Komplexität nämlich dahingehend, dass sie die Beiträge zu einem *bestimmten* Thema nur an die Beiträge jeweils reflexiv wahrnehmbarer Kommunikationsteilnehmer anknüpfen. Und wessen Wahrnehmbarkeit nicht wahrnehmbar ist, der ist räumlich symbolisch aus der Kommunikation unter Anwesenden unmissverständlich exkludiert. Der Raum, der im Zuge dessen von den Anwesenden konstruiert wird, bezieht demnach als Sachunterscheidungen die Wahrnehmbarkeit der Wahrnehmungen potentieller Kommunikationsteilnehmer mit ein, wenn es darum geht, Objekte in der Sachdimension von Sinn mit Hilfe räumlich schematisierbarer Unterscheidungen zu beobachten. Die den *Raum der Anwesenden* hervorbringende Beobachtung trägt demnach besonders dem Umstand Rechnung, wer, ein bestimmtes Thema betreffend, reflexiv wahrgenommen werden kann und wer nicht. Das hat zur Konsequenz, anhand des Phänomens der wechselseitigen Wahrnehmbarkeit die Grenze des Interaktionssystems räumlich symbolisieren zu können und mit Hilfe dessen die eigenen Elemente von denen der Umwelt distinkt unterscheidbar zu machen. Relevant dafür, *warum* die Komplexität des Interaktionssystems verräumlicht wird, sind bestimmte

das ist nicht irrelevant, „[...] denn oberhalb einer gewissen Intensitätsschwelle kann jeder ohne weiteres davon ausgehen, dass *alle* Anwesenden wahrgenommen haben bzw. wahrnehmen können, was er selbst war nimmt. Dass es geknallt hat – darüber braucht man sich nicht mehr zu verständigen.“ (Luhmann 2005j: 28)

⁸⁸ Das entsprechende Zitat findet sich bei Kieserling (1999: 66): „Sie [die Interaktion; Anm. S.K.] kann ihre eigenen Systemgrenzen als Raumgrenzen symbolisieren mit der Folge, dass jedes Betreten des Raums zur Inklusion führt.“ Zu denken ist hier etwa an den VIP-Bereich eines Clubs, wo Raumgrenzen vor allem aus dem Grund gezogen werden, um die Kommunikation der jeweils *Anwesenden* möglichst exklusiv zu halten. Dass aber die Kommunikation auch andere Mittel und Wege findet, um manche der im VIP-Bereich physisch anwesenden, aber nichtsdestotrotz unliebsamen Gäste, aus der Interaktion zu exkludieren, das Phänomen kennt vermutlich jeder, der per Zufall (etwa im Rahmen eines Preisausschreibens) Zugang zu solch einem erlesenen Setting fand. Mit Hilfe des Beispiels soll plastisch zum Ausdruck gebracht werden, dass die Interaktion – genauso wie alle anderen Sozialsysteme auch – sich im Rahmen ihres Operierens sinnhaft von der Umwelt abgrenzt. Und der Raum, als sinnhaft konstruiertes Objekt, stellt dabei nur eine Möglichkeit dar, wie das Spezifikum ‚Anwesenheit‘ in der Kommunikation unter Anwesenden erzeugt werden kann. Zum Beispiel dann, wenn Erwachsene ihre Kinder auffordern im Garten weiterzuspielen, um sich endlich den Themen widmen zu können, die für Kinderohren als ungeeignet erachtet werden.

Themen, im Rahmen derer über eine In- oder Exklusion zu entscheiden ist, je nach dem, an welche Beiträge angeschlossen werden soll oder nicht. Um das Beispiel der Taxifahrt erneut aufzugreifen, so können die Fahrgäste bei bestimmten Themen so tun, als wäre der Lenker des Taxis gar nicht anwesend. Die Beiträge richten sich nicht an den Taxilenker und es wird auch nicht erwartet, dass er zu dem eben behandelten Thema etwas beizutragen hätte. Dabei handelt es sich aber *nicht* um einen räumlich symbolisierten Sachverhalt, der über die An- oder Abwesenheit disponiert. Geraten aber die Fahrgäste untereinander in Streit und bitten den Taxilenker sie vorzeitig aussteigen zu lassen, weil sie bei Ihrem Streit nicht beobachtet werden wollen, so bedienen sich die Streitenden dabei des Raums, um der reflexiven Wahrnehmung zwischen ihnen und dem Taxilenker zu entgehen. Der Taxilenker war zwar schon vor dem Ausbruch des Streits unter den anwesenden Fahrgästen aus deren Kommunikation exkludiert, zu dem Zeitpunkt aber, wo er gebeten wird anzuhalten, konstruieren die mit dem Taxilenker Sprechenden gemeinsam mit jenem den Raum der Anwesenden, aus dem der Taxilenker dann ein weiteres Mal, diesmal auch räumlich symbolisiert, exkludiert wird⁸⁹: „Würden Sie bitte anhalten und uns aussteigen lassen! Es wäre uns lieber wenn Sie unsere Streitereien nicht mitanhören müssten.“

Zu betonen ist an dem Beispiel, dass es die Themen sind (sprich: die Strukturen einfacher Sozialsysteme) auf die es zurückzuführen ist, wieso die Komplexität der Interaktion verräumlicht wird – eine Verräumlichung, die, wie oben erwähnt, dergestalt ist, dass die Beiträge zu bestimmten Themen nur an die Beiträge reflexiv wahrnehmbarer Personen angeschlossen werden können. Aus dem Grund entzogen sich die streitenden Fahrgäste auch der Wahrnehmung des Taxilenkers und konstruierten in der vorausgehenden Kommunikation gemeinsam mit dem Chauffeur den Raum der Anwesenden, den sie im Anschluss daran auch „verlassen“ konnten. Und auch wenn es auf den ersten Blick der alltäglichen Vorstellung dessen, was ein Raum zu sein hat völlig widerspricht, die Gesprächssequenz: „Würden Sie bitte anhalten und uns aussteigen lassen! Es wäre uns lieber wenn Sie unsere Streitereien nicht mitanhören müssten.“ *konstituiert* jenen Raum, der in besagter Kommunikation unter Anwesenden dazu beiträgt, dessen Komplexität zu

⁸⁹ In dem Moment, wo die Information mitgeteilt wird, man möge bitte anhalten, ist selbstverständlich auch der Fahrer des Taxis inkludiert, da es ja an ihm gelegen ist die Botschaft zu verstehen und die Gäste aussteigen zu lassen. Von daher wird der Raum der Anwesenden gemeinsam mit dem Taxifahrer kommunikativ konstruiert. Und konstruiert wird er aus dem Grund, um mit Hilfe dessen die Komplexität der Interaktion verräumlichen zu können: die Beiträge zum Thema des Streites können sich der Wahrnehmung des Taxilenkers entziehen und laufen nicht Gefahr an mögliche Einmischungen von der Seite anknüpfen zu müssen. Und das reduziert die Komplexität des Streits unter Anwesenden erheblich. Siehe nur die Ausführungen Simmels (vgl. 1992: 124ff) zum ‚Dritten‘;

verräumlichen. Mit der Folge, dass nach Verlassen des Taxis die Grenze des Interaktionssystems der Streitenden auch auf räumliche Weise re-imprägniert wurde, was wie gesagt mit der damit einhergehenden Beendigung der reflexiven Wahrnehmung zu tun hat. Andere Interaktionsbeispiele, an denen empirisch eine derartige Verräumlichung von Komplexität beobachtet werden kann, sind etwa Geheimtreffen, Momente der Intimität oder Gewaltverbrechen. All jene Kommunikationen unter Anwesenden bedienen sich des Raums um mit Hilfe dessen über In- oder Exklusion zu disponieren. Seinen Sinn hat das wie gesagt darin, über ein Hintanstellen der Möglichkeit, reflexiv wahrgenommen zu werden,⁹⁰ weiteren themenspezifischen Beiträgen potentieller Kommunikationsteilnehmer zu entgehen. Dass reduziert schlussendlich die Komplexität des Interaktionssystems, weil sich die Anzahl der Beiträge, an die prinzipiell in der Kommunikation angeschlossen werden könnte/müsste, sichtlich verkleinert.⁹¹

Die Raumform, die im Zuge einer solchen Interaktion konstruiert wird, wird in weiterer Folge als *Anwesenheitsraum* bezeichnet. Damit soll zum einen der Umstand reflexiver Wahrnehmung betont werden und zum anderen darauf hingewiesen werden, dass mit Hilfe des Anwesenheitsraums über die An- und Abwesenheit symbolisch diskriminiert werden kann.⁹²

Und die Form der Verräumlichung von Komplexität, derer sich Interaktionssysteme bedienen um ihre Grenzen zu ziehen konstituiert sich in der Art, dass die Beiträge zu einem bestimmten Thema nur an die Beiträge jeweils reflexiv wahrnehmbarer Kommunikationsteilnehmer anknüpfen können – wo anders geschieht etwas anderes.

⁹⁰ Erklärt kann das bekanntlich damit werden, „[...] dass die Wahrnehmung des Wahrgenommenwerdens das Verhalten einschränkt“ (Luhmann 2006: 422). Es geht also um die *sozialen* Implikationen der reflexiven Wahrnehmung – das Thema Foucaults (vgl. 1977: 262f; Zit. ebd.: 262) „Panopticon“.

⁹¹ Zu tun hat das insbesondere damit, dass in Interaktionen eine Systemdifferenzierung unüblich ist und wenn sie Eintritt an Bedingungen geknüpft ist, die „schwierig“ zu handhaben sind und das System „instabil“ machen (vgl. Kieserling 1999 35; Zit. ebd.). Als Beispiele nennt Kieserling (ebd.: 39) „Flüstergespräch“, „Anspielungen“ und „Sezession“. Eine Verräumlichung von Komplexität fällt diesbezüglich in die Kategorie ‚Sezession‘, die Kieserling, dabei nicht dezidiert auf räumliches Bezugnehmend, wie folgt beschreibt: „Einige unter den Anwesenden können sich absondern mit der Folge, dass daraufhin ein weiteres Interaktionssystem entsteht, das dann nach innen hin wiederum undifferenziert strukturiert ist.“ (ebd.).

⁹² Dass der Raum für Interaktionssysteme noch andere Möglichkeiten bietet, seine Komplexität zu verräumlichen, das kann am Beispiel der Interaktion Fußballspiel abgelesen werden (s.o.). Dabei geht es dann aber nicht um die Funktion, die An- oder Abwesenheit räumlich symbolisieren zu können und die Grenzen des Systems zu ziehen, sondern darum, an verschiedenen Stellen des Spielfeldes unterschiedliches Verhalten konditionieren zu können, was selbstverständlich auch eine Form der Verräumlichung von Komplexität bedient. Dabei wird dann aber auch eine andere Raumform konstruiert, als die eben beschriebene Form des Anwesenheitsraumes: das Spielfeld. Erklärt kann das damit werden, dass je nach dem, wie die Komplexität zu verräumlichen ist, ein anderer Raum konstruiert wird und somit die Form des Raumes mit der Funktion des Raumes in einem Wechselverhältnis steht – eine der Thesen meiner Magisterarbeit.

II. 5. b. Der Standort der Organisation

Organisationen konstituieren und etablieren ihre Grenzen über die „Kommunikation von Entscheidungen“ (Luhmann 1997: 830). Da aber, wie bereits weiter oben im Text erwähnt, auch in der sozialen Umwelt der Organisation von anderen Organisationen entschieden wird, ist es für Organisationen unabdingbar, ihre Entscheidungen an bestimmte *Stellen* zu knüpfen (vgl. Kieserling 1999: 353).⁹³ Aus dem Grund dienen die Stellen einer Organisation nicht nur dazu, die „Abstimmungsbedürftigkeit“ (Luhmann 2006: 237) der Entscheidungsprämissen, der Programme, des Personals und der Kommunikationswege regulieren zu können (vgl. ebd.), sondern auch dazu, über den Verweis auf Stellen die Entscheidungen distinkt der Organisation und ihren Mitgliedern zurechnen zu können (vgl. ebd.: 316). Über Stellen ist es demnach möglich, festzustellen, wer für eine bestimmte Entscheidung verantwortlich zu machen ist und an wen sich darauf beziehende weitere Entscheidungen zu richten haben. Eine Entscheidung kann aber nicht nur über eine Zurechnung auf Stellen einer bestimmten Organisation attribuiert werden. Sondern auch über eine Zurechnung auf die *Adresse*⁹⁴ einer Organisation kann in der Kommunikation zum Ausdruck gebracht werden, welche Organisation für welche Entscheidung verantwortlich ist (vgl. Drepper 2003: 119).

Strukturell notwendig ist das insofern, weil ja Organisationen im Vergleich zu anderen Organisationen segmentär differenziert sind (vgl. Luhmann 2006 436), es also auch noch andere Organisationen und deren Entscheidungen in der innergesellschaftlichen Umwelt der Organisation gibt. Von daher besteht auch Bedarf, die Entscheidungen der einen Organisation von den Entscheidungen der anderen Organisationen distinkt abzugrenzen (vgl. Drepper 2003: 118f).⁹⁵ Und Stellen und Adressen, sind hierfür funktional äquivalente Möglichkeiten, das Problem der Zurechnung von Entscheidungen zu lösen und damit sicherzustellen, an welche Entscheidungen die weiteren Entscheidungen einer Organisation in einem rekursiven Sinne anzuschließen haben. Bei Stellen und Adressen geht es also darum, die Funktion der Grenze organisierter Sozialsysteme bedienen zu können und somit systemeigene und systemfremde Elementen eindeutig voneinander unterscheiden zu

⁹³ „Durch Zurechnung des Entscheidungsverhaltens auf Stellen und Stelleninhaber wird markiert, dass die Entscheidung gleichwohl dem System selbst und nicht etwa der Umwelt zugehört“ (Kieserling 1999: 353).

⁹⁴ Laut Stichweh (2000c: 221) dienen Adressen in einem sehr allgemeinen Sinne dazu, „[...] lokale Punkte der Zurechnung von Kommunikation zu [konstituieren]“.

⁹⁵ An der Stelle auch ein für den weiteren Zusammenhang bedeutsames Zitat Dreppers (2003: 119): „Organisationen sind wie jegliche Segmente eben nicht einzigartig, sondern gleichartig und damit hochgradig austauschbar, was dann im Besonderen die Identitätssorge, Selbstdarstellungsimpulse und Repräsentationskommunikation antreibt.“

können. Als Voraussetzung dafür, die Entscheidungen auch tatsächlich an die *Adresse* einer Organisation attribuieren zu können, ist eine von der Organisation angefertigte Selbstbeschreibung nötig, die neben anderen „kommunikablen Indikatoren“ (Luhmann 2006: 423) zur *Identifizierung* der Organisation wie etwa: „Name, konkretisierende und unterscheidungswirksame Funktionsangaben“ oder die „Art des Produkts“, auch deren „Adresse“ (ebd.) heranzieht.

Die Möglichkeit der Adressierung ist es dann auch, anhand derer die getroffenen Entscheidungen an einen bestimmten *Standort* der Organisation – also einer sinnhaft symbolisierten Begrenzung im Raum –, geknüpft werden können und infolgedessen von den Entscheidungen anderer Organisation auch *räumlich* unterscheidbar werden. Aber auch *organisationsintern* ist es qua Sinnform Raum möglich, den Stellen an *unterschiedlichen Standorten* ein unterschiedliches Verhalten formal vorschreiben zu können. So können in einem arbeitsteiligen Sinne am Standort A eines Unternehmens andere Programmierungen des Verhaltens gelten, als das am Standort B der Fall ist. Und über den dabei von der Organisation konstruierten Raum (sprich: dem Standort), der eine Konditionierung des Verhaltens über räumliche Gesichtspunkte zum Ausdruck bringt, trägt das dann dazu bei, die Komplexität der Organisation zu verräumlichen.

Organisationen verräumlichen ihre Komplexität zum Zwecke der Grenzziehung demnach dadurch, dass sie zum einen programmatisch an unterschiedlichen Standorten unterschiedliche Verhaltensweisen konditionieren, was der internen Systemdifferenzierung zugute kommt, und zum anderen dadurch, dass über den Standort die Organisation sich qua Selbstbeschreibung eine räumliche Adresse geben kann, mit Hilfe welcher die segmentär differenzierten Organisationen sich von anderen Organisationen unterscheiden können – und das kommt der Differenzierung des Systems innerhalb der Gesellschaft zugute. Eine Verräumlichung der Komplexität mittels des Standorts erfüllt demnach die Funktion, die Entscheidungsoperationen intern und extern voneinander trennen zu können. Das erlaubt es dem organisierten Sozialsystem, die systemeigenen Entscheidungen von systemfremden Entscheidungen abgrenzen zu können. Aber auch systemintern können die konditionierten Verhaltensweisen, räumlich symbolisiert über unterschiedliche Standort voneinander verschieden ausgewiesen werden: Am Standort A einer Organisation hat man sich so zu verhalten; am Standort B einer Organisation wiederum anders.⁹⁶ Wie bei

⁹⁶ Dass Organisationen auch das interaktive und somit auf Co-Präsenz abgestimmte Verhalten ihrer Mitglieder räumlich konditionieren, darauf weist Foucault (vgl. 1977: 181ff) etwa am Beispiel von Krankenhäusern, Schulen oder Fabriken hin, wo das „Prinzip der Parzellierung“ (ebd.: 185), also der

Interaktionssystemen zuvor gezeigt, bedeutet das nicht, der Raum begrenze die Organisation. Vielmehr begrenzen sich Organisationen qua *Entscheidungen*, die thematisch auf räumlich sinnhafte Unterscheidungen abstellen. Im Zuge der Verräumlichung konstruiert die Organisation dann gleichsam den Raum, der genau dafür benötigt wird: den *Standort*. Wesentlich beim Standort der Organisationen ist, dass es sich dabei um einen exklusiven Raum handelt, der so konzipiert ist, dass sich pro Raumstelle nur jeweils ein Standort befinden kann. Das reduziert die Komplexität dann dergestalt, dass hier der eine Standort ist und dort der andere. Und die Distanz zwischen den Standorten erlaubt es dann auch, und das ist wichtig für die eben dargestellte Funktion des Standorts, die räumlichen Adressen der Organisationen räumlich anordnen zu können. Das Beobachtungsschema des Raums stellt von daher für die Konstruktion dieser Raumform besonders darauf ab, *unterschiedliche* Adressen als Sachunterscheidungen – seien es die unterschiedlichen Adressen der eigenen Organisation, oder die der anderen Organisationen – mit den räumlich schematisierbaren Unterscheidungen sinnhaft zu verknüpfen. Ferner zeichnen sich die hierfür notwendigen Beobachtungen in der Raumdimension von Sinn dadurch aus, dem „Adressenraum“ (Klüter 1986: 119) eine räumliche Exklusivität zu verleihen – etwa mit der Unterscheidung: hier/dort. Was semantisch am Begriff des Standorts auch abzulesen ist. Und ebenso wie beim Anwesenheitsraum der Interaktionssysteme, sind auch beim Standort der Organisationen die Form des Raums und die Form der räumlichen Komplexitätsreduktion aufeinander abgestimmt, wenn es für die beiden sozialen Systeme darum geht, sich von ihrer gesellschaftsinternen Umwelt *räumlich* symbolisiert abzugrenzen. Des Weiteren sind es – ebenso wie bei Interaktionssystemen – auch bei organisierten Sozialsystemen die Strukturen, die zu einer Verräumlichung von Komplexität führen. Im Unterschied zu den Themen einfacher Sozialsysteme sind diesbezüglich für Organisationen deren Entscheidungsprämissen zu nennen: Laut Luhmann (2002: 92) sind die Stellen einer Organisation „Formen für die Variation von Inhalten“. Man kann deren Programme ändern, die Personen austauschen oder das Gehalt variieren. Bis zu einem bestimmten Punkt ändert das aber nichts am „Identitätsprinzip“ (ebd.: 93) der Stelle, gegen derartige *inhaltliche* Veränderungen weitestgehend resistent zu sein. Wichtig ist das insofern, als Stellen strukturell dazu dienen, interdependente Entscheidungsprämissen aufeinander abzustimmen (vgl. Luhmann 2006: 236). Und das kann dann auch räumlich vonstatten gehen, so wie das hier über den Begriff des Standorts

Aufteilung der Individuen im Raum, in erster Linie für die Überwachung der Individuen eine Lokalisierungsfunktion erfüllt: „Jedem Individuum seinen Platz und auf jedem Platz ein Individuum“ (ebd.: 183).

versucht wurde zu rekonstruieren. Festzuhalten für das Weitere gilt es diesbezüglich, dass es die Entscheidungsprämissen der Organisationen sind, die einer Verräumlichung von Komplexität qua Standort strukturell vorausgehen.⁹⁷

Welche strukturellen Bedingungen den Subsystemen der Gesellschaft vorausgehen, wie jene ihre Komplexität verräumlichen und welche Räume sie im Zuge dessen konstruieren, dazu nun mehr.

II. 5. c. Gesellschaftliche Raumformen

Gesellschaften konstituieren und regulieren ihre Grenzen mittels des Operationstypus „Kommunikation“ (Luhmann 1984: 555). Unter den Grenzen des umfassenden Sozialsystems Gesellschaft sind in der Systemtheorie „[...] Grenzen sinnvoller und möglicher Kommunikation, vor allem Grenzen der Erreichbarkeit und Verständlichkeit“ (Luhmann 2005f: 12) zu verstehen. Um der Frage nachzugehen, wie Gesellschaften ihre Grenzen sinnhaft symbolisch über bestimmte Raumgrenzen zum Ausdruck bringen und welche Form der Verräumlichung von Komplexität sie dafür heranziehen, richtet sich auch bei der Systembildungsebene Gesellschaft die diesbezüglichen Analyse auf die jeweils spezifische Strukturform. Denn besonders Gesellschaften ist zu attestieren, dass die Strukturform der möglichen Komplexität einen selektiven Rahmen vorgibt (vgl. Luhmann 1980b: 22). Als Struktur der Gesellschaft ist die jeweilige Form der *primären Differenzierung* zu nennen, die gleichzeitig auch die drei unterschiedlichen Typen von Gesellschaft voneinander unterscheidbar macht: tribale Gesellschaften, traditionale Gesellschaften und die moderne Gesellschaft.⁹⁸ Die Typen von Gesellschaften unterscheiden sich dann gemäß ihrer primären Differenzierungsform insbesondere

⁹⁷ Luhmann (vgl. 1964: 141f) handelt die räumliche Symbolisierung der Stelle nicht über den Standort der Organisation ab, sondern an der *Position* einer Stelle innerhalb des Systems, um dann anhand der Metapher der Bewegung zu dem Schluss zu kommen, dass sich die Stellen der Organisation – im Unterschied zu den Stellen, an denen sich die physischen Dinge befinden –, nur durch „Verhaltenserwartungen“ (ebd.: 142) anordnen lassen. Was aber spricht dagegen, die Stellen qua Entscheidungsprämissen räumlich an verschiedenen Standorten anzuordnen und die unterschiedlichen Verhaltenserwartungen somit räumlich zu symbolisieren? Das würde insofern auch Luhmann Recht geben, als ja nicht der Raum das Verhalten vorgibt, sondern die Programme vorgeben, wo im Raum, also an welchem Standort man sich wie zu verhalten hat. Dass hierfür der Raum von der Organisation per Entscheidung in einem funktionalen Sinne als Standort konstruiert wird, sei hier nur ein weiteres Mal hervorgehoben.

⁹⁸ Als Typen von Gesellschaft gibt Luhmann (1997: 615) in seinem gesellschaftstheoretischen Hauptwerk die „archaisch-tribalen Gesellschaften, Hochkulturen und moderne Gesellschaft“ an. Gleichzeitig finden sich aber auch die oben genannten Typenbezeichnungen in den Schriften Luhmanns. Da sich Letztere in der systemtheoretischen Literatur eingebürgert haben, werde ich mich an jene Termini halten. Denn worum es in erster Linie geht, ist die jeweils dominante Differenzierungsform, die der Definition der drei Typen zugrunde liegt. Vgl. dazu: Schneider (2005: 330);

dadurch, welche Subsysteme sie bilden und in welchem Verhältnis die Subsysteme der Gesellschaft zueinander stehen (vgl. Luhmann 1997: 609).

Über die jeweils dominante Form der gesellschaftlichen Differenzierung werden nun die unterschiedlichen Gesellschaftstypen dahingehend untersucht werden, wie sie ihre Systemgrenzen räumlich symbolisieren und welche Form der Verräumlichung von Komplexität damit einhergeht. Ferner soll erörtert werden, welche Räume die gesellschaftlichen Subsysteme dabei konstruieren und wie mit Hilfe der spezifischen Raumform die jeweilige Form der Verräumlichung von Komplexität zum Zwecke der Grenzziehung bedient werden kann. Für die an späterer Stelle erfolgende Plausibilisierung dessen, dass die Form des Raums und die Funktion des Raums in einem konstitutiven Wechselverhältnis stehen, werden dabei essentielle Vorüberlegungen angestellt werden.

II. 5. d. Der Territorialraum segmentärer Gesellschaften

Tribale Gesellschaften zeichnen sich auf Grund ihrer segmentären Differenzierungsform dadurch aus, dass die jeweiligen Subsysteme, also Familien, Dörfer oder Stämme, in „gleichartige Teilsysteme“ (ebd.: 641) eingeteilt werden. Das bringt es für die Teilsysteme segmentärer Gesellschaften mit sich, dass „[...] deren Abgrenzung ein besonderes Problem gewesen sein [muss]; denn auf der anderen Seite, in anderen Familien und in anderen Dörfern lebt man ja nicht prinzipiell anders, sondern so ähnlich wie bei uns. Das könnte erklären, dass auf Symbolisierung der Grenzen besonderer Wert gelegt wird“. (ebd.).⁹⁹ Die Symbolisierung *räumlicher* Grenzen ist es dann auch, mit Hilfe welcher sich die Subsysteme tribaler Gesellschaften qua „Territorialprinzip“ (ebd.: 635) voneinander abgrenzen und somit die jeweiligen Kommunikationen nicht nur in ihrer Reichweite begrenzt, sondern auch eindeutig unterscheidbar werden.¹⁰⁰ Das bedeutet nun, die Teilsysteme tribaler Gesellschaften bedienen sich vermittels des Territorialprinzips einer räumlichen Form, um die jeweils gleichartigen bzw. gleichwertigen Segmente sinnvoll zu begrenzen. Die dabei zum Einsatz kommende Form der verräumlichten Komplexität trägt den Strukturen dabei insofern Rechnung, als sie es ermöglicht, den „[...] gleichen oder

⁹⁹ So auch Schroer (2006: 136), auf das eben gebrachte Zitat Luhmanns Bezug nehmend: „Die soziale Welt besteht aus der Ähnlichkeit ihrer Elemente. [...] Gerade aber aufgrund der strukturellen Ähnlichkeit der Teilsysteme wird besonderer Wert auf die Abgrenzung eines Dorfes gegenüber anderen Dörfern oder einer Familie gegenüber anderen Familien gelegt, in denen die Lebensweise ja nicht prinzipiell anders, sondern sehr ähnlich ist.“

¹⁰⁰ Dass dafür zumeist das „Verwandtschaftsprinzip“ (Luhmann 1997: 635) hinzugezogen wird, wurde weiter oben im Text ebenso schon einmal erwähnt. Für den weiteren Zusammenhang spielt das aber keine entscheidende Rolle mehr.

doch ähnlichen Systemen“ (Luhmann 1980b: 25) segmentärer Gesellschaften ein räumliches Ordnungsschema an die Seite zu stellen. Jenes räumliche Ordnungsschema, begrifflich als *Territorium* zu bezeichnen, kann nämlich dazu verwendet werden, die eigenen Elemente *hier* und die Elemente der anderen Segmente *dort* anzuordnen. Der selektive Zugriff, der mit dieser *territorialen Verräumlichung von Komplexität* einhergeht, führt dann dazu, die Kommunikationen der Subsysteme in erwartbarer Weise voneinander abzugrenzen. Die Formel, über welche eine derartige Verräumlichung von Komplexität in segmentären Gesellschaften erreicht werden kann, ist mit der Unterscheidung: *hier ja/dort nein* zu benennen. Mit den segmentären Differenzierungsform tribaler Gesellschaften ist das insofern kompatibel, da im Zuge einer territorialen Verräumlichung von Komplexität, sowohl die Gleichheit, als auch die Gleichwertigkeit der einzelnen Subsysteme unangetastet bleibt: Jedes Segment hat sein eigenes Territorium.¹⁰¹

Der Raum, der im Zuge der Verräumlichung von Komplexität zum Zwecke der Grenzziehung der Segmente tribaler Gesellschaften zum Einsatz gebracht wird, ist begrifflich als *Territorialraum* zu bezeichnen. Sozial konstruiert wird jener auf die Weise, dass für die Bezeichnung der Sachunterscheidungen insbesondere auf natürliche Objekte zurückgegriffen wird – etwa Flüsse, Berge, Täler etc. Für die entsprechenden räumlich schematisierbaren Unterscheidungen, mit Hilfe derer die Unterscheidungen in der Sachdimension räumlich beobachtet und sinnhaft kombiniert werden, wird speziell auf solche zurückgegriffen, die eine Exklusivität des Territoriums im Vergleich zu anderen Territorien zum Ausdruck bringen. Denn wesentlich für die räumliche Organisation segmentär differenzierte Gesellschaften ist es, die Territorien der Segmente so im Raum zu positionieren, dass sich die Räume erst durch ihre räumliche Anordnung distinkt voneinander unterscheiden. Weil erst durch eine überschneidungsfreie räumliche Anordnung und einer sich daraus ergebenden eindeutigen Grenzziehung können sich die Subsysteme archaischer Gesellschaften anschaulich voneinander abgrenzen: Der Clan A unterscheidet sich dann vom Clan B nicht nur über das Prinzip der Verwandtschaft, sondern auch dadurch, dass sich sein Territorium an einer anderen Stelle im Raum befindet als das Territorium des Clans B. Kennzeichnend für das Territorialprinzip segmentär differenzierter Gesellschaften ist demnach, dass erst durch den Unterscheid der räumliche Lage sowie der damit einhergehenden Exklusivität der Territorien der Raum des Clans A vom Raum des Clans B unterscheidbar wird. Zu tun hat die Notwendigkeit einer exklusiven Anordnung der Gebiete im Raum wie gesagt damit, dass in segmentär

¹⁰¹ Dass dadurch Territorialstreitigkeiten nicht ausgeschlossen sind ist klar bzw. dadurch überhaupt erst als solche möglich.

differenzierten Gesellschaften nicht nur die Subsysteme prinzipiell gleich und gleichwertig sind, sondern sich auch das Konstruktionsprinzip ihrer Räume in schematischer Art und Weise nicht voneinander unterscheiden lässt: *Die Segmente sind also nicht nur gleich, sondern sie konstruieren auch gleiche Räume, die dann begrifflich als Territorium auch gleich zu bezeichnen sind.*¹⁰²

Segmentär differenzierte Gesellschaften verräumlichen ihre Komplexität mit dem Ziel der Systembegrenzung somit in der Form, dass die jeweiligen Elemente der Subsysteme nur an jene Elemente anknüpfen können, die sich innerhalb eines bestimmten Raums befinden. Die Formel dafür lautet dann dementsprechend: hier ja/dort nein. Der hierfür konstruierte Raum, als Territorialraum zu bezeichnen, ist durch die Verwendung natürlicher Objekte in der Sachdimension charakterisiert, die „[...] nicht durch Kommunikation und soziales Handeln beeinflusst zu sein scheinen“ (Stichweh 2003: 98; Hervorh. S.K.).¹⁰³ Ferner kommen bei der kommunikativen Konstruktion der Territorialräume Unterscheidungen in der Raumdimension zum Einsatz, die einer räumlichen Exklusivität Vorschub leisten. Jene Eigenschaft kann dann strukturell dafür verwendet werden, die Räume segmentärer Gesellschaften distinkt voneinander, und zwar räumlich distinkt voneinander, zu trennen, womit sich auch die Exklusivität der Territorialräume erklären lässt. Die Unterscheidung der Räume tribaler Gesellschaften erfolgt demgemäß in der Raumdimension von Sinn. Das entspricht dem Territorialprinzip dieses Gesellschaftstypus, und plausibilisiert die These, wonach die Form des Raums sich Hand in Hand mit der Funktion des Raums konstituiert. Als Funktion des Raumes segmentär differenzierter Gesellschaften soll demgemäß die *Kontaktvermeidung* gesehen werden. Doch ich greife vor. Nun die Erläuterungen zur Art der Verräumlichung von Komplexität stratifizierter Gesellschaften, die sich im Unterschied zu jener der segmentären Gesellschaften nicht in der Raumdimension von Sinn abspielt, sondern in der Sozialdimension.

¹⁰² Ähnliches wäre auch für die segmentär differenzierten Nationalstaaten des politischen Systems und für die Räume der ebenfalls segmentär differenzierten Organisations- und Familiensysteme auszusagen. Gemeinsam ist jenen Sozialsystemen dann auch, Komplexität gemäß der Formel „hier ja/dort nein“ in Bezug auf andere Segmente reduzieren zu können. Mehr dazu in den Ausführungen, welche die dabei bediente Funktion der territorialen Raumform betreffen.

¹⁰³ So eine Formulierung Stichwehs (vgl. 2003: 98), mit Hilfe der er – damit einen anderen Sachverhalt als den hier behandelten meinent – zum Ausdruck bringen kann, wie im Rahmen einer „*Substitution künstlicher für natürliche Begebenheiten*“ (ebd.) das zu bezeichnen ist, was als ‚natürlich‘ zu gelten hat. Beim dabei behandelten Thema geht es um evolutionäre Veränderungen bei der gesellschaftlichen Kontrolle des Raums über die Verwendung von Grenzen. Wobei Stichweh davon ausgeht, das natürliche Begebenheiten (etwa Flüsse) zunehmend durch künstliche (etwa „künstliche Wasserwege“ ; ebd.) ersetzt werden.

II. 5. e. Der Distinktionsraum stratifizierter Gesellschaften

Traditionale, stratifikatorisch differenzierte Gesellschaften stellen einen Typus von Gesellschaft dar, dessen Teilsysteme (sprich: Schichten) sich durch den „[...]Gesichtspunkt der *rangmäßigen Ungleichheit*“ (Luhmann 1997: 613) voneinander unterscheiden können. Für die Aufrechterhaltung der schichtinternen Kommunikation – also der Kommunikation unter Statusgleichen, die zu einer Schließung des Systems führt – ist es von daher besonders relevant, die [...] *schichtinterne* Homogenität über Rangunterscheidungen hinweg nach *außen abgrenzbar*“ (ebd.. 686f) zu machen. Dem liegt die besondere Beobachtungsweise der Teilsysteme stratifizierter Gesellschaften zugrunde, die mit der Unterscheidung von Oben und Unten nicht nur die Ungleichheit der Schichten zum Ausdruck bringt, sondern vor allem auch deren hierarchische Ungleichwertigkeit. Auf die Frage, warum sich die Schichten nach außen abgrenzen müssen, kann demnach die folgende Antwort gegeben werden: Die für diesen Typus bezeichnende Hierarchieform kann operativ nur dadurch konstituiert werden kann, indem sich die Teilsysteme jeweils gegenseitig in Bezug auf das Gesamtsystem beobachten und sich nur so, und zwar *wechselseitig*, in ein Rangverhältnis bringen können. Von daher entsteht die Identität der Teilsysteme nicht in Bezug auf das System selbst, sondern in intendierter Differenz zu den anderen Teilsystemen in Bezug auf das Gesamtsystem (vgl. Luhmann 1980a: 26). Konkret realisiert wird das zum einen über Endogamie und das Prinzip der Herkunft, aber auch qua *Distinktion* – was natürlich besonders die Oberschicht betrifft (vgl. ebd. 686f). Für eine distinguierende Abgrenzung von den anderen Teilsystemen kann sich die Oberschicht auch des Raums bedienen, um damit die hierarchische Ungleichheit im Vergleich zu den anderen Teilsystemen zu symbolisieren. Wie das genau vonstatten geht, das kann über das Prinzip der Verräumlichung von Komplexität erörtert werden, welches die Elemente des Systems nach räumlichen Gesichtspunkten selektiv relationiert.

So können zum einen die *Familien* – mit denen eine „soziale Prämierung von Herkunft und Anhang“ (ebd.: 679), zum Zwecke der Schließung des System einhergeht – über deren *Familiensitz* so im Raum angeordnet werden, dass sich dadurch nicht nur eine Ungleichheit im Vergleich zu anderen Familien ergibt, sondern auch eine für diese Differenzierungsform typische Ungleichwertigkeit: Denn genauso wie der Systembildungstypus Organisation mit Bezug auf das Gesellschaftssystem segmentär differenziert ist, zeichnen sich auch Familien dadurch aus, dass es in deren gesellschaftsinternen Umwelt noch weitere Familien gibt (vgl. Luhmann 2006: 436). Und analog zum *Standort* der Organisationen, trägt der *Familiensitz* dazu bei, Familien eine

eindeutige und exklusive Adresse im Raum zu verleihen. Die dafür konstruierte Raumform zum Zwecke der territorialen Abgrenzung zu anderen Familien wird im Weiteren als *Familiensitz* bezeichnet.¹⁰⁴ Und der Familiensitz, der eindeutig einer Familie zuordenbar ist und somit auch deren Schichtzugehörigkeit manifestiert, kann mit Hilfe der Unterscheidung von *Zentrum und Peripherie* derart räumlich angeordnet werden, dass sich dadurch im Vergleich zu den anderen Familien und deren Familiensitz eine hierarchische Ungleichwertigkeit räumlich symbolisieren lässt: so bewohnen die der Oberschicht zugehörigen Familien einen anderen Raum als jene, die der Unterschicht zugeordnet werden können; die einen in der Stadt; die anderen am Land. Aber auch innerhalb der Städte gibt es wiederum Zentren, in denen sich die Familiensitze der Oberschicht befinden und weniger prestigeträchtige städtische Peripherien, in denen die Familien der Unterschichten ihr Quartier beziehen.¹⁰⁵ Über die räumliche Anordnung der Familiensitze im Sinne einer *stratifikatorisch gewendeten Unterscheidung von Zentrum und Peripherie* kann demnach die Distinktion der Oberschicht räumlich symbolisiert bedient werden. Das trägt dann dazu bei, dem Oben und dem Unten räumlich Nachdruck zu verleihen und bringt im Zuge dessen eine Verräumlichung der Komplexität mit sich: *hier der Familiensitz der Oberschicht; dort der Familiensitz der Unterschicht*. Und je nach dem, ob sich der Familiensitz im Zentrum oder in der Peripherie befindet, weiß man, mit wem man es zu tun hat – es geht um „Visibilität“ (Luhmann 1997: 689).

Visibilität ist auch das Stichwort, wenn es in stratifizierten Gesellschaften zu einer „[...] symbolischen Erhöhung bestimmter Orte [kommt], an denen bestimmte Funktionen ausgeübt werden“, wie das Schroer (2006: 141) für diesen Typus von Gesellschaft anmerkt. Doch wie hat man sich das vorzustellen? Zeichnet sich doch laut Luhmann (1997: 681) gerade die stratifikatorische Differenzierungsform dadurch aus, „[...] dass die die

¹⁰⁴ Gleich wie der Standort der Organisationen und das Territorium der Segmente tribaler Gesellschaften – oder wie noch zu zeigen sein wird: das Staatsgebiet politischer Systeme – wird auch der Raum der Familie, hier als Familiensitz bezeichnet, dadurch charakterisiert, dass sich die Räume durch den Unterschied zu den anderen derartig konstruierten Räumen räumlich unterscheiden und dieser Unterschied ein exklusiver ist. Was für das Sozialsystem Familie bedeutet, dass sich jeweils nur eine Familie oder nur ein Familienverband auf einem Familienbesitz befindet. Und befinden sich mehrerer Familien auf einem Familiensitz, so wiederholt sich die räumliche Segmentierung. Das hat dann aber zur Konsequenz, dass sich wieder mehrere Familiensitze voneinander unterscheiden lassen. Und wenn nicht, dann führt das gewöhnlich zu Streit, dem der Versuch der Zuordnung/Aufteilung des Familiensitzes vorausgeht.

¹⁰⁵ Das entsprechende Zitat befindet sich bei Luhmann (1997: 662): „Im Anschluss an das Prinzip der Verwandtschaft kann es, wenn höhere Schichten Endogamie durchsetzen können, zur Stratifikation kommen. Im Anschluss an das gleichermaßen verbreitete Territorialprinzip kann es zur Ungleichheit in der Raumordnung kommen, also zur Differenzierung nach städtischem Zentrum und Peripherie. Alle Hochkulturen benutzen mit, mit sehr verschiedenen Schwerpunkten, beide Prinzipien, so wie auch segmentäre Gesellschaften weder auf die Ordnung nach Verwandtschaftszusammenhängen noch auf eine räumlich-territoriale Bestimmung ihrer Einheiten verzichten können.“

Gesellschaft jetzt tragende Differenz auf räumliche Repräsentation verzichten muss – im Unterschied zu Segmentierung und zu Zentrum/Peripherie-Differenzierung“.¹⁰⁶

Dafür bedarf es einer räumlichen Abstraktion. Zwei Möglichkeiten, eine räumliche Ordnung im Rahmen einer stratifikatorischen Differenzierungsform kommunikativ zum Ausdruck zu bringen, mit Hilfe welcher eine ‚symbolische Erhöhung bestimmter Orte‘ einhergeht, sind dabei zu benennen: zum einen die *Architektur* und zum anderen die *Perspektive*.¹⁰⁷

Zum Punkt der *Architektur* wird nun ein kurzer Exkurs eingeflochten, der theoretisch darauf vorbereiten soll, die Frage zu klären, wie Architektur im Zuge einer Verräumlichung von Komplexität dazu verhilft, die Grenzen der Subsysteme traditionaler Gesellschaften auch räumlich auszuweisen:¹⁰⁸ Luhmann (1997: 48) zufolge bedienen sich soziale Systeme bestimmter „Objekte“ – etwa „Münzen“ oder „Sakralobjekte“ – „[...] die als wahrnehmbare Dinge mit sozialem Sinn angereichert werden können, so dass sie eine nicht auf Sprache angewiesene Koordinationsfunktion erfüllen können.“ Eine solche Koordinationsfunktion erfüllt auch Architektur, wobei laut Luhmann (ebd.) die Architektur konkret zu einer „Ordnung von Raumverhältnissen“ beiträgt. Die wohl prominenteste Ordnung von Raumverhältnissen, die von der Architektur bereitgehalten

¹⁰⁶ Die zuvor beschriebene räumliche Anordnung der Familien, mittels welcher die Familiensitze über die Zuhilfenahme einer stratifikatorisch gewendeten Zentrum/Peripherie-Unterscheidung räumlich distinkt angeordnet werden, vollzieht sich zwar innerhalb einer primär stratifikatorischen Differenzierungsform, dennoch handelt sich dabei aber um eine *segmentäre Subdifferenzierung*, die jedoch der Funktion der dominierenden Stratifikation entgegenkommt. Denkt man aber an den *Haushalt* selbst, in dem in traditionellen Gesellschaften „[...] Angehörige verschiedener Schichten, Selbstständige und Unselbstständige“ (ebd.: 698) auf engem Raum zusammenarbeiteten, so kann das Prinzip der *territorialräumlichen* Segmentierung für diese Sozialform nicht mehr zur Anwendung gebracht werden. Die Exklusion der Unterschicht aus dem Anwesenheitsraum der Oberschicht ist in einem solchen Setting nur schwer möglich bzw. auf Ausnahmen beschränkt – denn wer würde das Essen servieren, wenn dem Personal der Zutritt zum Speisesaal verweigert bliebe? Vgl. dazu auch: Luhmann (1985: 129f). Als Belegstelle dafür, dass die Schichten sich nicht territorialräumlich voneinander unterscheiden lassen, siehe auch Elias (1976: 158), wenn er für das mittelalterliche Abendland anmerkt, dass die „[...] Unterschiede im Verhalten zwischen verschiedenen Ständen der gleichen Region oft größer [sind], als die zwischen regional getrennten Vertretern der gleichen Schicht.“

¹⁰⁷ Jene beiden Modi der Raubeobachtung tragen insbesondere auch dem Umstand Rechnung, dass in traditionellen Gesellschaften schriftliche Kommunikation zwar möglich war, die gesellschaftsrelevante Kommunikationen sich aber unter Anwesenden vollzog (vgl. Luhmann 1997: 823ff), wobei Anwesenheit, wie etwa im Haushalt üblich (vgl. ebd.: 698), zumeist die Anwesenheit von Angehörigen unterschiedlichster Schichten betraf.

¹⁰⁸ Die weiteren Erörterungen zur Architektur beziehen sich nicht auf die Kommunikation über Architektur, sondern auf die Kommunikation qua Architektur. Ich orientiere mich dabei an den Überlegungen Luhmanns (vgl. 1995: 36 u. 41) zur Kunstkommunikation, also der Kommunikation durch Kunstwerke (*nicht* über Kunstwerke) im Sinne eines funktionalen Äquivalents zur Sprache. Ferner muss angemerkt werden, dass unterschiedliche Formen der Architektur in allen Typen von Gesellschaften anzutreffen sind. Somit stellt die Architektur auch kein Spezifikum stratifizierter Gesellschaften dar (vgl. Baecker 2007b: 73). Im Unterschied zum segmentären Differenzierungstyp, stellt sich die Architektur in traditionellen Gesellschaften aber auf einen Symbolgebrauch ein (vgl. ebd.: 75f). Eine Innovation, die für die weitere Argumentation von Belang sein wird und es legitim erscheinen lässt, die Sinnform Architektur insbesondere wegen ihrer Funktion der *symbolischen* Erhöhung bestimmter Orte im Rahmen pyramidalen Gesellschaften zu diskutieren.

wird, ist sicherlich jene, die einen „Unterscheidung von Innen und Außen“ (Baecker 1990: 83) herbeiführt.¹⁰⁹ Als Einheit der Unterscheidung von Innen und Außen nennt Baecker (ebd.: 91) diesbezüglich die „Abschirmung“, da sie beide Seiten der Unterscheidung (Innen/Außen) einschließt und bei Bezeichnung der einen Seite, die jeweils andere ebenso präsent hält. Von daher definiert Baecker (ebd.: 95) Architektur sehr allgemein und ahistorisch als „*Formbildung im Medium der Abschirmung*“, wobei die „[...] *einzelne Abschirmung* das basale Element der Architektur ist“ (ebd.: 93).¹¹⁰ An jener Stelle bringt Baecker auch den Raum ins Spiel, als er die *Räumlichkeit* „[...] zum Medium der Abschirmung“ (ebd.: 94) erklärt. Ferner macht Baecker darauf aufmerksam – und das ist für das Thema der architektonischen Ordnung der Raumverhältnisse stratifikatorischer Gesellschaften besonders relevant –, dass die Architektur in ihrem Tun fremdreferentiell gesetzten „*Konditionierungen*“ (ebd.: 97) unterliegt. Denn: „Ein Architekt, der sich als Architekt versteht, kommt nicht darum herum, alle Aspekte von Gesellschaft, Kunst und Baustatik in Betracht zu ziehen, die jeweils für das Gebäude, dass er gerade plant, eine Rolle spielen mögen“ (ebd.: 98). Als diesbezügliche Bedingungen, die von außen an die Architektur herangetragen werden, sind für den von mir behandelten Kontext die von Baecker genannte *Funktion* und die *Solidität* der architektonischen Objekte von Bedeutung. So ist unter der Konditionierung durch Funktionalität „[...] eine Konditionierung durch Zweckbestimmung“ (ebd.: 99) zu verstehen, wobei die jeweiligen Zweckbestimmungen wiederum architektonisch voneinander *abgeschirmt* werden können (vgl. ebd.). Gemeint sind an der Stelle Abschirmungen zum Zweck der „Erleichterung oder Behinderung der Kommunikation“ (ebd.), die dazu beitragen, „[...] wie die Gestaltung der Offerten je unterschiedlicher Kommunikationsformen“ (ebd.) ihren Gang nehmen. Etwa durch: „[...] sprachliche oder körperliche Erreichbarkeit, durch Blickkontakte, durch Hörbarkeit ohne Sichtbarkeit und Sichtbarkeit ohne Hörbarkeit, durch räumliche Entfernung und Sichtbarkeit oder räumliche Nähe und Nichtsichtbarkeit und so weiter und so fort“ (ebd.). Des Weiteren bezieht sich die externe Konditionierung der Architektur

¹⁰⁹ Als Begründung nennt Baecker (1990: 83): „Wie auch immer Architektur entworfen, dargestellt, benutzt und bewohnt werden mag, man weiß nur, dass es sich um Architektur handelt, wenn man hineingehen und wieder herauskommen kann und wenn sich bei diesem Hineingehen-und-wieder-herauskommen-Können die Verhältnisse ändern, das heißt drinnen anderes geschieht und erwartet werden kann als draußen.“ Was historische Variationen der Unterscheidung von Innen und Außen nicht ausschließt – so waren in der Antike und im Mittelalter etwa die „Unterscheidung von privat und öffentlich“ oder im Barock die „Unterscheidung von Oben und Unten“ typische Variationen (vgl. ebd. 84; Zit. ebd.).

¹¹⁰ „Das Medium der Architektur ist die Mannigfaltigkeit aller möglicher Abschirmungen: Wände, Dächer, Böden, Decken, Fenster, Türen, Brüstungen Treppen, Lichtkegel und Schattierungen – und dies alles in beliebiger Kombination, Dimensionierung und Staffelung nach Innen und nach Außen, nach Oben und nach Unten. [...] Was immer als Abschirmung in Frage kommt, indem es ein begehbares Innen von einem erreichbaren Außen abzugrenzen erlaubt, kommt als Element der Architektur in Frage.“ (Baecker 1990: 93).

auch auf „Solidität“ (ebd.: 100): Darunter sind handwerklich-technische Bedingungen genannt, aber auch das Baumaterial.

Und an den externen Konditionierungen der Architektur lässt sich dann laut Baecker (vg. ebd.: 103) an der in Gebrauch stehenden Architektur auch ablesen, welchen gesellschaftlichen, ästhetischen oder konstruktionstechnischen Bedingungen die baulichen Formen, gebildet im Medium der Abschirmung, unterliegen.¹¹¹

Etwa an der Funktion, die das *Atrium* für das häuslich soziale Leben im antiken Rom spielte: So wandelte sich die primäre Funktion des Atriums römischer Einfamilienhäuser zusehends dahin, dass in diesem Raum nicht nur gegessen und gearbeitet wurde, sondern das Atrium vor allem dazu diente, eine „herrschaftliche Funktion“ (Kunst 2006: 75) zu erfüllen. Diese Zwecksetzung erfuhr das Atrium indem es „[...] vorrangig als Ort gesellschaftlicher Repräsentation“ (ebd.) benutzt wurde (vgl. ebd.: 74f). Und ebenso wie die prinzipielle Verwendung des Atriums als Repräsentationsraum und dessen *Größe* Aufschluss über die soziale Position des Hausherrn gaben, so versinnbildlichte auch die *Anzahl* der *cubacula* (worunter sehr allgemein Räume zu verstehen sind, die, etwa im Gegensatz zu Räumen die der Körperhygiene dienten, keinen unmittelbaren Zweck erfüllten) den sozialen Stellenwert des Hausbesitzers (vgl. ebd.: 84).¹¹² Ferner wurden die Räume des römischen Einfamilienhauses (*domus*) in private und öffentliche Räume unterteilt (vgl. ebd.), wobei sowohl der Zugang zu den öffentlichen Räumen als auch zu den privaten Räumen des Hauses mit der sozialen Bedeutsamkeit des Besuchers bzw. des Hausherrn korrelierten. Seine Funktion hat das darin, dass „[...] der stufenweise kontrollierte Zutritt zu den entsprechenden Räumen die Exklusivität der gesellschaftlichen Stellung des Gastgebers durch seine Beziehung zu den prestigemehrenden Gästen zum Ausdruck bringt“ (ebd.: 86). Verweilt demnach der Gast mit dem Gastgeber in dessen privaten Räumen, so kann mit Hilfe dessen symbolisiert werden, wie hochstehend der Gast

¹¹¹ In diesem Sinne auch Elias (1997a: 70f), den Zusammenhang von Gesellschaftsstruktur, Raumordnung und Wohnform meinent: „[J]eder Art eines ‚Beisammen‘ von Menschen entspricht eine bestimmte Ausgestaltung des Raums, wo die zugehörigen Menschen, wenn nicht insgesamt, dann wenigstens in Teileinheiten tatsächlich beisammen sind oder sein können. Und so ist also der Niederschlag einer sozialen Einheit im Raume, der Typus ihrer Raumgestaltung eine handgreifliche, eine – im wörtlichen Sinne – sichtbare Repräsentation ihrer Eigenart. In diesem Sinne bietet also auch die Wohnweise der höfischen Menschen einen sicheren und höchst anschaulichen Zugang zum Verständnis bestimmter gesellschaftlicher Beziehungen, die für die höfische Gesellschaft charakteristisch sind.“ Vgl. auch den Artikel von Bock/Jung (1998) in dem sie die Zusammenhänge von Architektur und Raumverständnis im Mittelalter bzw. des Mittelalters im Übergang zur Neuzeit an Beispielen der Architektur privater Bauten nachzeichnen.

¹¹² Vgl. dazu auch Sennett 1997: 149; mit der Anmerkung zum römischen *domus*: „Die Geometrie im Haus entsprach der Klasse, dem Klientenstatus, Alter und Besitz der Menschen, die es beherbergte“ (ebd.). Zum Thema Repräsentation des Standes über ein Vorhandensein und entsprechender Größe der Gesellschaftsräume, siehe auch die Ausführungen von Elias (vgl. 1997a: 82f) zur Funktion des Salons in der ‚höfischen Gesellschaft‘.

ist, dem diese Ehre zuteil wird. Aber auch für den Gastgeber kann mit Hilfe jenes stufenweise kontrollierten Zutritts zu den Räumen eine besondere Ehre erwiesen werden, als damit dessen sozialer Status konfirmiert wird: Nicht jedem war es möglich, einen Senator in die eigenen privaten Räume zu bewegen; dafür brauchte es die nötige Schichtzugehörigkeit.

Die Wirtschaftsräume eines Hauses, in denen auch die Sklaven arbeiteten, „[...] waren an den Rand gedrängt oder im Keller untergebracht“ (ebd.: 89). Sollte dafür ein eigenes Atrium zur Verfügung stehen, so „[...] war dieses deutlich als Nutzraum gekennzeichnet“ (ebd.). Es fehlten die dafür typischen Malereien und Mosaike (vgl. ebd.).¹¹³ Den zweiten Aspekt der externen Konditionierung der Architektur betreffend, die „Solidität“ (Baecker 1990: 100), ist für das römische Haus der Antike demzufolge zu sagen, dass die „Hierarchisierung der Räume“ (Kunst 2006: 84) durch eben jene „Wanddekoration und Bodengestaltung“ (ebd.) bestimmt wurde. Mit Hilfe dessen kann sich der Hausherr dann auch „[...] als ein Mann mit Geschmack, ein Mann mit Vermögen, ein Mann von edler Herkunft, ein Mann mit einer großen Klientel“ (ebd.: 85) präsentieren.

Eine weitere Art und Weise, über die Architektur seine Schichtzugehörigkeit zu symbolisieren, lag darin, wo sich in einem römischen mehrstöckigen Mehrfamilienhaus (insula) jeweils die Wohnung der eigenen Familie befand. Vor dem Hintergrund, dass sich in einem Mehrfamilienhaus Familien unterschiedlichster Schichtzugehörigkeit einquartierten, konnte daran, in welchem Stockwerk sich die Wohnung befand, auch der soziale Status der jeweiligen Familie abgelesen werden (vgl. ebd.: 101f): So gab es „[...] zu ebener Erde die Bassi, die Unterkünfte der Armen. Der adelige Besitzer wohnte zumeist im 2. Stock, das mittlere Bürgertum im 1. und 3. Geschoss und die Handwerker und Kleinhändler in der 4. und 5. Etage.“ (ebd.: 103).

Worum es bei dem Exkurs zur Architektur im allgemeinen und zu jenem der Architektur des antiken Roms im Besonderen ging, war, damit zeigen zu können, wie eine symbolische Erhöhung bestimmter Orte im Rahmen einer sich weitestgehend interaktiv vollziehenden stratifizierten Gesellschaftsform zu denken ist: Der architektonisch erzeugte Raum in traditionellen Gesellschaften unterliegt in seiner Hervorbringung externen

¹¹³ Zur schichtmäßigen Raumaufteilung der französischen Adelshäuser zur Zeit Ludwigs des XIV. siehe die Ausführungen von Elias (vgl. 1997a: 72). Etwa die Dienerschaft betreffend: „Die Domestiquen leben gewissermaßen hinter den Kulissen, vor denen das große Spiel des höfischen Lebens abläuft;“ (ebd.: 74). Ihr Quartier bezogen sie im ‚Antichambre‘ und warteten auf die Anordnungen. „Und die Anordnung der Räume, welche vor jedem herrschaftlichen Raum mindestens ein Antichambre , ist also ein Ausdruck dieser Gleichzeitigkeit von ständiger räumlicher Nähe und ständiger sozialer Ferne, von innigem Kontakt in der einen Schicht und strengster Distanz in der anderen“ (ebd.: 78).

Konditionierungen, die in seiner ‚Funktion‘ und ‚Solidität‘ insbesondere dem Umstand der vertikalen sozialen Differenzierung Rechnung trägt. Die spezielle Funktion eines solcherart erzeugten Raums kann dem gemäß darin gesehen werden, den Raum als *Kulisse*¹¹⁴ der Interaktion zu verwenden, die eindeutig zum Ausdruck bringt, mit *wem* man es zu tun hat – es geht um „Visibilität“ (Luhmann 1997: 689), die für traditionale Gesellschaften besagt, dass sich die „Schichtdifferenzierung [...] im Bereich des Wahrnehmbaren bestätigt. Man sieht sie an Unterschieden der Kleidung und des Verhaltens und an Unterschieden der Wohnhäuser“ (ebd. 688f). Und da Alter in der Interaktion wahrnimmt, dass auch Ego wahrnimmt, trägt die architektonisch vermittelte Visibilität in stratifizierten Gesellschaften dazu bei, *den Individuen im Rahmen der Kommunikation unter Anwesenden ihren Platz zuzuordnen, indem Architektur die jeweiligen Plätze schichtspezifisch indiziert*.¹¹⁵ Eine Verräumlichung von Komplexität, mit dem Zweck der Grenzziehung der Subsysteme findet von daher in stratifizierten Gesellschaften auch über die Architektur statt, die zu einer Ordnung der Raumverhältnisse beiträgt, die den Individuen bzw. den Familien ihren schichtspezifisch rechtmäßigen Platz zu weist. Die Architektur bedient sich dabei des Raums als Medium, wodurch die räumliche Koordination der jeweiligen Schichten erreicht werden kann, ohne dafür jeweils unterschiedliche Anwesenheitsräume erzeugen zu müssen. Denn wenn der Hausherr die Unterkünfte der Sklaven aufsucht, ist allen

¹¹⁴ *Kulisse* hier gebraucht im Sinne Klüters (vgl. 1986: 55);

¹¹⁵ Ich lehne mich hierbei an Baecker (vgl. 2007b: 76) und die von ihm attestierte Funktion der Architektur stratifizierter Gesellschaften an: Baecker weist darauf hin, dass die Architektur in diesem Typus von Gesellschaft „institutionell“ wird, „[d]ie Häuser erhalten Fassaden, die Plätze Umfassungen, die Städte Mauern und die Wege Marksteine, sodass man sich jederzeit vergewissern kann, ob man am rechten Platz ist oder nicht“ (ebd.). Dadurch wird die Komplexität dessen, sich sozial richtig zu verhalten, mit Hilfe architektonischer Mittel reduziert. Zu dem Punkt sind auch die Ausführungen von Sennett (vgl. 1997: 130ff) zur Raumordnung qua Architektur im antiken Rom interessant. Im Speziellen auf die Bauweise römischer Tempel Bezug nehmend, kommt er dabei zu der Diagnose: „Die Geometrie römischen Raums *disziplinierte die Körperbewegungen* und erteilte in diesem Sinne den Befehl: ‚Sieh und gehorche‘“. (ebd.: 144: Hervorh. S.K.). Es ging also darum, den Individuen ihren rechtmäßigen Platz zuzuweisen. Und was als jeweils rechtmäßig zu gelten hat, bestimmt die Schichtzugehörigkeit und exekutiert die Architektur, „[...] deren stumme Gebote sich unmittelbar an den Körper richten und von diesem nicht minder gewiss als die Etikette der höfischen Gesellschaften Ehrerbietung, Respekt erhalten“ (Bourdieu 1991: 28). Welchen externen Faktoren die Architektur gegenwärtig primär gehorcht, kann hier nicht erörtert werden. Die Vermutung liegt aber nahe, dass es für öffentliche Gebäude in erster Linie die gesellschaftsrelevante Funktion des entsprechenden Funktionssystems ist, in dem sich die das Gebäude gebrauchende Organisation bildet. Zu denken ist hier an die Krankenhäuser des Krankenbehandlungssystems, die Schulen des Erziehungssystems oder etwa Gerichte des Rechtssystems. In diesem Sinne verstehe ich auch die „Funktionsgebäude“ Schroers (2006: 144), an denen sich die spezifische Funktionalität zeitgenössischer Architektur anschaulich festmachen lässt. Einer Funktionalität, welche die kommunikativen Beiträge der Individuen im Medium des Räumlichen vor allem nach sachthematischen Unterschieden organisiert. Zum Thema ‚Funktionsgebäude‘ das entsprechende Zitat Schroers (ebd.): „Während die Visibilität der stratifikatorischen Gesellschaft auf die Unterschiede der Wohnhäuser oder der Kleidung ausgerichtet war, die die einzelnen Schichten erkennbar machten, steht im Mittelpunkt der funktional differenzierten Gesellschaft die räumliche Differenzierung in unterschiedliche Funktionsgebäude.“

Beteiligten klar, wer hier zu wohnen und zu arbeiten hat, und was das mit deren Rang und Status zu tun hat.

Als zweite Möglichkeit, über den Gebrauch einer abstrakten Beobachtung des Raums die Schichtzugehörigkeit kommunikativ zum Ausdruck zu bringen, kann auch die *Perspektive* angesehen werden. So führten die „[...] Bemühungen um die Rekonstruktion der Zentralperspektive – also im Italien des 14. Jahrhunderts“ (Luhmann 1990b: 34) – dazu, für die Beobachtung des Raums dem Beobachter nur eine „[...] einzig richtige Position“ (Luhmann 1995: 140) zuweisen zu können. Das hat damit zu tun, dass die in der Malerei entdeckte und zum Einsatz gebrachte Zentralperspektive den Bildraum auf nur „einen Raum“ (ebd.: 139) reduziert¹¹⁶ und es für dessen Betrachtung auf den „Standpunkt“ (Wertheim 2002: 119) ankommt. Damit einher ging die Vorstellung des Raums als „Ding an sich“ (ebd.: 121). Somit trug die Zentralperspektive zu dem Wissen bei, dass je nach dem, wo man sich aufhält, man manches nicht sehen kann und von daher das Gesehene entweder richtig oder falsch (perfekt/imperfekt) beobachten kann (vgl. Luhmann 1995: 140). Denn die Zentralperspektive macht wie gesagt darauf aufmerksam, dass die jeweilige Position *im* Raum darüber entscheidet, ob angemessen beobachtet werden kann oder nicht. Und wer sich nicht am richtigen Standort befindet, den trügt sein Blick – oder aber: er sieht gar nichts.¹¹⁷ *Das ebnete den Weg dafür, in der Kommunikation über den Raum auch auf dessen perspektivische Wahrnehmung Bezug nehmen zu können.* Von Belang ist das insofern, als die perspektivische Betrachtung den Raum wie angeführt zunächst einmal als Einheit erscheinen lässt („Ding an sich“) und es dann darauf ankommt, von wo aus man den Raum (oder die Dinge im Raum) beobachtet.¹¹⁸ Das bedeutet nun, dass das Aufkommen der Zentralperspektive die Beobachter als Beobachter auswies und von daher zu einer „Subjektivierung der Perspektive“ (Lüdemann 1999: 65) führte – „[d]er Beobachter setzt sich ab“ (Luhmann 1990b: 8):¹¹⁹ Und wo die *einen* Äcker, Wälder und

¹¹⁶ Und es somit ausgeschlossen ist, „[...] dass die selben Personen, die im Mittelalter, je nach dem, in welchen Situationen sie relevant sind, zweimal auf dem Bild erscheinen. Jetzt gibt es nur einen Raum, und deswegen kann man ein gewisses Malen des Nichtsehens vorsehen“ (Luhmann 2004a: 158). Luhmann (vgl. ebd.: 157f) diskutiert die sozialen Effekte der Zentralperspektive primär vor dem Hintergrund des Sehens des Nichtsehens.

¹¹⁷ Erst zentralperspektivisch gemalte Bilder, die versuchen, das „natürliche“ Sehen zu imitieren, können das *Nichtsehen* der dargestellten Akteure für den Bildbetrachter *bildlich* sichtbar machen. Vgl. zu dem Punkt auch Koller (2007: 243);

¹¹⁸ Dass sich dieses Wissen um die perspektivische Wahrnehmung ab dem 14. Jahrhundert „[...] in allen gesellschaftlichen Sphären“ ausbreitete und die Kunst die „[...] neuen Tendenzen nur besonders sinnfällig“ zusammenfasste, darauf weist Siepmann (vgl. 1991: 51; Zit. ebd.) in seinem kurzen, wenn auch äußerst lesenswerten Aufsatz zum gesellschaftsinduzierten Wandel der historischen Raumwahrnehmungen hin.

¹¹⁹ Der Roman und das Theater führten diesbezüglich zu ähnlichen Erfahrungen (vgl. Luhmann 1995: 142ff).

ihre tägliche Arbeitsstätte sehen, betrachten die *anderen* in ästhetischer Art und Weise ein landschaftliches Motiv.¹²⁰ Perspektiven eignen sich aus dem Grund auch dazu, Unterscheidungen in der Sozialdimension in der *Kommunikation über den Raum* zum Ausdruck zu bringen. Denn wichtig ist für stratifizierte Gesellschaften natürlich: *wessen* Perspektive – die der Ober- oder die der Unterschicht? Und der Standpunkt, räumlich symbolisiert über den Ort, an dem man sich aufhält, gibt dem die dafür nötige Sinnhaftigkeit.

Entscheidend ist nun, über die Perspektive eine Form der Distinktion herbeiführen zu können, die mit der stratifizierten Gesellschaftsordnung in Einklang zu bringen ist: nicht allen ist es möglich richtig wahrzunehmen – denn dafür braucht es die adäquate Perspektive.¹²¹ Der im Zuge dessen konstruierte Raum stratifizierter Gesellschaften soll im Weiteren als *Distinktionsraum* bezeichnet werden. Damit ist gemeint, Beobachtungen des Raums als Unterschiede in der Sozialdimension in Erscheinung treten zu lassen. Der Distinktionsraum zeichnet sich seiner Funktion gemäß dadurch aus, perfekten oder imperfekten Gebrauch der Perspektive jeweils dem attribuieren zu können, der sich an der richtigen oder falschen Stelle befindet. Der dafür zu bezeichnende Standpunkt, von dem aus perfekt oder imperfekt beobachtet wird,¹²² ist zwar ein durchwegs räumlich *gemeinter*, die damit ermöglichten *Effekte* richten sich aber in erster Linie auf die jeweilige soziale

¹²⁰ Vgl. dazu die Kommentare Elias (1976: 289f) zu den Abbildungen im „Mittelalterlichen Hausbuch von Schloss Wolfegg“. Die Adeligen stehen jeweils abseits der primär dargestellten und Handlungen der Untergebenen und beobachten jene: „Dann ist da ein kleiner Vorhof am See. Auf der Brücke steht der junge Edelmann mit seiner Frau. Sie sehen, auf das Geländer gelehnt, zu, wie die Knechte im Wasser Fische und Enten fangen.“ (ebd.: 289). Und dass die Edelleute anders und Anderes sehen als die Knechte, das sieht der Betrachter des Bildes an der hervorgehobenen Position der Adeligen und dem damit zum Ausdruck gebrachten Sehens des Sehens.

¹²¹ Ob *psychische Systeme* tatsächlich richtig oder falsch wahrnehmen, ist hier nicht die Frage. Vielmehr soll erörtert werden, wie die jeweiligen Wahrnehmungen des Raums in der *Kommunikation über den Raum* nach sozialen Kriterien in stratifizierten Gesellschaften strukturiert werden. Und die Perspektive bietet sich hierfür als soziales Ordnungsmoment an, um in der Kommunikation zum Ausdruck zu bringen, ob der Raum richtig oder falsch beobachtet wird. Plausibel ist das insofern, als geschichtete Gesellschaften davon ausgingen, es gebe nur einen einzigen Raum, aber, weil es mehrer Standpunkte gab, mehrere Perspektiven um den Raum zu beobachten – wofür die Zentralperspektive sensibilisiert. Das erlaubt es dann auch, zwischen perfekten und imperfekten Perspektiven zu diskriminieren und in der Kommunikation die zugehörigen Beobachtungen entlang von Statusunterschieden den jeweiligen Schichten zu attribuieren. Mit der Konsequenz, dass der Unterschicht abgesprochen werden kann, den Raum richtig zu beobachten, weil ihr der dafür nötige Standort fehle. Dass es sich dabei um Zuschreibungen handelt, ist eine Erkenntnis, die sich der Beobachtung zweiter Ordnung verdankt, also ein Sachverhalt, dessen sich erst die moderne Gesellschaft bewusst wird.

¹²² Der soziale Effekt der Zentralperspektive kann demnach nicht darin gesehen werden, dass er zu einem Wissen um die Beobachtung zweiter Ordnung geführt hat. Vielmehr ging es in der Kunst dann auch darum, das zu perfektionieren, was die „[...] Natur dem Sehen vorschrieb“ (Luhmann 1995: 140). Und die Zentralperspektive bediente jenen Drang nach Perfektion, der der alteuropäischen Sicht der Welt vollends entsprach (vgl. ebd.). Anders Esposito (vgl. 1996: 311f), die die Einführung der Perspektive in der Kunst unter dem Stichwort „Realitätsverdopplung“ (ebd.: 311) diskutiert und dabei zu dem Schluss kommt, dass jene Aufspaltung der Welt in eine reale und eine fiktionale erkennen lässt, dass „[...] der Raum des Bildes nicht die göttliche Ordnung wieder[gibt]“ (ebd.: 312), sondern ein eigenes Raumverständnis konstituiert und infolgedessen sich auch eine Beobachtung zweiter Ordnung beginnt durchzusetzen.

Position des Beobachters. Für die Konstruktion des Distinktionsraums und die dafür heranzuziehenden räumlich schematisierbaren Unterscheidungen spielt von daher besonders der *Standpunkt* eine gewichtige Rolle. Denn wer sich am richtigen Standpunkt befindet, der hat das Wissen um die richtige Beobachtung des Raums auf seiner Seite. Und jenes Wissen kann dann dazu verwendet werden, sich mit Hilfe seiner Perspektive von den Raumbesichtigungen der Anderen unterscheiden zu können. Das führt in stratifizierten Gesellschaften dazu, auch in der Kommunikation unter Anwesenden bestimmte Standorte räumlich symbolisiert erhöhen zu können und trägt zu einer Verräumlichung von Komplexität bei, indem gefragt werden kann: *aus welcher Perspektive wird (der Raum) beobachtet*. Der soziale Effekte des hierfür konstruierten Raums kann infolgedessen auch in der damit erreichten *Distinktion* gesehen werden, weil nur manche, und nicht alle den Raum – und in stratifizierten Gesellschaften gibt es nur den *einen* Raum – „richtig“ beobachten können. Das gab den Weg frei, etwa der Unterschicht die Fähigkeit abzusprechen, richtig beobachten zu können; eine Erkenntnis, für die die zentralperspektivische Beobachtung des Raums, wie hier versucht wurde zu zeigen, Pate stand. Strukturell relevant ist das für geschichtete Gesellschaften insofern, als sich die Subsysteme nur in Abgrenzung zu den jeweils anderen Subsystemen voneinander abgrenzen können, wozu die perspektivische Beobachtung des Raumes und der dabei konstruierte Distinktionsraum beitragen – und über die perfekte oder korrupte Beobachtung des Raums auch eine Hierarchisierungsmöglichkeit der jeweiligen Perspektive geboten wird.¹²³ Hand in Hand geht jener Sachverhalt auch mit der Funktion der Architektur und jener, die sich aus der Zuordnung der Familien zu ihrem Familiensitz ergibt – denn auch diese beiden sind in stratifizierten Gesellschaften dahingehend institutionalisiert, den Individuen ihren vorgeschriebenen Platz zuzuweisen. Von daher lautet die Formel, mit Hilfe derer stratifizierte Gesellschaften ihre Komplexität verräumlichen: *bessere Plätze/schlechtere Plätze* und der dafür konstruierte Raum kann als *Distinktionsraum* beschrieben werden.

¹²³ Vgl. zu dem Punkt auch die Überlegungen Foucaults (vgl. 1991: 66) zum „mittelalterlichen [...] Ortungsraum“ (ebd.), der als ein „hierarchisiertes Ensemble von Orten“ (ebd.) beschrieben wird. Foucault (ebd.) nennt z.B.: „heilige Orte und profane Orte; geschützte Orte und offene, wehrlose Orte; städtische Orte und ländliche Orte“. Und jene hierarchische Entgegensetzung der Orte erzeugte laut Foucault (vgl. ebd.) dass, was im Mittelalter als Raum bezeichnet wurde. Zur Semantik des Ortes, als vorherrschender Sinnstypus des Raums in mittelalterlichen Gesellschaften und die diesbezügliche Bedeutung der aristotelischen Philosophie, siehe Aertsen (1998: XIIf) u. Anzulewicz (1998: 268ff);

II. 5. f. Der Funktionsraum der funktional differenzierten Gesellschaft

Aber auch an der *funktionalen Differenzierungsform* lässt sich zeigen, wie sie gemäß ihrer Strukturierung Komplexität verräumlicht und sich somit auch die Subsysteme der modernen Gesellschaft einer räumlich symbolisierten Grenzziehung bedienen.

Wie weiter oben bereits erörtert, begrenzen sich die Funktionssysteme der modernen Gesellschaft strukturell durch ihre Ausrichtung an der Erfüllung einer speziellen Funktion für das Gesamtsystem. Indem jedes Teilsystem eine spezielle Funktion für die Gesellschaft monopolisiert und für deren Erfüllung Sorge trägt, unterscheiden sich die Funktionssysteme voneinander: „Aber in dieser Ungleichheit sind sie gleich.“ (Luhmann 1997: 746). Gleich sind die Funktionssysteme auch darin, dass sie ihre Identität nicht mehr im Hinblick auf die Differenz zu anderen Subsystemen gewinnen können – wie etwa stratifizierte Gesellschaften qua Hierarchie –, sondern über ihre Funktionserfüllung autonom zu bewältigen haben (ebd.: 745f). Funktionssysteme zeichnen sich aber nicht nur durch ihre strukturell autonom zu bewerkstelligende Schließung vermittelt „Funktionsprimat“ (ebd.: 748) aus, sondern auch die Schließung auf einer operativen Ebene hat autonom zu erfolgen. Letztere vollzieht sich dadurch, dass für die Fortsetzung der Autopoiesis auf vercodierte Kommunikationen zurückgegriffen wird, wobei sich jedes Funktionssystem eines anderen, und nur ihm zu eigen seienden Codes bedient (vgl. ebd.). Die hierfür in Gebrauch stehenden „Elementaroperationen“ (ebd.: 752), die den jeweiligen Codes der Funktionssysteme aufrufen, grenzen die systemzugehörigen Elemente zu diesem Zweck distinkt von den Elementen anderer Funktionssysteme ab, was die dafür nötige Unterscheidung von systemzugehörig und systemfremd auch beobachtbar macht.

Die Verwendung jeweils *unterschiedlicher* Codes hat zur Konsequenz, dass die Funktionssysteme der modernen Gesellschaft „[...] jeweils eigene Anforderungen an ihre Grenzen [stellen]“ (ebd.: 149) und bringt es mit sich, dass sich jene Anforderungen auch „[...] nicht mehr konkret in einem Raum oder im Hinblick auf eine Menschengruppe integrieren lassen“ (ebd.: 149).¹²⁴ Das bedeutet nun, dass es für die Grenzziehung der Funktionssysteme *strukturell* nicht mehr darauf ankommt, wo die Operationen

¹²⁴ Siehe hierfür auch Luhmann (1997: 166; Hervorh. S.K.): „Regional differenzierbar in der Form von Staaten ist nur das politische System und mit ihm das Rechtssystem der modernen Gesellschaft. *Alle anderen operieren unabhängig von Raumgrenzen.*“ Vgl. dazu auch: Schroer (2006: 145); Auf die räumlich sich vollziehende nationalstaatliche Subdifferenzierung des politischen Systems in territoriale Einheiten wird später noch Bezug genommen. Das Funktionssystem Politik agiert jedoch ebenso „raumlos“ wie alle anderen Funktionssysteme. Lediglich deren segmentierte Subsysteme greifen analog zu den Clans archaischer Gesellschaften auf ein exklusives Territorium zu, um sich von den anderen Segmenten (sprich: Nationalstaaten) räumlich abzugrenzen (vgl. Luhmann 2002: 222).

stattfinden.¹²⁵ Es also für die Bestimmung der Elemente und für die darauf bezogenen Anschlusskommunikationen unerheblich ist, wo sie jeweils im Raum getätigt werden.¹²⁶ Denkt man sich an der Stelle noch die von Luhmann (2005h: 12) und anderen¹²⁷ vertretene These der „Weltgesellschaft“ hinzu, wonach es in der Moderne „[...] nur noch ein einziges Gesellschaftssystem [gibt]“ (ebd.), so ist für dessen Subsysteme zu attestieren, dass es sie auch nur noch im Singular gibt. Auch das ist mithin ein Grund, warum sich deren Elemente auch *operativ* nicht mehr dadurch als jeweils systemspezifisch charakterisieren lassen, wo sie sich vollziehen. Denn im „weltweiten Kommunikationssystem“ (Luhmann 2002: 220) wird *überall* auf der Welt gezahlt, *überall* auf der Welt Recht gesprochen und *überall* auf der Welt politisch entschieden, was mit einer „Bagatellisierung des Standortes“ (Luhmann 1997: 152) beschrieben werden kann.¹²⁸ Daraus ergibt sich nun, dass die vercodierten Kommunikationen der Subsysteme der modernen Gesellschaft weder operativ noch strukturell dadurch *voneinander* zu unterscheiden sind, wo sie jeweils vonstatten gehen. Infolgedessen können die Grenzen der Funktionssysteme auch nicht mehr territorialräumlich definiert werden.¹²⁹ Das bisher Gesagte auf den Punkt gebracht, bedeutet das nun, dass es für die *Grenzziehung* der Funktionssysteme irrelevant ist, wo sich die beobachteten Ereignisse zutragen.¹³⁰ Worauf es nun ankommt, um systemzugehörige von systemfremden Operationen unterscheiden zu können, ist lediglich, *wie* jeweils beobachtet wird. Sprich: an welchen Codes sich die Kommunikationen ausrichten.

¹²⁵ Im Unterschied zu segmentär differenzierten Gesellschaften, wo das Territorialprinzip auf erwartbare Weise regulierte, ob etwaige Kommunikationen als systeminterne oder systemexterne zu verbuchen sind und wie in weiterer Folge kommunikativ daran anzuschließen ist. Des Weiteren weist das eben gebrachte Zitat Luhmanns auch darauf hin, dass in der modernen Gesellschaft an den Kommunikationen der Funktionssysteme prinzipiell alle Individuen teilhaben – im Unterschied zu stratifizierten Gesellschaften, wo die jeweilige Schichtzugehörigkeit der Individuen regulierte, wer mit wem und auf welche Weise in kommunikativen Kontakt zu treten hatte bzw. aus der Kommunikation der jeweiligen Schicht exkludiert wurde (vgl. Luhmann 1997: 744 u. Nassehi 2003: 100ff).

¹²⁶ Unerheblich dahingehen, dass der Sachverhalt, wo etwas von den Funktionssystemen gesagt wird, keine Information darstellt. Zum Thema Information, kommunikative Anschlussfähigkeit und Aterritorialität der Funktionssysteme treffend auch die Darstellung Werbers (2008: 171) im Anschluss an Luhmann und Stichweh: „Kein Funktionssystem lässt sich auf bestimmte Territorien beschränken, keine Information lässt sich so mitteilen, dass ihre Form jede Anschlussfähigkeit außerhalb eines bestimmten Gebiets ausschliesse.“

¹²⁷ Zum Thema Theorien der *Weltgesellschaft* vgl. die informative Zusammenstellung von Wobbe 2000;

¹²⁸ Zum Thema Bagatellisierung des Standortes in der modernen Gesellschaft vgl. auch Luhmann 2002: 220;

¹²⁹ Hierzu Schroer (2006: 103): „Das Typische der funktional differenzierten Gesellschaft könnte gerade darin bestehen, dass sich ihre Zusammensetzung nicht mehr unmittelbar in Raumstrukturen niederschlägt.“

¹³⁰ In diesem Sinne auch Werber (vgl. 1998: 225f), wenn er in Bezug auf die Inklusion in die Funktionssysteme anmerkt: „Der Ort eines Beitrags spielt keine grundsätzliche Rolle“ (ebd.: 226) und weiter, die medientechnische Bedingung der Möglichkeit benennend: „[...] doch ließe sich diese Tendenz der Moderne zur vollständigen Inklusion der Gesamtbevölkerung ohne ein ausgebautes Verkehrs- und Fernkommunikationswesen nicht realisieren“ (ebd.). Das Thema Inklusion betreffend, diesmal aber nicht dem Inklusionsimperativ Luhmanns das Wort redend, sondern auf das Moment der Exklusion innerhalb der modernen Gesellschaft verweisend, Schroer (2006:152): „Die Geltung der Codes der Funktionssysteme hängt mehr und mehr davon ab, wo man sich aufhält.“

Auf die Frage, wie die Funktionssysteme sich nun des Raums bedienen um sich voneinander abzugrenzen, obwohl sie selbst nicht im Raum begrenzt sind, ist demnach zu antworten: Es sind die unterschiedlich funktional vercodierten *Beobachtungsweisen* des Raums und die damit einhergehend unterschiedlich konstruierten Räume, mit Hilfe welcher sich die Funktionssysteme qua Raum voneinander abgrenzen können. So konstruieren etwa die funktionssystemspezifischen Beobachtungen des Kunstsystems *Klangräume*, die des Erziehungssystems *Klassenzimmer*, die des Sportsystems *Spielefelder* und die der Massenmedien *Schauplätze*.¹³¹ Dabei handelt es sich um Räume, die, ebenso wie die Operationen der Funktionssysteme selbst, nicht mehr durch ihre *räumliche* Abgrenzung voneinander zu unterscheiden sind. Der Unterschied, der den Unterschied ausmacht, ist jedoch die Verschiedenheit der Räume, die in den jeweiligen Funktionssystemen in Gebrauch stehen.

Zu tun hat das wie gesagt damit, dass sich in der modernen Gesellschaft die Beobachtungsweisen sowohl pluralisieren als auch autonomisieren und es den Funktionssystemen demnach freisteht, über ihre Codes jeweils unterschiedliche Räume zu beobachten. Und da sie das in Verwendung ihrer jeweils unterschiedlichen Codes auch tun, erzeugen die funktionssystemspezifischen Beobachtungen jeweils unterschiedliche Räume. Und im Unterschied zur Perspektive der stratifizierten Gesellschaften dienen die den Raum beobachtenden Kommunikationen der Funktionssysteme auch nicht primär einer Abgrenzung in der Sozialdimension von Sinn, sondern die Verschiedenheit der Räume verdankt sich den codespezifischen Beobachtungen, die in der Sachdimension von Sinn anzusiedeln sind – was mit der sachthematisch organisierten, sich arbeitsteilig vollziehenden Ausdifferenzierung der modernen Gesellschaft erklärt werden kann. Eine solche hat es dann auch nicht mehr nötig – wie etwa segmentär differenzierte Gesellschaften über das „Territorialprinzip“ (Luhmann 1997: 635) oder stratifizierte Gesellschaften über den Familiensitz –, ihre Subsysteme im Raum voneinander abzugrenzen.

Demgemäß vollzieht sich in der modernen Gesellschaft die *räumliche* Unterscheidung der Subsysteme an den jeweils unterschiedlich von den Funktionssystemen hervorgebrachten Räumen, ohne aber, dass die Operationen der Funktionssysteme selbst durch diese räumlich begrenzt wären. Die Unterscheidung der Räume dient dann wie erwähnt auch

¹³¹ Ich beziehe mich hierbei auf Stichwehs (vgl. 2008: 159ff) „Eigenräume der Funktionssysteme“ (ebd.: 159) und seine These, dass „[d]ie semantisch-soziostrukturelle Heterogenität der Funktionssysteme dafür verantwortlich [scheint], dass sich *Eigenräume* der Funktionssysteme bilden“ (ebd.). Eine Beschreibung ausgewählter Eigenräume der Gesellschaft – dann von mir für die moderne Gesellschaft mit dem Begriff: Funktionsraums respezifiziert – erfolgt im Kapitel V dieser Arbeit.

nicht einer Unterscheidung in der Raumdimension von Sinn, sondern in der Sachdimension und trägt auf dieser Ebene zu einer Verräumlichung von Komplexität bei. Die Verräumlichung von Komplexität, die an der modernen Gesellschaft zu beobachten ist und somit dazu beiträgt, die Grenzen der Subsysteme zu definieren, kann aus dem Grund mit der Formel: „*dieser Raum/jener Raum*“ beschrieben werden. Weil je nach dem, um welchen kommunikativ erzeugten Raum es geht, die Kommunikation jeweils sehr unterschiedlich an diesen anschließt: an Klangräume etwa ästhetisch, an Endemiegebiete medizinisch, an Klassenzimmer pädagogisch/didaktisch und an Schauplätze berichtend.¹³² Da sich die Räume der Subsysteme der modernen Gesellschaft solchen Objekten und räumlich schematisierbaren Unterscheidungen verdanken, die den Codes der Teilsysteme entsprechen und die Räume überdies zur Funktionserfüllung der Subsysteme beitragen, werden die Räume der modernen Gesellschaft im Weiteren als *Funktionsräume* bezeichnet.¹³³ Kennzeichnend ist an jenen neben dem eindeutigen Funktionsbezug auch der Umstand, dass sie, ebenso wie die Funktionssysteme selbst, sich im Vergleich zueinander nicht im Raum begrenzen lassen: so gibt es auch in Endemiegebieten

¹³² Selbstverständlich interessiert sich auch die Politik für Endemiegebiete, die Medizin für Klassenzimmer oder die Sportberichterstattung in den Massenmedien für Spielfelder. Jenen Räumen haftet jedoch ein sachthematischer Index an, der in einem fremdreferentiellen Sinne auf den jeweiligen Hervorbringungskontext verweist: Auf Spielfeldern wird Sport betrieben und Klangräume werden durch Musik, also Kunstkommunikation erzeugt.

¹³³ Zum Thema *Funktionsräume* siehe die Ausführungen Altvaters (vgl. 1987: 88). Altvater bezieht sich dabei zwar auf Regionen, Nationen und den Weltmarkt – eine Kategorisierung, die ich bei den oben angeführten Funktionsräumen (wie etwa dem Endemiegebiet der Medizin oder dem Spielfeld des Funktionssystems Sport) nicht folgen werde. Anlehnen möchte ich mich aber an den Sachverhalt, den Altvater im Zuge seiner Erörterungen zu den Funktionsräume hervorhebt. So kommt Altvater zu dem Schluss, die Funktionsräume haben „[...] unterschiedliche ‚Reichweiten‘, so dass sich auf einem gegebenen Territorium unterschiedliche ‚Logiken‘ durchdringen und spezifische Artikulationsmuster bilden. Man kann auch sagen, dass *auf identischem territorialen Raum unterschiedliche funktionale Räume* [...] koexistieren“ (ebd.). Auf jene Koexistenz der Funktionsräume, die sich *feldartig* überlagern und durchdringen, ihrer Logik nach aber jeweils sehr unterschiedliches meinen, darum soll es hier gehen. Und Altvaters Ausführungen zur territorialen Überlagerung von Regionen, Nationen und dem Weltmarkt, dient hier lediglich als Ideenlieferant, wie man sich das plastisch vorzustellen hat. Morphologisch sind die räumlichen Erstreckungen der Funktionsräume am ehesten mit dem Begriff des Feldes zu charakterisieren. Denn Felder „[...] orientieren sich nicht mehr an einem vorgegebenen Raumkontinuum, sondern nur noch an ‚ihresgleichen‘.“ (Siepmann 1991: 60; Hervorh. S.K.) Eine Beobachtungsweise des Raums, die auch im Sinne eines „fraktalen, eines *selbstähnlichen* Raums“ (Baeckers 2004a: 234; Hervorh. S.K.) beschrieben werden kann. Zum Thema *Funktionsräume* siehe auch Läßle (1991a: 198f u. 1991b: 44), der sich dabei explizit auf Altvater beruft: „Durch die unterschiedlich bestimmten Systemgrenzen der gesellschaftlichen Teilsysteme haben die ‚Funktionsräume‘ auch unterschiedliche Ausbreitungen und Wirkungsfelder, und sie entfalten, entsprechend ihrer jeweiligen Funktionsspezialisierung, auch unterschiedliche raumprägende oder raumstrukturierende Tendenzen. Im gesellschaftlichen Entwicklungsprozess überlagern und überlappen sich diese Funktionsräume entsprechend ihrer jeweiligen Ausprägung. Der gesamtgesellschaftliche Raum ergibt sich somit als eine komplexe und widerspruchsvolle Konfiguration ökonomischer, sozialer, kultureller und politischer Funktionsräume, die zwar jeweils spezifische Entwicklungsdynamiken haben, zugleich jedoch in einem gegenseitigen Beziehungs- und Spannungsverhältnis stehen.“ (Läßle 1991b: 44)

Spielfelder, Erholungsgebiete können als Landschaften gemalt werden, Schauplätze als Hölle auf Erden bezeichnet oder Märkte zu Kampfzonen erklärt werden.¹³⁴

II. 6. Zusammenfassung: Arten der Verräumlichung von Komplexität

Was im obigen Abschnitt versucht wurde zu zeigen ist, dass die Systembildungsebenen sozialer Systeme unterschiedliche Formen der Verräumlichung von Komplexität auszeichnet. Die spezifische Form, wie Interaktionen, Organisationen und Gesellschaften ihre Elemente nach räumlichen Gesichtspunkten selektiv miteinander verknüpfen, kann über die strukturellen Besonderheiten der Systeme erklärt werden, da die Strukturen in erwartbarer Weise festlegen, welche Verknüpfungsmöglichkeiten den Elementen sozialer Systeme jeweils zur Verfügung stehen. Ferner wurde im Bisherigen der Versuch unternommen, die Form des Raums als variabel einzuführen, da für die Konstruktion des Raums sehr verschiedene räumlich schematisierbare Unterscheidungen und Sachunterscheidungen sinnhaft miteinander kombiniert werden können. Das hat zur Folge, dass die von den sozialen Systemen konstruierten Räume in recht unterschiedlichen Gestalten in Erscheinung treten. Warum der jeweils beobachtbaren Gestalt des Raums dennoch keine Beliebigkeit attestiert werden kann, hat damit zu tun, dass bestimmte Formen der verräumlichten Komplexität nach bestimmten Formen des Raums verlangen. Denn nur mit Hilfe einer hinreichend adäquaten Raumform kann der Raum seine Funktion für soziale Systeme erfüllen, nämlich über eine Verräumlichung von Komplexität die Komplexität sozialer Systeme zu reduzieren. Und weil je nach Art der verräumlichten Komplexität unterschiedliche Räume benötigt und hierfür auch in einer funktionskompatiblen Form konstruiert werden, kann sowohl die Verschiedenheit der Raumformen als auch deren spezifische Gestalt erklärt werden. Jener Umstand macht es dann auch plausibel, bis auf Weiteres zu behaupten, dass die Form des Raums und die Funktion des Raums in einem konstitutivem Wechselverhältnis stehen, wobei das Verhältnis zwischen Raumform und Raumfunktion in ihrer Dynamik über die Art der Verräumlichung von Komplexität an die Struktur des Systems gebunden bleibt und von dieser Seite her reguliert wird.

¹³⁴ Die räumliche Abgrenzung nach innen jedoch, um also einen Funktionsraum vom Funktionsraum des selben Typus abzugrenzen, erfolgt oftmals nach räumlichen Gesichtspunkten. Zu erklären ist das vermutlich mit dem als segmentär zu beobachtendem Auftreten gleich konstruierter Räume mit identer Funktion. Behelfen kann man sich natürlich auch mit einer zeitlichen Bestimmung: Das Endemiegebiet vor einem Jahr ist dann von dem aktuellen Endemiegebiet auch nach Kriterien des Nacheinanders zu unterscheiden. Auch wenn es sich hinsichtlich der verbreiteten Krankheit und der geographischen Prävalenz gleicht.

Für die einzelnen Systembildungsebenen sozialer Systeme, deren jeweiliger Art der Verräumlichung von Komplexität und der diesbezüglich zur Anwendung gebrachten Raumform wurden am Beispiel der Grenzziehung im obigen Abschnitt folgende Konstellationen identifiziert und näher erläutert:

(a) *Interaktionen* verräumlichen ihre Komplexität dahingehend, indem die Beiträge zu einem bestimmten Thema nur an die Beiträge jeweils reflexiv wahrnehmbarer Kommunikationsteilnehmer geknüpft werden. Der im Zuge dessen von der Interaktion konstruierte Raum bedient sich dabei der Form eines *Anwesenheitsraums*, wobei besonders die reflexiven Wahrnehmungen der jeweils Inkludierten in der Form von Sachunterscheidung in die Konstruktion des Raums der Anwesenden einfließt.

(b) *Organisationen* verräumlichen ihre Komplexität zum einen dadurch, indem sie per Entscheidung für ihre Mitglieder an unterschiedlichen Adressen unterschiedliche Verhaltensweisen konditionieren und zum anderen dadurch, dass die jeweiligen Organisationen sich über ihre Adresse von den anderen Organisationen auch räumlich unterscheiden können. Der diesbezüglich zum Einsatz kommende Raum wird insbesondere durch Unterscheidungen in der Raumdimension bestimmt, welche die Adressen der Organisationen räumlich exklusiv anordnen. Von daher ist die mit jener Art und Weise der Verräumlichung von Komplexität kompatiblen Raumform als *Standort* zu bezeichnen.

(c) *Segmentär differenzierte Gesellschaften* verräumlichen ihre Komplexität in der Form, dass die jeweiligen Kommunikationen der Subsysteme nur an jene Kommunikationen anknüpfen, die sich innerhalb eines bestimmten Raums befinden. Die komplexitätsreduzierende Formel dafür lautet „*hier ja/dort nein*“. Der hierfür konstruierte Raum kann als *Territorialraum* bezeichnet werden und trägt in seiner Konstruktion, analog zu den ebenfalls räumlich segmentär differenzierten Standorten und Familiensitzen, besonders dem Umstand räumlicher Exklusivität Rechnung.

(d) *Stratifizierte Gesellschaften* verräumlichen ihre Komplexität dahingehend, als sie die Familien der jeweiligen Schichten räumlich über ihren *Familiensitzen* entweder im Zentrum oder in der Peripherie verorten und dadurch die Kommunikationen der Ober- und der Unterschicht räumlich getrennt und somit selektiv verknüpft werden können. Aber auch die Perspektive und die Architektur traditionaler Gesellschaften tragen dazu bei, den Individuen ihre Plätze zuzuweisen. Plätze, die sich dann auch über einen zugeschriebenen Schichtindex hierarchisch ordnen lassen. Die komplexitätsreduzierende Formel dafür lautet „*bessere Plätze/schlechtere Plätze*“. Der Raum, der eine Verräumlichung von Komplexität

in traditionellen Gesellschaften gelingen lässt, wird seiner Form nach als *Distinktionsraum* konstruiert. Charakterisiert wird der Distinktionsraum durch seine räumliche Einheit und der damit einhergehenden Möglichkeit, bessere und schlechtere Plätze unterscheiden und hierarchisch integrieren zu können.

(e) Die *funktional differenzierte Gesellschaft* verräumlicht ihre Komplexität in der Art, dass die Subsysteme jeweils unterschiedliche Räume konstruieren, die, ebenso wie die Funktionssysteme selbst, im Vergleich zueinander nicht mehr räumlich unterschieden oder hierarchisch angeordnet werden können. Den Unterschied der Räume erzeugen die Räume selbst und die selektive Art und Weise, wie (i.e. mit welchen Codes) an jene kommunikativ angeschlossen wird. Von daher verräumlicht die moderne, arbeitsteilig differenzierte Gesellschaft ihre Komplexität mit der Formel „*dieser Raum/jener Raum*“. Die dafür gebrauchte Raumform ist als *Funktionsraum* zu bezeichnen. Für die Konstruktion dieser Raumform wird insbesondere auf funktionssystemspezifische räumliche Unterscheidungen und Objekte zurückgegriffen. Kennzeichnend ist an jenen auch der Umstand, dass sich die Unterscheidung der Funktionsräume im Vergleich zueinander nicht durch deren räumliche Anordnung entsteht.

Im nächsten Kapitel wird veranschaulicht werden, welche Bezeichnung den solcherart kommunikativ konstruierten Räumen in den Selbstbeobachtungen der Gesellschaft zukommt und wie sich die dabei konstituierenden Identitäten als Raumsemantiken in den Wissensvorrat der Gesellschaft einschreiben. Dabei soll auch erörtert werden, wie die Raumsemantiken sich in ihren Sinnverarbeitungsregeln an die spezifische Form der Verräumlichung von Komplexität anlehnen und infolgedessen auch bei den Semantiken des Raums ein korrelatives Entsprechungsverhältnis mit den Strukturen der Gesellschaft zu attestieren ist. Ferner wird versucht werden, tentativ eine diesbezügliche Inventarisierung der Raumsemantiken vorzunehmen. Die dabei angestrebte Reichweite hat jedoch nicht Allumfassendheit zum Ziel, sondern beispielhafte Evidenz. Möchte ich doch in erster Linie darlegen, dass die von mir angeführten Raumsemantiken – gemäß des wissenssoziologischen Programm Luhmanns – anhand ihrer Raumformen, ihrer Sinnverarbeitungsregeln und ihrer Plausibilitätsbedingungen mit der Gesellschaftsstruktur verwoben sind und von daher in den Selbstbeobachtungen und Selbstbeschreibungen der Gesellschaft nicht beliebig variieren können. Für eine diesbezügliche Beweisführung wird insbesondere auf die intervenierende Variable „*verräumlichte Komplexität*“ eingegangen werden, die das Bindeglied zwischen Gesellschaftsstruktur und Semantik darstellt und den

Semantiken des Raums im täglichen sozialen Verkehr dazu hilft, für sich Plausibilität oder gar Evidenz in Anspruch nehmen zu können.

Da sich bisher die Vorstellung der Formen der verräumlichten Komplexität beispielhaft an der Grenzziehung sozialer Systeme vollzog, wird die Grenzziehung auch bei der beispielhaften Anführung der Raumsemantiken die Auswahl vorgeben. Nichtsdestotrotz soll die Darlegung der unterschiedlichen Raumsemantiken derart facettenreich sein, um mit Hilfe derer in den folgenden Kapiteln die räumlichen Besonderheiten der modernen Gesellschaft im Vergleich zu den beiden historischen Gesellschaftstypen hinreichend erörtern zu können.

III. Die Gesellschaft und ihre Räume

Möchte man danach fragen, welche Räume es in der Gesellschaft gibt, so wie sich das das folgende Kapitel meiner Magisterarbeit zur Aufgabe gestellt hat, so ist dabei insbesondere dem Umstand Rechnung zu tragen, dass der Raum der Gesellschaft nichts äußerliches ist, sondern von und mit den Operationen der Gesellschaft sozial konstruiert wird (vgl. Nassehi 2002: 220 u. Hard 1999: 151, Fn. 17). Da die Gesellschaft dafür auf den einzig ihr zur Verfügung stehenden Operationstypus zugreifen muss, also Kommunikation, so bedeutet das auch für mein weiteres Vorgehen, zu beobachten, wie die Gesellschaft über den Raum kommuniziert und ihn im Zuge dessen gleichsam auch (re)produziert. Im Folgenden wird es konkret darum gehen, im Sinne einer Beobachtung zweiter Ordnung nicht nur zu beobachten, wie die Gesellschaft den Raum beobachtet – das wurde weiter oben im Text bereits theoretisch nachgezeichnet –, sondern es wird besonders darum gehen, zu fragen, welche Räume dabei von der Gesellschaft *konkret* hervorgebracht werden.¹³⁵ Und weil Beobachtungen immer Beobachtungen eines bestimmten Systems sind, ist es mir in diesem Kapitel insgesamt auch darum zu tun, zu beobachten, *welche* Räume die Gesellschaft mit Hilfe ihren Kommunikationen konstruiert, und *wem* diese Räume zuzurechnen sind.

Methodisch bewerkstelligt wird das in der Form, dass ich in den Selbstbeobachtungen und Selbstbeschreibungen der Gesellschaft nach *konkreten* Räumen suchen werden, die sich als Semantiken des Raums in den Wissensvorrat der Gesellschaft eingeschrieben haben.¹³⁶ Denn wie im Weiteren noch zu zeigen sein wird, verdichten sich die Räume der Gesellschaft im Zuge ihres wiederholten Gebrauchs zu sinnhaften Identitäten, die für die weiteren Kommunikationen im Gedächtnis der Gesellschaft erinnert, und in den gesellschaftlichen Selbstbeschreibungen als Semantiken des Raums zum Einsatz gebracht werden. Und an jenen Raumsemantiken kann dann auch abgelesen werden, welche Räume es in der Gesellschaft gibt.

¹³⁵ Die diesbezügliche Instruktion findet sich bei Kuhn (2003a: 27), der für die Soziologie die Weisung ausgibt, zu einer „Beobachtungsweise“ überzugehen, [...] die beobachtet, wie (soziale) Beobachter den Raum beobachten, wenn sie [die Soziologie; Anm. S.K.] wissen will, was der soziale Raum ‚ist‘“.

¹³⁶ *Konkrete Räume* in dem Sinne, weil ja der Anwesenheitsraum, der Standort, der Territorial-, der Distinktions- und der Funktionsraum als soziologisch zu verstehende Abstraktionen gemeint sind; also „lediglich“ analytische Betrachtungen darstellen. Will heißen, dass es diese Räume natürlich für die Wissenschaft „gibt“ – so wie es für die Wissenschaft auch relationale und absolute Räume tatsächlich gibt –, aber wie werden/wurden diese von mir systemtheoretisch destillierten Räume in den Kommunikationen der entsprechenden Sozialsysteme bezeichnet? Eine Frage, die eine wissenssoziologische Betrachtung gesellschaftlicher Selbstbeschreibungen zu beantworten vermag.

Vor diesem Hintergrund werde ich zunächst einmal skizzieren, wie es, im Anschluss an die oben dargestellte Raumkonstruktion, zur Konstitution von Raumsemantiken kommt und welchen spezifischen Sinn die Raumsemantiken mit Hilfe ihrer Sinnverarbeitungsregeln typisieren. Das soll gleichzeitig auch dazu verhelfen, die Raumsemantiken soziologisch legitim als Semantiken des Raums auszuweisen und der Frage nachgehen zu können, welchen spezifischen Komplexitätslagen die jeweils identifizierten Raumsemantiken aufrufen. Für die weiteren Analysen ist jener Sachverhalt insofern von großer Wichtigkeit, da ich im Anschluss an die grundsätzlichen Erörterungen zu den Semantiken des Raumes ja zeigen möchte, *dass die in den Selbstbeschreibungen der Gesellschaft in Gebrauch stehenden Raumsemantiken, über ihre je spezifische Form der Sinnverarbeitung, bestimmten Sozialsystemen zuordenbar gemacht werden können*. Zu argumentieren ist das insofern, als die komplexitätsempfindlichen Semantiken im Allgemeinen, und die Raumsemantiken im Besonderen, über ihre spezielle Sinnverarbeitungsregel versuchen, die jeweils konkret anzutreffende gesellschaftliche Struktur, vermittelt über ihr Komplexitätsgefüge, sinnhaft rückzubetten und in eine kommunikable Form zu bringen (vgl. Luhmann 1980a: 22f). Und da die Komplexität in ihren Möglichkeiten von der jeweiligen Struktur der Gesellschaft beschränkt wird und zu ihr passen muss, können die Raumsemantiken schließlich über ihre Art der Sinnverarbeitung auch ganz konkreten Sozialsystemen attribuiert werden. Und das selbst dann, wenn der Ideenevolution der Raumsemantiken prinzipiell keine Schranken gesetzt sind. Außer jene der Plausibilität, die den Sinnverarbeitungsregeln der Semantik ihre soziale Wirkmächtigkeit (sprich: ihren kommunikativen Erfolg) verleiht, oder aber entzieht; je nach dem, ob die semantisch zur Verfügung stehenden Selektionsmuster dem entsprechen, was auf Grund der Komplexitätslage der Gesellschaft ohne weitere Begründung einleuchtet. So die hier im Anschluss an Luhmann (vgl. ebd.: 34 u. 49f) vertretene These, die die folgenden Analyse anleiten wird. Zu betonen gilt es zuvor jedoch erneut, im Rahmen meiner Forschung nicht eine komplette Inventarisierung der aktuellen und historischen Raumsemantiken vornehmen zu können. Von daher schränke ich ebenso wie bei der Erörterung der Arten der Verräumlichung der Komplexität die dargebrachten Beispiele auf jene Raumsemantiken ein, die in einen Zusammenhang mit der Grenzzeihung der Subsysteme der jeweiligen Typen von Gesellschaft zu bringen sind. Und auch in diesem eingeschränkten Rahmen werden die Beispiele primär danach ausgewählt, um in Ansätzen eine Typologie der Raumsemantiken entwickeln zu können.

Zunächst soll aber der Frage nachgegangen werden, wie es prinzipiell zur Konstitution von Raumsemantiken kommt und wie sich die Raumsemantiken, über ihre spezifische Art der Sinnverarbeitung, soziologisch legitim als Semantiken des Raums beobachten lassen.

III. 1. Zur Konstitution von Raumsemantiken

Wie weiter oben im Text schon erwähnt wurde, zeichnen sich soziale Systeme dadurch aus, ihre Komplexität, hervorgerufen durch ihr sinnhaftes Operieren, selektiv organisieren zu müssen. Bewerkstelligt wird das über die Strukturen sozialer Systeme, die zu diesem Zwecke als „Selektivitätsverstärkung“ (Luhmann 1987: 40) zum Einsatz kommen und hinreichend erwartbar machen, wie die Kommunikation in einer gegebenen Situation zu verlaufen hat – obwohl dafür auch andere, kontingente Möglichkeiten zur Verfügung stünden. Des Weiteren wurde auch darauf hingewiesen, dass es an der Typisierung von Sinn gelegen ist, jene selektive Organisation gelingen zu lassen, weil mit Hilfe dessen Sinn in bekannte und vertraute Muster überführt werden kann, auf welche die Strukturen für ihre Selektionen zugreifen können. Denn jene Typisierungen, die einen „[...] höherstufig generalisierten, relativ situationsunabhängig verfügbaren Sinn“ (Luhmann 19980a: 19) zum Ausdruck bringen und von Luhmann (ebd.) mit dem Begriff der „Semantik“ bezeichnet werden, führen nämlich dazu, Sinn in der Kommunikation in wiederverwendbarer Art und Weise derart zu bestimmen, dass er identifiziert, festgehalten, erinnert oder dem Vergessen überlassen werden kann (vgl. Luhmann 1997: 538).

Bevor auf die Frage nach der Konstitution von Raumsemantiken eingegangen wird, soll noch kurz daran erinnert werden, dass mögliche Sinnthemen und Sinngegenstände der Kommunikation vermittelt „symbolischer Generalisierung“ (Luhmann 1984: 140) bei wiederholtem Gebrauch zu Identitäten gerinnen können, die den Strukturen sozialer Systeme bei ihren Selektionen eine inhaltliche Orientierung geben. Denn bekanntlich läge „[o]hne diese Verdichtung [...] die Selektionslast für Anschlussoperationen zu hoch“ (ebd.). Diesbezüglich wurde der Vorschlag unterbreitet, die den Raum konstruierenden Sinnkombinationen, gebildet in der Sach- und in der Raumdimension von Sinn, bei wiederholtem Gebrauch als Verdichtung von Sinn zu bezeichnen. Wie aber jene Verdichtung von Sinn konkret vonstatten geht und wie im Zuge dessen Räume zu Identitäten/Objekten kondensieren, darüber kann die Konstitution von Raumsemantiken genauere Auskunft geben:

Die kommunikative Konstruktion der Räume betreffend wurde in Anlehnung an das Raumkonzept Löws (vgl. 2001: 158f) im vorherigen Kapitel die These formuliert, soziale Systeme erzeugen den Raum dadurch, dass mit Hilfe bestimmter räumlich schematisierbarer Unterscheidungen, gebildet in der Raumdimension von Sinn, bestimmte Objekte, gebildet in der Sachdimension von Sinn, beobachtet werden. Diese kommunikativen Beobachtungen in der Raum- und der Sachdimension von Sinn emergieren im Zuge ihrer sinnhaften Kombination schlussendlich zu Räumen. Räume, die bei wiederholtem kommunikativem Gebrauch zu Identitäten kondensieren und in einer generalisierten Art und Weise dazu verhelfen, in unterschiedlichsten Situationen das bezeichnen zu können, was unter einem Raum jeweils zu verstehen ist. Und weil für die Konstruktion der Räume unterschiedliche Beobachtungen in der Raumdimension mit unterschiedlichen Beobachtungen in der Sachdimension unterschiedlich verknüpft werden können, so ist es für soziale Systeme möglich, unterschiedliche Räume zu generieren und in den weiteren Kommunikationen als von einander zu unterscheidende Identitäten zu reproduzieren.

Die daran anschließende These, wie es in sozialen Systemen zur Konstitution von Raumsemantiken kommt und die hier zur Diskussion gestellt wird, lautet diesbezüglich wie folgt: Werden bestimmte räumlich schematisierbare Unterscheidungen mit bestimmten Sachunterscheidungen *strikt gekoppelt* und wiederholt herangezogen, um in der Kommunikation bestimmte Räume zu bezeichnen, so kondensieren diese *Raumbezeichnungen* zu Sinntypen, die dann auch in anderen Situationen ähnliches bedeuten. Die solcherart sich generalisiert habenden Sinntypen werden dann im Gedächtnis der Gesellschaft für ihren Wiedergebrauch als Semantiken erinnert und in unterschiedlichen Situationen reaktiviert. Wie man sich das vorstellen kann, soll erneut an dem Beispiel *Klassenzimmer* demonstriert werden:

Durch die Verknüpfung bestimmter räumlicher Unterscheidungen in der Raumdimension: innen/außen, geschlossen/offen, leer/gefüllt, werden bestimmte Objekte in der Sachdimension beobachtet: Stühle, Tische, Wände, Tafel, Tür, Hefte, Lehrer, Schüler. Aus diesen Unterscheidungen in der Sach- und der Raumdimension wird durch eine sinnhafte Kombination besagter Unterscheidungen dann ein Raum konstruiert und mit einem Namen versehen: Klassenzimmer etwa. Werden jene, das Klassenzimmer konstruierenden Beobachtungen aber derart strikt miteinander verklammert und das daraus generierte Sinnmuster für seinen Wiedergebrauch im Wissensvorrat der Gesellschaft aufgehoben,

sodass unter der Bezeichnung Klassenzimmer auch in anderen Situationen ähnliches verstanden wird, bzw. *bei Bedarf darüber adäquat Auskunft erteilt werden könnte*, so ist der Sinntypus Klassenzimmer als *Raumsemantik* zu bezeichnen. So die hier vertretene These. Gepflegt werden Raumsemantiken dann dadurch, dass sie verschriftlicht, diskutiert und für bestimmte Situationen, Rollen oder Teilsysteme (vgl. Luhmann 1980a: 20) wiederholt herangezogen werden. Der Sachverhalt, dass Raumsemantiken in Diskussionen genau beschrieben bzw. definiert werden können, lässt sie dann auch vom Status der Identität abheben – wobei aber die Identität des Raums in der entsprechenden Raumsemantik stets ‚aufgehoben‘ bleibt.¹³⁷

III. 2. Die Sinnverarbeitungsregeln der Raumsemantiken

Die Frage, wieso es nun soziologisch legitim sein soll, bestimmte Semantiken als Semantiken des Raums zu bezeichnen, kann aber nicht nur gemäß ihrer Konstitution beantwortet werden; also damit, dass bestimmte Objekte mit Hilfe *räumlich* schematisierter Unterscheidungen beobachtet und diese Unterscheidungen sinnhaft miteinander kombiniert, strikt verkoppelt und für den Wiedergebrauch im kulturellen Apparat der Gesellschaft erinnert werden. Raumsemantiken sind von anderen Semantiken auch dadurch zu unterscheiden, dass ihnen, im Vergleich zu anderen Semantiken, ein *bestimmtes Muster der Regulierung von Sinn* zu eigen ist. Doch welches spezifische

¹³⁷ An der Stelle weiche ich vom wissenssoziologischen Programm Luhmanns ab, der für seine Analysen lediglich *gepflegte* Semantiken als Datenmaterial gelten lässt. Denn im „[...] Unterschied zur Gesamtheit der Sinn aktualisierenden *Ereignisse* des Erlebens und Handelns“ (Luhmann 1980a: 19), zeichnet sich die *gepflegte* Semantik nicht nur dadurch aus, dass sie ebenso wie die *bewahrenswerte* Semantik im Allgemeinen, Sinnmuster zur Verfügung stellt, die erinnert und wiederholt zur Anwendung gebracht werden, sondern auch dadurch, dass sie verschriftlicht, diskutiert und „[...] sich mit der Verarbeitung der Formen der Verarbeitung von aktuellem Sinn befasst und deshalb auch in diese Richtung theoretisch kontrolliert werden muss“ (ebd.: 20). Der Sachverhalt, dass die gepflegte Semantik „[...] von der Basis des Sinnprozessierens schon um zwei Stufen abgehoben ist“ (ebd.), befähigt die Soziologie laut Luhmann (vgl. ebd.) dann dazu, die zumeist theoretisch explizierten und speziell für Selbstbeschreibungen angefertigten Sinnmuster, *begriffsgeschichtlich* legitim zu analysieren. Von dieser Beschränkung der wissenssoziologischen Analyse lediglich auf gepflegte Semantiken möchte ich in meinen Untersuchungen Abstand nehmen, weil ich ja auch Raumsemantiken untersuchen möchte, etwa die archaischer Gesellschaften, die zur damaligen Zeit *nicht* verschriftlicht und wissenschaftlich-theoretisch expliziert wurden. Das schließt es zwar nicht aus, auch Raumsemantiken segmentär differenzierter Gesellschaften untersuchen zu können, weil sich „[...] höherstufige Generalisierungen von Sinn auch in schriftlosen Gesellschaften beobachten [lassen]“, so wie das Stichweh (2000a: 240) in Kritik an Luhmanns inhaltlicher Einschränkung seiner Semantikanalysen formuliert. Um gepflegte Semantiken kann es sich dabei dann freilich aber nicht handeln. Dass dadurch die begriffsgeschichtliche Präzision meiner Analysen leidet, liegt auf der Hand. Da Alternativen in dem Fall aber nicht zu haben sind und ich auch bei den Raumsemantiken traditionaler und moderner Gesellschaften meinen Fokus nicht in erster Linie auf die in einem wissenschaftlichen Kontext sich vollziehende Begriffsgeschichte des Raums lege, scheint mir dieser Schritt ein dennoch angemessener zu sein. Ferner sind auch bei Stichweh (vgl. ebd.) Überlegungen zu finden, die Luhmannsche Wissenssoziologie auch für die Analyse ‚populärer‘ Semantiken zu öffnen, also von der Untersuchung lediglich gepflegter Semantiken Abstand zu nehmen und auch solche in den Blick zu nehmen, die sich nicht einer wissenschaftlich reflektierten Sicht der Dinge verdanken. Ein Sachverhalt, den es in der systemtheoretischen Community noch zu klären gilt.

Sinnmuster, im Weiteren gemäß der Luhmannschen (1980a: 19) Diktion als „Sinnverarbeitungsregel“ bezeichnet, hält die Semantik des Raums für die Operationen sozialer Systeme bereit?

In Anlehnung an eine Formulierung von Leibniz (vgl. 1966; zit. n. Löw 2001: 27) trägt die Semantik des Raums dazu bei, für soziale Systeme eine *sinnhafte Ordnung des Nebeneinander des Verschiedenen* zu regulieren.¹³⁸ Diese von den Raumsemantiken bediente Sinnverarbeitungsregel, mit Hilfe welcher in der Kommunikation eine sinnhafte Ordnung des Nebeneinander des Verschiedenen hergestellt werden kann, lässt sich mit der zuvor erwähnten strikten Kopplung bestimmter räumlicher Schematismen mit bestimmten Sachunterscheidungen erklären. Das besagte Regulierungsvermögen ist den Raumsemantiken also gemäß der Konstruktionsweise der Räume, auf welche die Raumsemantiken für ihre Typisierungen zugreifen, inhärent. Und da Räume selbst wiederum mit räumlichen Schematismen beobachtet werden können, können auch Räume räumlich angeordnet werden. Somit ist es auch auf die Raumsemantiken zurückzuführen, eine Ordnung des *Nebeneinander der Räume* in wiederverwendbarer Form sinnhaft regulierbar zu machen.

Jenes sinnhafte Regulierungsvermögen, mit Hilfe dessen die Räume als Raumsemantiken auch soziologisch klassifiziert werden können, soll nun tentativ an bestimmten Raumsemantiken erörtert werden. Ferner wird in einem weiteren Schritt der Analyse an jenen Beispielen auch gezeigt werden, auf welchen spezifischen gesellschaftlichen Komplexitätslagen die unterschiedlichen Raumsemantiken mit Hilfe ihrer Sinnverarbeitungsregeln aufrufen. Technisch vollzogen wird das in der Art und Weise, dass ich veranschaulichen werde, welche spezifische Form der Sinnverarbeitungsregel mit welcher spezifischen Form der verräumlichten Komplexität kompatibel ist. Das lässt sich insofern bewerkstelligen, da ja die spezifischen Raumformen bereits weiter oben im Text bestimmten Arten der Verräumlichung von Komplexität konkret zugeordnet wurden. Und da den Raumsemantiken jene Raumformen inhärent sind und durch ihre Sinnverarbeitungsregeln höherstufig generalisiert werden, erlaubt das auch ein Matching von Raumsemantiken und verräumlichter Komplexität.

¹³⁸ Leibniz bestimmt den Raum als eine „Ordnung der Existenzen im Beisammen“ (Leibniz 1966; zit. n. Löw 2001: 27); Siehe im Anschluss an Leibniz auch die Formulierung Reicherts (1997: 24), wonach der Raum ein Schema sei, das „[...] die Orientierung im Koexistierenden ermöglicht“. Vgl. dazu auch Fuchs (2001: 26), der davon ausgeht, dass „[d]er Raum das Schema der Verschiedenheit des Gleichzeitigen oder Gleichzeitigkeit des Verschiedenen [ist], kurz, der simultanen Beinhaltung“ (Fuchs 2001: 26).

Als diesbezügliche Beispiele, an denen eben genannte Zuordnungen vollzogen werden, wähle ich solche Raumsemantiken, die von den Teilsystemen der Gesellschaft in institutionalisierter Weise dafür herangezogen werden, um sich gegenüber anderen Teilsystemen der Gesellschaft abzugrenzen. Argumentiert wird jene selektive Auswahl meinerseits damit, dass sich auch die bisherigen Erörterungen zur Verräumlichung von Komplexität beispielhaft an der Grenzziehung sozialer Systeme orientiert haben und somit ohne Umwege daran angeschlossen werden kann. Des Weiteren werden solche raumsemantischen Beispiele gegeben, die als allgemein bekannt zu gelten haben, da sie in den Selbstbeschreibungen der gesellschaftlichen Subsysteme wiederholt anzutreffen sind.

Konkret gemeint sind folgende *Raumsemantiken* (angeführt in einer zunächst nicht weiter spezifizierten Ordnung):

Gebiet, Fürstenhof, Gutshof, Herrschaftssitz, Salon, Atrium, Loge, Markt, Reich Gottes, Diesseits/Jenseits, Staatsgebiet, Geltungsbereich, Landschaft, Klangraum, Klassenzimmer, Spielfeld, Schauplatz, Sendegebiet, Eroberungsraum, Kampfgebiet, Körperraum, Endemiegebiet, Familiensitz, Wohnung, absoluter Raum/relationaler Raum, Erholungsgebiet, Urlaubsregion etc.

Doch welche spezifischen *Sinnverarbeitungsregeln* des Raums, allgemein definiert mit der Formel: *Regulierung der sinnhaften Ordnung des Nebeneinander des Verschiedenen* bzw. einer *Regulierung der sinnhaften Ordnung des Nebeneinander der Räume*, können nun an jenen Beispielen identifiziert werden? Und welchen der drei identifizierten gesellschaftlich gebrauchten und soziologisch definierten Raumformen (*Territorialraum*, *Distinktionsraum* bzw. *Funktionsraum*) sind den Raumsemantiken jeweils inhärent?

Gebiete zeichnen sich in ihrem typisierten Sinnmuster dadurch aus, dass der von ihnen bezeichnete Raum, im Vergleich zu weiteren Räumen desselben Typus, räumlich exklusiv zu denken ist. Demnach kann sich ein Gebiet nicht mit anderen Gebieten räumlich überschneiden, wenn das sinnhaft kommuniziert werden will, was mit jener Bezeichnung typischerweise gemeint ist. Darüber hinausgehend erhält jeder derartig bezeichnete Raum nur dadurch seine unverwechselbare Einheit, wenn es noch weitere Räume desselben Typus gibt, von denen er distinkt, und zwar räumlich distinkt, unterschieden werden kann. Will heißen, dass ein Gebiet noch kein Gebiet ist, wenn es nicht noch weitere Gebiete gibt, von denen es sich räumlich diskret abgrenzen könnte. Aus dem Grund ergibt sich die

Verschiedenheit der Gebiete erst durch eine sinnhafte Ordnung des Nebeneinanders des Verschiedenen, was soviel bedeutet, dass erst die räumliche Anordnung im Nebeneinander die Gebiete voneinander unterscheidbar macht; es also um einen räumlichen Unterschied geht, der den Unterschied der Gebiete macht.

Die Raumsemantik Gebiet weist von daher eine bestimmte Form der raumsemantischen Sinnverarbeitung auf, die sich mit der soziologisch definierten Raumform: *Territorialraum* in Einklang bringen lässt, da dieser insbesondere der räumlichen Exklusivität der Räume Rechnung trägt.

Fürstenhöfe, Gutshöfe, Herrschaftssitze, Atrien, Salons oder Logen – also allesamt *Plätze/Orte* –, beziehen ihren typischen Sinn hingegen nicht ausschließlich aus der Raumdimension (i.e. ihrer räumlichen Distinktheit), sondern auch dadurch, die jeweils gemeinten raumhaften Identitäten in ein Verhältnis der Über- und Unterordnung zu bringen. Jene letztgenannte Konfiguration vollzieht sich operativ in der Sozialdimension von Sinn, da die sinnhaft gemeinten Orte bzw. die darin enthaltenen Plätze bestimmten Personengruppen attribuiert werden, denen ein jeweils unterschiedlicher sozialer Status zugeschrieben wird. Die Sinnverarbeitungsregel jener Raumsemantiken bringt eine solche Verklammerung der Räume mit sozialhierarchischen Verhältnissen zum Ausdruck und ermöglicht es, in der Kommunikation bestimmte Orte nicht nur im Nebeneinander anzuordnen, sondern auch qualitativ bessere und schlechtere Plätze als genau solche zu benennen.

Die Sinnverarbeitungsregel dieses Typus von Raumsemantik weist eine Kompatibilität mit der soziologisch definierten Raumform: *Distinktionsraum* auf. Jene Raumform charakterisiert sich insbesondere dadurch, bessere und schlechtere Orte bzw. Plätze auszuweisen und hierarchisch in einer übergeordneten Raumform (Stichwort: ein einziger Raum, der je nach Perspektive unterschiedlich beobachtet werden kann, wobei insbesondere die Architektur den Individuen ihre rechtmäßigen Plätze/Standorte zuweist) zu integrieren.

Märkte, Reich Gottes, Diesseits/Jenseits, Endemiegebiete, Landschaften, Klangräume, Klassenzimmer, Spielfelder, Schauplätze, Sendegebiete, Eroberungsräume, Kampfgebiete, Körperräume, Endemiegebiete, absoluter Raum/relationaler Raum, Erholungsgebiete, Urlaubsregionen, Staatsgebiet, Geltungsbereich und Familiensitz können mit einer Sinnverarbeitungsregel assoziiert werden, deren sinnhafte Ordnung des Nebeneinander der

Räume nicht mehr auf eine räumlich exklusive Anordnung der Räume zugreifen kann. Und die Verschiedenheit der Räume ergibt sich demnach auch nicht durch ihr räumliches Nebeneinander, sondern durch die Verschiedenheit der Räume selbst. Das diesbezügliche Nebeneinander, sinnhaft reguliert durch die Raumsemantiken dieses Typus, modifiziert sich dahingehend in ein *feldartiges* Durch- und Übereinander der jeweiligen Räume, das für deren konkrete Identifizierung aber außer Acht gelassen werden kann – ein Markt ist sinnhaft nicht erst dadurch zu erfassen, weil er sich innerhalb eines Endemiegebietes befindet oder als Einkaufsmarkt Schauplatz eines Berichtes wird. Wohingegen die sinnhafte Ordnung des Nebeneinander des Verschiedenen innerhalb dieser Räume und im Vergleich zu den Räumen desselben Typus nach wie vor als eine räumliche zu beschreiben ist.¹³⁹ Nicht aber, wenn man etwa Märkte, Staatsgebiete, Kampfgebiete oder Erholungsgebiete miteinander vergleicht. Die Ungleichheit der Räume, hervorgerufen durch ihre sachliche Verschiedenheit, bringt es auch mit sich, die Räume nicht mehr in ein hierarchisches Verhältnis bringen zu müssen, um sie sinnhaft typisieren zu können.¹⁴⁰ Vor allem letztgenannte Eigenschaft kennzeichnet die Sinnverarbeitungsregel dieses Typus von Raumsemantik und vollzieht sich demgemäß in der Sachdimension von Sinn.

Unverkennbar aus dem Grund auch die darin enthaltene Raumform, die soziologisch als *Funktionsraum* zu definieren ist und mit diesem Typus von Raumsemantik adäquat in Zusammenhang zu bringen ist. Denn unter Funktionsräumen sind jeweils unterschiedliche und sachthematisch geordnete Räume zu verstehen, die nicht in eine Rangordnung zu bringen sind und in ihrer Identität auch nicht durch eine räumliche Exklusivität bestimmt werden können.

¹³⁹ Man denke hier etwa an die *Staatsgebiete*, mit denen die segmentär differenzierten Subsysteme des politischen Systems (die Nationalstaaten) sich territorialräumlich voneinander begrenzen (vgl. Luhmann 1997: 760), indem Staatsgebiete *im Vergleich zu einander räumlich exklusiv* gehandhabt werden. Aber auch die Funktionsräume des Wirtschaftssystems grenzen sich von Räumen desselben Typus räumlich exklusiv ab: erst durch die räumliche Exklusivität ihrer Anordnung erhalten Märkte im Vergleich zu anderen Märkten ihre Identität im Vergleich zu Räumen, die durch eine *identische Beobachtungsweise* konstruiert werden. Analog dazu verhält es sich auch mit den Erholungsgebieten des Tourismus im Vergleich zu anderen Erholungsgebieten, den Eroberungsräumen des Militärs im Vergleich zu anderen Eroberungsräumen, den Schauplätzen der Massenmedien im Vergleich zu anderen Schauplätzen etc. Worum es bei den *Funktionsräumen* geht, ist, und das soll hier betont werden, dass sie recht eindeutig von den Räumen *anderer* Funktionssysteme abgegrenzt werden können; und das *nicht* räumlich – wie das notwendigerweise bei Gebieten der Fall sein muss –, sondern lediglich in Bezug auf ihre *sachthematische* Verschiedenheit. Zur Abgrenzungsfunktion der intern differenzierten Subsysteme des politischen Systems und des Rechtssystems vermittelt Nationalstaaten und rechtlicher Geltungsbereiche werde ich im fünften Kapitel meiner Arbeit erneut eingehen und mit der Raumsemantik des Gebiets in Zusammenhang bringen. An dieser Stelle wird auch auf die Besonderheit des Familiensitzes für das Funktionssystem Familie in einem ähnlichen Zusammenhang einzugehen sein und die diesbezügliche Funktion der räumliche Exklusivität jener Räume erörtert werden.

¹⁴⁰ Wie sollte das auch möglich sein? Ist für die Gesellschaft als ganzes betrachtet der Geltungsbereich des Rechts wichtiger als der Markt; der Klangraum relevanter als das Erholungsgebiet?

Damit ergibt sich nun folgende Zuordnung der eben angeführten Raumsemantiken zu den theoretisch erschlossenen Raumformen. Die *Zuordnung* wird inhaltlich über die jeweiligen *Sinnverarbeitungsregeln* gewonnen; die Raumsemantiken:

- Gebiete sind soziologisch als *Territorialräume* zu verstehen.
- Fürstenhöfe, Gutshof, Herrschaftssitze, Atrien, Logen und Salons sind soziologisch als *Distinktionsräume* zu verstehen.
- Märkte, Reich Gottes, Diesseits/Jenseits, Endemiegebiete, Landschaften, Klangräume, Klassenzimmer, Spielfelder, Schauplätze, Sendegebie, Eroberungsräume, Kampfgebiete, Körperäume, Endemiegebiete, absoluter Raum/relationaler Raum, Erholungsgebiete, Urlaubsregionen, Staatsgebiete, Geltungsbereiche und Familiensitze sind soziologisch als *Funktionsräume* zu verstehen.

Im nächsten Abschnitt wird nun der Versuch unternommen, die Raumsemantiken gemäß ihrer Sinnverarbeitungsregel, ihrer Raumform und der Art der verräumlichten Komplexität, die sie versuchen mit ihren Sinnmustern einzufangen, bestimmten Gesellschaftsstrukturen zuzuordnen. Soziologisch möglich ist das insofern, weil ja die Arten der Verräumlichung von Komplexität, auf welche die Sinnverarbeitungsregeln der Raumsemantiken aufrufen, in einem direkten Zusammenhang mit der Differenzierungsform der Gesellschaft stehen.

III. 3. Raumsemantiken und Gesellschaftsstruktur

Das im ersten Kapitel erläuterte wissenssoziologische Programm Luhmanns sieht es vor, zwischen der Sozialstruktur und der Semantik ein korrelatives Entsprechungsverhältnis zu propagieren, das sich die Soziologie dann auch zunutze machen kann, um den Wandel des semantischen Apparates aus dem Wandel der gesellschaftlichen Differenzierungsform zu erklären. Jedoch ist besagtes Verhältnis kein direktes, sondern ein vermitteltes – und von daher auch nicht in einem kausalen Sinne zu denken. Als diesbezügliche Variable, die zwischen Sozialstruktur und Semantik interveniert und jenes Verhältnis mittelbar reguliert, fungiert die Komplexität, da die Semantik den von ihr zu typisierenden Sinn an der jeweiligen Komplexitätslage der Gesellschaft auszurichten hat. Im Gegensatz zu dem Verhältnis zwischen Sozialstruktur und Semantik, ist der Konnex, der über die Differenzierungsform zwischen der Struktur einer Gesellschaft und deren Komplexität hergestellt werden kann, aber ein unmittelbarer. Ändert sich nun die Differenzierungsform

der Gesellschaft, so hat die Semantik sich ebenfalls zu ändern, will sie die dabei sich verändernde Komplexität weiterhin sinnhaft auffangen und kulturell adäquat rückbetten. Von Nöten ist das aus dem Grund, weil eine Semantik, die sich nicht an gegebene Komplexitätslagen anpasst, ihren Zugriff auf die Realität verliert – und von daher die semantischen Formen kontingent werden würden oder ins Leere griffen. Infolgedessen adaptiert die Semantik, um weiterhin als plausibel oder gar evident zu gelten, die Komplexität der Gesellschaft vermittelt ihrer Sinnverarbeitungsregeln. Und jenes Faktum erklärt dann auch das korrelative Entsprechungsverhältnis zwischen Sozialstruktur und Semantik – obwohl die Semantik der Struktur auch potentiell hinterherhinken oder ihr vorausseilen könnte (vgl. Luhmann 1980a: 22ff u. 1997: 548ff).

Diese theoretischen Annahmen möchte ich mir im Weiteren zunutze machen um danach fragen zu können, welche Komplexitätslage die Sinnverarbeitungsregeln der oben angeführten Raumsemantiken sinnhaft rückbetten. Des weiteren möchte ich dadurch auch zeigen, welche Raumsemantiken welchen Formen gesellschaftlicher Differenzierung entsprechen. Konkret durchgeführt wird das indem ich die Raumsemantiken und deren spezifische Sinnverarbeitungsregeln mit der Art der Verräumlichung von Komplexität und der damit kompatiblen Raumform zueinander in Beziehung setze. Da zum einen die Art der verräumlichten Komplexität von mir weiter oben im Text schon bestimmten gesellschaftlichen Differenzierungsformen und bestimmten Raumformen zugeordnet wurden und zum andere die Raumsemantiken gerade eben bestimmten Raumformen, so können die Arten der Verräumlichung von Komplexität und die entsprechenden Raumsemantiken in einem weiteren, nun zu vollziehenden Schritt, auch ganz bestimmten Gesellschaftstypen über deren Differenzierungsformen zugeordnet werden.

Welche Arten der Verräumlichung von Komplexität wurden bisher identifiziert, welchen gesellschaftlichen Differenzierungsformen wurden sie zugeordnet, welche Raumformen wurden diesbezüglich als kompatibel erachtet und mit welchen Raumsemantiken wird jener dabei zum Ausdruck kommende Sinn situationsunabhängig und höherstufig generalisiert im kulturellen Apparat der Gesellschaft rückgebettet?

Die *segmentäre Differenzierungsform*, die aus gleichen und gleichwertigen Subsystemen besteht, verräumlicht ihre Komplexität zum Zwecke der systeminternen Abgrenzung dahingehend, als sie die jeweiligen Elemente der Subsysteme nur an jene Elemente anknüpfen lässt, die sich innerhalb eines bestimmten Raums befinden. Die

komplexitätsreduzierende Formel dafür lautet „hier ja/dort nein“. Um das bewerkstelligen zu können, konstruiert die Kommunikation segmentär differenzierter Gesellschaften Räume, deren Raumform soziologisch als Territorialraum zu bezeichnen ist und Räume, die sich semantisch als Gebiete ins Formengedächtnis der Gesellschaft einschreiben.

Die *stratifikatorische Differenzierungsform*, die aus ungleichen und ungleichwertigen Subsystemen besteht, verräumlicht ihre Komplexität zum Zwecke der systeminternen Abgrenzung in der Form, dass sie vermittelt der den Raum beobachtenden Perspektive und der Architektur den Individuen ihre entsprechenden Plätze zuweist. Jene Plätze, die den Individuen durch die Verräumlichung von Komplexität gemäß einer stratifizierten Differenzierungsform zugewiesen werden, unterscheiden sich voneinander dadurch, dass es bessere und schlechtere Plätze gibt, die sich über einen zugeschriebenen Schichtindex hierarchisch ordnen lassen. Die komplexitätsreduzierende Formel dafür lautet demnach: bessere Plätze/schlechtere Plätze. Um das zuwege zu bringen, konstruieren die Kommunikationen im Rahmen einer stratifikatorischen Differenzierungsform Räume, die ihrer Form nach soziologisch als Distinktionsräume zu benennen sind und sich semantisch in der Art von Orten/Plätzen als Fürstenhöfe, Gutshöfe, Herrschaftssitze, Atrien, Logen oder Salons im Wissensvorrat der Gesellschaft wiederfinden lassen. Aber auch eine hierarchisch imprägnierte Unterscheidung der Familiensitze, eingeteilt in solche, die sich im Zentrum und solche, die sich in der Peripherie befinden, tragen dem räumlichen Komplexitätsniveau einer stratifizierten gesellschaftlichen Differenzierungsform Rechnung und können somit soziologisch als Distinktionsräume bezeichnet werden. Die Sinnverarbeitungsregel, die sich aus der Raumsemantik Familiensitz destillieren lässt, entspricht dem ebenso und bringt für diese Differenzierungsform sinnhaft adäquat zum Ausdruck, es gebe einen Raum und darin sich befindlich entweder bessere und oder schlechtere Orte für den wohnlichen Sitz der Familie.

Die *funktionale Differenzierungsform*, die aus ungleichen aber gleichwertigen Subsystemen besteht, verräumlicht ihre Komplexität zum Zwecke der systeminternen Abgrenzung derart, dass die sich nun nicht mehr in ihrer räumlichen Anordnung voneinander unterscheidenden Subsysteme jeweils unterschiedliche Räume konstruieren, an welche in der Kommunikation auch jeweils unterschiedlich anzuschließen ist. Die komplexitätsreduzierende Formel dafür lautet: dieser Raum/jener Raum. Um jene Reduktion von Komplexität kommunikativ prozessieren zu können, konstruieren die

Subsysteme im Rahmen der funktionalen Differenzierungsform eine Mehrzahl an unterschiedlichen Räumen, die soziologisch als Funktionsräume zu bezeichnen sind. Die dafür in Gebrauch stehenden räumlichen Semantiken werden im Wissensvorrat der Gesellschaft etwa als Märkte, Reich Gottes, Diesseits/Jenseits, Endemiegebiete, Landschaften, Klangräume, Klassenzimmer, Spielfelder, Schauplätze, Sendegebiete, Eroberungsräume, Kampfgebiete, Körperräume, absoluter Raum/relationaler Raum, Erholungsgebiete, Urlaubsregionen Staatsgebiete, Geltungsbereiche oder Familiensitze für ihren Wiedergebrauch bereitgehalten.

III. 4. Zwischenbetrachtung

Um das Kapitel abzuschließen kann nun zum darin Gesagten zusammenfassend festgehalten werden, dass *raumsoziologisch* betrachtet Interaktionssysteme auf Anwesenheitsräume, Organisationen auf Standorte, segmentär differenzierte Gesellschaften auf Territorialräume, stratifikatorisch differenzierte Gesellschaften auf Distinktionsräume zugreifen; und sich die funktional differenzierte Gesellschaft ihrer Funktionsräume bedient, wenn es darum geht, die Elemente nach räumlichen Gesichtspunkten zu relationieren und sie dadurch in ihrer systemspezifischen Qualität auch räumlich symbolisiert zu bestimmen. Die kommunikative Konstruktionsweise besagter Räume verdankt sich dabei der je spezifischen Form der verräumlichten Komplexität, die den unterschiedlichen Sozialsystemen qua Struktur zu eigen ist. Das wurde von mir beispielhaft an jener Art der Verräumlichung von Komplexität demonstriert, die sich ihrer Funktion nach als eine Reduktion der Komplexität zum Zweck der Grenzziehung beschreiben lässt.¹⁴¹

In einem nächsten Schritt wurde danach gefragt, welche Räume es überhaupt in der Gesellschaft gebe. Untersucht wurde das tentativ an den Raumsemantiken, die in den Selbstbeobachtungen und Selbstbeschreibungen der Gesellschaft zu beobachten sind. Diesbezüglich wurde nicht nur beobachtet, wie die Gesellschaft den Raum beobachtet,¹⁴² sondern auch, welche Räume sie im Zuge dessen konkret hervorbringt.¹⁴³

Ferner wurde im Anschluss an jene Überlegungen *wissenssoziologisch* erläutert, wie die in den Selbstbeobachtungen und Selbstbeschreibungen der Gesellschaft in Gebrauch stehenden Raumsemantiken soziologisch legitim bestimmten Typen von Gesellschaft

¹⁴¹ Vgl. dazu die Auflistung auf Seite 95f;

¹⁴² Vgl. dazu die Erörterungen zur Beobachtungsweise des Raums durch soziale Systeme auf Seite 60ff.

¹⁴³ Vgl. dazu die Raumsemantiken auf Seite 104;

zugeordnet werden können. Hierfür bediente ich mich der Sinnverarbeitungsregeln der Raumsemantiken, um an jenen zu veranschaulichen, dass und wie sie mit den jeweiligen Formen der verräumlichten Komplexität und den damit einhergehenden Raumformen in Einklang zu bringen sind.¹⁴⁴ Für die praktische Durchführung dessen griff ich auf eine eher allgemein gehaltene Formel der Sinnverarbeitung zu, welche den Raumsemantiken zu eigen ist und mit Hilfe welcher zuvor schon gezeigt werden konnte, wieso es theoretisch angemessen ist, die Raumsemantiken als Semantiken des Raums zu beschreiben. Jene abstrakte Formel, die besagt, die Raumsemantiken regulieren eine sinnhafte Ordnung des Nebeneinander des Verschiedenen bzw. eine sinnhafte Ordnung des Nebeneinander der Räume, ermöglichte es mir, in einem idealtypischen Sinne zu untersuchen, wie die unterschiedlichen Raumsemantiken diese Formel je unterschiedlich bedienen und sich auch so ihrer Typik nach voneinander unterscheiden lassen. Das verhalf mir ferner dazu, die Raumsemantiken zu einer der drei verschiedenen Raumformen zuzuordnen zu können, die von den Gesellschaftstypen dafür herangezogen werden, um ihre Komplexität je spezifisch zu verräumlichen. Da die Raumformen in Zusammenhang mit der Art der Verräumlichung von Komplexität zu bringen ist, welche wiederum an die Differenzierungsform der Gesellschaft gebunden ist, konnten die Raumsemantiken schließlich auch bestimmten gesellschaftlichen Differenzierungsformen zugeordnet werden. Das galt es gemäß meiner Fragestellung zu zeigen. Wobei die Art der verräumlichten Komplexität in meinen theoretischen Überlegungen die Schlüsselposition einnahm, weil sie zum einen an die Gesellschaftsstruktur gebunden ist und zum anderen die Raumsemantiken sich über ihre Sinnverarbeitungsregeln an jene räumliche Komplexitätslage anzupassen haben, um im täglichen sozialen Verkehr als plausibel oder gar evident zu gelten. Von daher konnte darüber hinaus auch ein korrelatives Entsprechungsverhältnis zwischen den Raumsemantiken und der Gesellschaftsstruktur hergestellt und die diesbezügliche wissenssoziologische These Luhmanns an einem Anwendungsfall inhaltlich demonstriert und theoretisch erhärtet werden.

Was bisher theoretisch nur mitgeführt, nicht aber explizit diskutiert wurde, ist die ebenso im Rahmen meiner Magisterarbeit zu beantwortende Frage nach der Wechselbeziehung zwischen der Raumform und der Funktion, die der Raum für die Gesellschaft spielt. Die diesbezüglich vertretene und im Weiteren noch zu plausibilisierende These lautet dabei wie folgt: *Für die soziologische Untersuchung der gesellschaftlichen Funktion des Raums*

¹⁴⁴ Vgl. dazu die Zuordnung der Raumsemantiken zu bestimmten gesellschaftlichen Differenzierungsformen auf Seite 108f;

kann die Form des Raums nicht als invariante Variable herangezogen werden, sondern die Frage nach der Funktion des Raums muss Hand in Hand mit der Frage nach der jeweiligen Form des Raums gestellt werden.

Und weil die Funktion des Raums für die unterschiedlichen Typen von Gesellschaft eine jeweils andere ist, wandeln sich parallel zu den Funktionen des Raums auch die Räume selbst, um jene geänderten Funktionen des Raums für die Gesellschaft erbringen zu können.

Das gilt es nun im nächsten Kapitel meiner Magisterarbeit zu zeigen. Dafür werde ich erneut auf die bisher dargestellten Formen der Verräumlichung von Komplexität zurückgreifen und dahingehend untersuchen, welche spezielle Funktion – neben der sehr allgemein gehaltenen Funktion der Reduktion von Komplexität – die Art der Verräumlichung von Komplexität für die gesellschaftlichen Teilsysteme erfüllen. Aber auch die diesbezüglichen Raumsemantiken werden für meine Darlegungen von Relevanz sein, da an ihnen die jeweils in Gebrauch stehende Raumform soziologisch bestimmt werden kann. Konkret bedeutet das nun für meine weiteren Schritte der Analyse: An der *Art der Verräumlichung von Komplexität* wird die *spezielle Funktion* des Raums für die Gesellschaft untersucht; und an den *Raumsemantiken* die je *spezifische Form des Raums*, die für die Funktionserfüllung des Raums zum Einsatz kommt. Für die Argumentation eben genannter Annahmen werde ich im nächsten Kapitel den Funktions- und Formwandel des Raums erneut am Beispiel der Grenzziehung der gesellschaftlichen Teilsysteme inhaltlich nachzeichnen. Methodisch wird hierfür die „funktionale Analyse“ Luhmanns (1984: 83) in Stellung gebracht und für meine Fragestellung dahingehend adaptiert, als der theoretisch vorab definierte Vergleichsgesichtspunkt zwischen Problem und Problemlösung, sich auf die je unterschiedlich zu erbringende Abgrenzungsfunktion des Raums für die Gesellschaft und ihre Subsysteme bezieht.

IV. Das Problem der Abgrenzung und die gesellschaftliche Funktion des Raums

Wie bereits im ersten Kapitel dargestellt, ist die funktionale Analyse eine „Art Theorietechnik“ (ebd.), die es erlaubt, „[...] Vorhandenes als kontingent und Verschiedenes als vergleichbar zu erfassen“ (ebd.). Zu diesem Zweck wird mit Hilfe theoretischer Vorüberlegungen nach Problemgesichtspunkten gesucht und danach gefragt, welche in der Gesellschaft konkret anzutreffenden Sachverhalte als Lösungen des vorab definierten Problems in Betracht zu ziehen sind (vgl. Luhmann 2005e: 326). Die Identifizierung *mehrerer* Lösungsmöglichkeiten für ein und das selbe Problem – seien die Lösungen latent oder manifest, aktuell in Gebrauch stehend oder nur potentiell vorhanden –, verhilft der Soziologie dann danach fragen zu können, welche *strukturellen* Gründe dafür verantwortlich zeichnen, dass das Problem in der Gesellschaft *so und nicht anders gelöst wird*. Es geht bei der funktionalen Analyse also um eine gleichzeitige „[...] Ausweitung und Limitierung des Möglichen“ (1984: 86).

Wichtig bei all dem ist die „Problemkonstruktion“ (ebd.: 86), die soziologisch zu erbringen ist und von daher auch die Klammer zwischen Systemtheorie und funktionalen Analyse darstellt. In diesem Sinne werde ich im nun folgenden Kapitel aus einer raumsoziologisch gesellschaftstheoretischen Perspektive danach fragen, welches Problem die Gesellschaft mit Hilfe des Raums löst. Als theoretisch vorab konstruierten Problemgesichtspunkt, der es möglich macht, das Problem und dessen Lösungen miteinander in Beziehung zu setzen, werde ich mein Augenmerk auf die Grenzziehung der gesellschaftlichen Subsysteme richten. *Es soll also darum gehen, in Erfahrung zu bringen, welches Grenzproblem die Teilsysteme der Gesellschaft mit Hilfe des Raums lösen und welche anderen Möglichkeiten* (sprich: „funktionalen Äquivalenten“, Luhmann 1984: 84) *dafür ebenso herangezogen werden könnten*. Für dieses Unterfangen werden die weiter oben im Text bereits erörterten Grenzziehungen der jeweiligen Gesellschaftstypen entlang ihrer primären Differenzierungsform danach untersucht werden, welches konkrete Problem – neben jenem bereits erwähnten und sehr allgemein formulierten Problem der Komplexitätsreduktion – mit Hilfe einer Verräumlichung von Komplexität gelöst wird, und welche anderen Möglichkeiten dafür ebenso herangezogen werden könnten. *Parallel dazu werde ich mein Augenmerk auch auf die hierfür herangezogenen Räume und deren Semantiken richten, um der These, dass die Funktion des Raums und die Form des Raums in einem konstitutiven Wechselverhältnis stehen, untersuchen und plausibilisieren zu können*. Als Quelle meiner

diesbezüglichen Überlegungen ist eine Formulierung Nassehis (2002: 216) anzugeben, die auch in der Weise interpretiert werden kann, dass eine konstitutive Wechselwirkung zwischen der Form des Raums und dessen gesellschaftlicher (Ordnungs-)Funktion zu attestieren ist: „Die Ordnung des Raums ist [...] jene Form von Ordnung, die den Raum erst hervorbringt.“¹⁴⁵

Was nun das Verhältnis von Gesellschaftsstruktur und Raumsemantik betrifft, so wird im Weiteren ebenso gezeigt werden, dass die Raumsemantiken den Strukturen der Gesellschaft als *bezeichnungsfähige Einheiten* zur Verfügung stehen, um an ihnen eine Verräumlichung von Komplexität gelingen zu lassen.¹⁴⁶ *Denn wo das Hier oder Dort, was unter besseren oder schlechteren Plätzen bzw. unter diesem Raum oder jenem Raum jeweils zu verstehen ist, darauf weisen die Raumsemantiken mit ihren Sinnverarbeitungsregeln hin.* Und die Strukturen können demzufolge auf die Raumsemantiken referieren, wenn es darum geht, die Verhaltensweisen nach räumlichen Gesichtspunkten zu konditionieren. Demnach dienen etwa Gebiete, Herrschaftssitze oder Endemiegebieten den Kommunikationen der gesellschaftlichen Subsysteme als *Inhalte*, um gemäß ihrer strukturellen Ausgangslage die Elemente räumlich zu relationieren. Denn um überhaupt normativ festlegen zu können, *hier* dieses Verhalten erwartbar zu machen und *dort* jenes, braucht es Identitäten, die das Hier und das Dort eindeutig ausweisen – in dem Fall etwa Gebiete. Und die Raumsemantiken stehen genau dafür zur Verfügung. Wandelt sich nun die Form der Verräumlichung von Komplexität, weil die gesellschaftlichen Strukturen sich wandeln, so benötigen die Operationen der Gesellschaft auch geänderte bezeichnungsfähige Einheiten, um das identifizieren und normieren zu können, was eine gegebene räumliche Komplexitätslage in Aussicht stellt. So auch die im Weiteren

¹⁴⁵ Worum es Nassehi (vgl. 2002: 216f) freilich an der Stelle geht, ist nicht gesellschaftstheoretisch motiviert, sondern es ist ihm darum zu tun, am Beispiel der Schachtel zu demonstrieren, dass nicht die Wände der Schachtel den „Schachtelraum“ (ebd.: 217) konstruieren, sondern deren „[...] *sinnhafte*, nicht-triviale Beziehung zueinander“ (ebd.).

¹⁴⁶ An diesem Punkt soll auch gezeigt werden, dass Räume selbst keine strukturierende Wirkung auf die Kommunikationen der Gesellschaft ausüben können, sondern sich die Strukturen lediglich der Identität der Räume bedienen, um in jene eine bestimmte Form der Verhaltenserwartung einschreiben zu können. Denn das man an der Theke einer Bar die dort sich aufhaltenden und einem unbekannten Besucher voraussetzungslos anquatschen *darf*, hat nichts mit dem räumlichen Setting der Bar zu tun – auch wenn sie es selbstverständlich architektonisch erleichtert –, sondern mit der sozial normierten Verhaltenserwartung, das *dort* eben tun zu dürfen. *Wo* das „Wo“ ist, an dem ein bestimmtes Verhalten zu erwarten ist, das jedoch kann mit Hilfe des Raums und seiner Semantiken identifiziert werden: an der *Bar*. Das entsprechende Zitat findet sich bei Simmel (1992: 697), bei dem es zum Thema der Grenze darum geht, ob der Raum ein ihm inhärentes Strukturprinzip aufweist, oder ob ihm dieses nur strukturell zugeschrieben wird. Simmel plädiert für zweite Variante; ebenso wie das die raumsoziologischen Überlegungen meiner Arbeit vermitteln möchten: „Die Grenze ist nicht eine räumliche Tatsache mit soziologischer Wirkung, sondern eine soziologische Tatsache, die sich räumlich formt.“

vertretene These, die Raumsemantiken und die gesellschaftlichen Strukturen stehen in einem korrelativen Entsprechungsverhältnis zueinander.

Ferner wird in meine Analyse der gesellschaftsevolutionäre Wandel, hervorgerufen durch das Aufkommen der Verbreitungsmedien Schrift und Buchdruck, dahingehend einfließen, um daran zeigen zu können, wie sich die Funktionserfüllung des Raums jeweils auch an geänderte Bedingungen der „Kommunikationsmedien“ (Luhmann 1997: 190) anzupassen hat. Dabei wird es, einer These Espositos (vgl. 2002: 39) folgend, vor allem darum gehen, ein Abstraktwerden der jeweilig in Gebrauch stehenden Raumform nachzuzeichnen. Denn über die sich einstellende Möglichkeit, mit jeweils Abwesenden kommunizieren zu können und der zunehmenden gesellschaftlichen Bedeutsamkeit der Kommunikation unter Abwesenden, kann parallel zur veränderten Funktionserfüllung erklärt werden, wieso sich hierfür die Raumform nicht nur zu wandeln hat, sondern dabei auch auf Grund der „Verbreitungsmedien“ (ebd.: 202) Schrift und Buchdruck zunehmend abstrakt wird.¹⁴⁷ Diskutiert soll das vor dem Hintergrund werden, dass die Strukturen der Gesellschaft für ihre räumlichen Komplexitätsreduzierungen auf bestimmte Räume zugreifen müssen, auf welche bestimmte Verhaltensweisen projiziert werden. Dass sich das für Kommunikationen unter Abwesenden deutlich schwieriger gestaltet, kann jedoch über eine Abstraktion der Raumform aufgefangen werden. Und wie es im Weiteren zu zeigen gilt, wird auch diese Abstraktionsleistung von den Raumsemantiken erbracht.

Doch welche konkrete Funktion erfüllt nun der Raum für die unterschiedlichen Gesellschaftstypen und welche Raumformen werden hierfür konstruiert und als Raumsemantiken im Formenvorrat der Gesellschaft aufbewahrt? Und was hat das mit einem zunehmenden Abstraktwerden der Raumformen zu tun? Je nach Gesellschaftstypik und primärer Differenzierungsform wird das nun jeweils gesondert erörtert und am Ende einer Gesamtbetrachtung unterzogen. Insbesondere die Unterscheidung Kommunikation unter An- oder Abwesenden wird in die dabei erbrachte Analyse als unabhängige Variable

¹⁴⁷ Unter „abstrakt werden“ soll dabei verstanden werden, dass für die Beobachtung des Raums der „[...] Beobachter externalisiert und vom Bereich der Beobachteten Objekte getrennt wird“ (Esposito 2002: 39). Geschehen tut das aus dem Grund, weil mit dem Aufkommen der Verbreitungsmedien Schrift und Buchdruck, „[...] der Kontext des Mitteilenden normalerweise nicht mehr mit dem Kontext des Verstehenden übereinstimmt“ (ebd.) – so wie das für Sprache in Kommunikationen unter Anwesenden üblich ist – und somit ein Weg gefunden werden muss, wie das, was in der Kommunikation als Raum bezeichnet wird, in einer Art und Weise zu konstruieren, die auch Abwesenden verstehen, obwohl deren unmittelbarer Kontext ein jeweils anderer ist. Das Abstraktwerden des Raums führt also dazu, dass der Raum, so wie er etwa in Büchern konstruiert wird, auch von denjenigen beobachtet und somit verstanden werden kann, die darüber nur lesen. Ermöglicht wird dieses Abstraktwerden laut Esposito durch eine „Generalisierung“ (ebd.: 38) der Beobachtung des Raums und das Abstellen auf „Kontextlosigkeit“ (ebd.).

mit einbezogen werden. Zusätzlich sollen all jene nun angestellten Überlegungen ins nächste Kapitel einfließen, in dem nach den räumlichen Besonderheiten der modernen Gesellschaft im Vergleich zu den beiden historischen Typen von Gesellschaft, also tribale und hochkulturelle Gesellschaften, gefragt wird.

IV. 1. Die Funktion und Form des Raums segmentären Gesellschaften

Um in tribalen Gesellschaften über Sinn Grenzen hinweg die Elemente nach systemintern und systemextern unterscheiden zu können, bedienen sich deren Subsysteme zum einen des „Verwandtschaftsprinzips“ (Luhmann 1997: 635), um über die jeweiligen Wohngemeinschaften zwischen „Zugehörig/Nichtzugehörig zu den Segmenten der Gesellschaft“ (ebd.: 636) zu disponieren. Zum anderen greifen die Segmente tribaler Gesellschaften aber auch auf ein „Territorialprinzip“ (ebd.: 635) zurück, wenn es darum geht, die Individuen über ein jeweils bewohntes „Gebiet“ (ebd.: 642) ins System zu inkludieren und deren Kommunikationen in weiterer Folge als systemzugehörig ausweisen zu können.

Das Problem, dass mit Hilfe des Territorialprinzips gelöst werden kann, ist konkret damit zu benennen, dass sich die Segmente tribaler Gesellschaften sehr ähnlich sind. Von daher stellt die Abgrenzung der Segmente laut Luhmann (ebd.: 641) auch ein „besonderes Problem“ dar. Gelöst kann das Problem der Abgrenzung aber dadurch werden, dass über das Territorialprinzip eine Form der Verräumlichung von Komplexität erzeugt wird, die strukturell dafür sorgt, die Reichweite der systemzugehörigen Kommunikationen auf ein *bestimmtes* Territorium zu beschränken.¹⁴⁸ Um das realisieren zu können, reduzieren die Segmente ihre Komplexität mit Hilfe der Formel „hier ja/dort nein“. Für die Festlegung dessen, wo kommuniziert werden darf und wo nicht, bedarf es aber bezeichnungsfähiger Einheiten, die das Hier und das Dort unmissverständlich ausweisen.¹⁴⁹ Aus dem Grund konstruieren die Segmente traditionaler Gesellschaften einen Raum, der soziologisch als

¹⁴⁸ In seiner ethnologischen Studie zu den Ureinwohnern Australiens kommt Helbling (vgl. 1997) zu dem Schluss, das Territorialprinzip der Clans diene dazu, „[...] ein ungehindertes Umherziehen der Gruppe zu verhindern, das die Unter- bzw. Übernutzung von Territorien und somit eine desaströse Konkurrenz zwischen den Gruppen zur Folge hätte“ (ebd.: 284). Jenes Territorialprinzip erklärt er dann unter dem von ihm gewählten funktionalen Problemgesichtspunkt: Ressourcenknappheit insbesondere daran, dass jeder Clan ein klar umschriebenes Gebiet bewohnt und auf seinen Wanderungen jeweils von einer Wasserquelle zur nächsten zieht. Die geographische Definition der Territorien, die sich an den Wanderwegen der Clans festmachen lässt, sind mythologisch definiert und auch das Überschreiten der Territorialgrenzen ist religiös totemistisch reguliert (vgl. ebd.: 293 u. 298f).

¹⁴⁹ Darauf weist Luhmann (vgl. 641; Zit. ebd.) hin, wenn er wie bereits an anderer Stelle zitiert darauf aufmerksam macht, dass auf die „[...] Symbolisierung von Grenzen besonderer Wert gelegt wird“ – und zwar auch und besonders auf die Symbolisierung von Raumstellen.

Territorialraum zu bezeichnen ist und sich im praktischen Gebrauch durch seine räumliche Exklusivität im Vergleich zu anderen Territorien auszeichnet. Ferner kommen bei der Konstruktion der Territorialräume Sachunterscheidungen zum Einsatz, die als Berge, Flüsse, Täler, Wüsten etc. sehr distinkt – sowohl von dem einen Segment, als auch von den anderen Segmenten – beobachtet werden können. Auf Grund der für alle Beteiligten salienten Sachunterscheidungen und der räumlich jeweils exklusiv schematisierten Beobachtungen jener materiellen Objekte, ist es möglich, die Kommunikationen des einen Segments von den Kommunikationen der anderen Segmente räumlich getrennt zu halten. Dafür müssen wie gesagt die territorialen Grenzverläufe *eindeutig* festgelegt werden. Kommunikativ vollzogen wird die territoriale Eindeutigkeit in segmentär differenzierten Gesellschaften mit der Semantik des *Gebietes*, die das sinnhaft zum Ausdruck bringt. Und da jedes Segment (sprich: Clan, Stamm oder Dorf) ein bestimmtes Gebiet bewohnt, mit dem es sich und seine Einheit identifiziert, können sich die Segmente gegenseitig anhand ihrer Gebiete beobachten und sich mit Hilfe dessen voneinander eindeutig unterscheiden. Von daher trägt der Territorialraum und die komplexitätsreduzierende Formel jener Art der Verräumlichung von Komplexität für diesen Typus von Gesellschaft dazu bei, die sowohl gleichen und als auch gleichwertigen Subsysteme voneinander räumlich zu trennen. Was dadurch gewonnen wird, ist eine räumliche Limitierung der Reichweite der Kommunikationen, die sich an den Grenzen des Gebietes unmissverständlich festmachen lässt. Die damit einhergehende Funktion, die der *Territorialraum* für traditionale Gesellschaften erfüllt, kann damit auch als *Kontaktvermeidung* beschrieben werden.¹⁵⁰

Wichtig für die Funktionserfüllung territorialräumlich bedingter Kontaktvermeidung ist es, die dafür von den Segmenten tribaler Gesellschaften gebrauchten Räume relativ kontextnah und als wenig abstrakt konstruieren zu können. Zu tun hat das zum einen damit, dass sich tribale Gesellschaften sowohl schriftlos als auch interaktiv vollziehen (vgl. Luhmann 1997: 640) und von daher der von den jeweils Anwesenden geteilte „Wahrnehmungsraum“ (Luhmann 2005j: 35) kontextuell immer mitbestimmend ist, wenn es darum geht, ein Gebiet zu bezeichnen. Hierfür kommen den Kommunikationen, die den Territorialraum konstruieren, zum anderen auch Objekte zugute, die auch dann noch beobachtbar sind, wenn die das Gebiet definierende Interaktion beendet ist: Berge, Flüsse oder Wälder etwa. An jenen, den Raum mitkonstruierenden Sachunterscheidungen, die der Umwelt zugerechnet werden können und somit „[...] nicht durch Kommunikation und

¹⁵⁰ Ähnlich auch Helbling (1997: 296) wenn er anmerkt: „Die Interaktionshäufigkeit [australischer Patriklane; Anm. S.K.] nimmt mit wachsender räumlicher Distanz zwischen Gruppen ab.“

soziales Handeln beeinflusst zu sein *scheinen*“ (Stichweh 2003: 98; Hervorh. S.K.), lässt sich somit *zeitbeständig* festmachen, wo das eine Gebiet aufhört und das andere Gebiet anfängt. Denn Bergen, Flüssen, Wälder etc. als Grenzmarken kann wie gesagt unterstellt werden, dass sie auch dann noch da sind, wenn die den Raum konstruierenden Kommunikationen sie nicht mehr beobachten.¹⁵¹ Letzteres, also der Bezug auf Berge, Wälder, Seen etc. trägt schlussendlich auch dazu bei, den Territorialraum segmentärer Gesellschaften in der Art konstruieren zu können, dass die Gebiete der Segmente sich in ihrer räumlichen Erstreckung nicht überschneiden und macht es dadurch möglich, die Funktion der Kontaktvermeidung mittels der Formel „hier ja/dort nein“ realisieren zu können.

IV. 2. Die Funktion und Form des Raums stratifizierter Gesellschaften

In primär stratifizierten Gesellschaften, deren Subsysteme als Schichten zu bezeichnen sind, ist eine solche territorialräumliche Trennung der gesellschaftlichen Teilsysteme nicht mehr möglich (vgl. Luhmann 1997: 681) – wer würde sonst auch die Speisen servieren? Von daher wird auch die Funktion der Kontaktvermeidung obsolet, wenn es darum geht, die Schichten durch die Ordnungsleistung des Raums voneinander zu trennen. Aus dem Grund wird der Raum geschichteter Gesellschaften, die sich, obwohl Schrift vorhanden, ebenfalls weitestgehend interaktiv vollziehen (vgl. Luhmann 1980d: 84), als ein solcher konstruiert, an dem zwar Angehörige aller Schichten teilhaben, er gleichzeitig aber bessere und schlechtere Plätze aufweist, die den Schichtzugehörigen in institutionalisierter Art und Weise jeweils zugeteilt werden können. Der für diesen Zweck konstruierte Raum, der die Verräumlichung von Komplexität gemäß der Formel „bessere Plätze/schlechtere Plätze“ in stratifizierten Gesellschaften gelingen lässt, hat die Form eines Distinktionsraum. Jene Raumform hebt sich von anderen Formen des Raums dadurch ab, dass es nur einen einzigen Raum gibt, der bessere und schlechtere Plätze beinhaltet und es demnach auf die jeweilige Perspektive ankommt, welche ebenfalls mit den Plätzen korreliert, ob er perfekt oder imperfekt beobachtet werden kann. Jene Plätze können dann von und mit den Mitteln der Architektur in der Form eingerichtet und gestaltet werden, dass im sozialen Verkehr

¹⁵¹ Ob der Berg allerdings überhaupt ein Berg ist, wenn er nicht von sozialen und psychischen Systemen beobachtet wird, das ist natürlich wieder eine andere Frage. So wie jene, ob der Raum auch ein Raum ist, wenn er nicht von sozialen oder psychischen Systemen beobachtet wird. In meiner Magisterarbeit vertrete ich natürlich die Annahme, erst die Beobachtung macht das zum Raum, was dann als solcher bezeichnet wird. Wäre dem nicht so, so handelte es sich bei dem als Raum beobachteten lediglich um das Rauschen der Umwelt. Oder es würden andere Beobachtungen es als etwas anderes beobachten – Parklandschaften etwa als grüne Lungen der Städte.

hinreichend zum Ausdruck kommt, welcher Platz für welche Schicht als der rechtmäßig ihr zustehende zu gelten hat. Wenn im Schloss zum Festmahl geladen wird: hat man in der Nähe des Fürsten zu sitzen oder an der Seite reicher Bürgern Platz zu nehmen? Derartige Fragen können mit Hilfe des Distinktionsraums gelöst werden, weil er die jeweiligen Plätze schichtspezifisch indiziert. Aus dem Grund erfüllt der Distinktionsraum in einer stratifikatorischen Form der Differenzierung die Funktion der „Visibilität“ (Luhmann 1997: 689), zu welcher Luhmann (ebd.) sehr allgemein anmerkt, sie bringe eine „[...] alternativenlos sichtbare Ordnung der Gesellschaft“ (ebd.) zur Geltung.¹⁵²

Und wie *Visibilität* mit Hilfe des Raums erreicht werden kann, darüber gibt der Distinktionsraum und dessen soziale Gebrauchsweise Auskunft: Der Distinktionsraum verhilft in geschichteten Gesellschaften strukturell bedingt nämlich dazu, über die Komplexität reduzierende Formel „bessere Plätze/schlechtere Plätze“, den Individuen ihre schichtspezifischen Plätze zuweisen zu können, indem er zum Ausdruck bringt, wo sich diese jeweils befinden. Sozialtechnisch bewerkstelligt wird das durch die damalige Architektur, die sich bestimmter Symboliken und Formen der Abschirmung bedient, an denen abgelesen werden kann, wo man sich jeweils aufzuhalten hat.¹⁵³ Für diesen Zweck werden bestimmte Orte, Gebäude oder sonstige bauliche Räume und die darin enthaltenen Plätze aber nicht nur durch ihre spezifische Symbolik als schichtspezifisch kenntlich gemacht. Sondern die Zuweisung erfolgt selbstverständlich auch verbal: Bitte nehmen sie *hier* Platz! Eine Frage der Sozialisation also. Der Distinktionsraum, gepaart mit der Art der Verräumlichung von Komplexität, die eine stratifizierte Differenzierungsform kennzeichnet, verhilft dann dazu, *dass sich die Individuen jeweils danach beobachten können, auf welchem Platz sie sich befinden und welcher Schicht sie demzufolge angehören*. Ferner verhelfen die besseren Plätze dazu, sich in der Kommunikation von den schlechteren Plätzen distinguieren zu können: Denn nicht jeder würde an einem Fest teilnehmen wollen, das in einem schlichten Landgasthof stattfindet. Es sei denn, man bekommt einen Ehrenplatz, der räumlich abgehoben ist und somit mitteilt, etwas besseres zu sein. Die damit bediente *Visibilität*, die es ermöglicht, für geschichtete Gesellschaften die alles entscheidende Beobachtung von oben und unten zu leisten, kann demnach auch durch eine bestimmte Form des Raums geleistet werden. Und die Raumsemantiken, die mit

¹⁵² Zum Thema *Visibilität* in der ‚höfischen Gesellschaft‘ siehe auch Elias (1997a: 98): „Die differenzierte Durchbildung des Äußeren als Instrument der sozialen Differenzierung, die Repräsentation des Ranges durch die Form, ist nicht nur für die Häuser, sondern für die Gesamte höfische Lebensgestaltung charakteristisch.“

¹⁵³ Vgl. dazu erneut die Ausführungen Baeckers (1990: 98ff u. 2007: 75f) zur Architektur, jene von Kunst (2006: 86ff) zur Raumordnung antiker römischer Wohn- und Zinshäuser bzw. Elias (1997a: 71ff) Erläuterungen zum *Hôtel des anciens régimes*.

einer stratifizierten Differenzierungsform einhergehen – etwa der Fürstenhof, der Herrschaftssitz, der Festsaal, die Logenplätze im Theater etc. – regulieren jenes Oben und Unten sinnhaft, in dem sie jene sinnhafte Ordnung des Nebeneinander des Verschiedenen in eine hierarchische überführen und sinnhaft zum Ausdruck bringen, wo die besseren und wo die schlechteren Plätze sich jeweils befinden. Somit ist es in stratifizierten Gesellschaften möglich, sich in der Kommunikation darüber zu verständigen, wo im Raum die jeweiligen Plätze sind, an denen ein bestimmtes Verhalten zu erwarten ist: am Hofe etwa, oder: im Landgasthaus; mit der Konsequenz, den „Ordnungstypus“ (Luhmann 1980d: 75) stratifizierter Gesellschaften dahingehend gerecht werden zu können, eine „[...] Absonderung von Gleichen für relativ unwahrscheinliche Kommunikation“ (ebd.) zu gewährleisten.

Für die Frage nach dem Zusammenhang von Raumform und Raumfunktion stratifizierter Gesellschaften ist auch wichtig, dass diejenigen, denen innerhalb des Distinktionsraums bessere oder schlechtere Plätze zugewiesen werden, einander gegenseitig wahrnehmen können. Denn das zu bestimmen, was die jeweilige Identität der Schicht ausmacht, ist nur im Vergleich mit den anderen Schichten und dem damit einhergehenden Bezug auf das Gesamtsystem zu haben. Nur im Vergleich zur Unterschicht kann sich die Oberschicht als solche abgrenzen; und nur im Hinblick auf ihre Position im Gesamtsystem können sich die Schichten hierarchisch konfigurieren (vgl. Luhmann 1980a: 26). Ein Territorialraum, der die Funktion der Kontaktvermeidung erbringt, wäre für das Unterfangen der schichtmäßigen Abgrenzung qua Raum somit gänzlich ungeeignet.¹⁵⁴

Aber auch die räumliche Unterscheidung der einzelnen Schichten, die sich über die Anordnung des Familiensitzes entweder im Zentrum oder der Peripherie ergibt (vgl. Luhmann 1997: 702), kann dementsprechend visibilisiert werden und für die Beobachtungen somit freigeben, ob der Ort, an dem sich der Familiensitz befindet, ein besserer oder ein schlechterer ist – z.B. Stadt vs. Land. Beim Fall des Familiensitzes handelt es sich also ebenso um eine am Raum festgemachte Art und Weise der Visibilität, an der die jeweilige Schichtzugehörigkeit abgelesen werden kann. Und wenn man weiß,

¹⁵⁴ Denn in stratifizierten Gesellschaften geht es ja gerade um die Beobachtbarkeit der Unterschiede. Kontaktvermeidung wäre demnach kontraproduktiv. Worum es natürlich auch geht, sind Kontaktverdichtungen von Statusgleichen (vgl. Luhmann 1980d: 75). Und der Distinktionsraum schlägt genau in diese Kerbe, da er strukturell dazu verwendet werden kann, die einen an den besseren Plätzen zusammenführen und die anderen an den schlechteren. Und da jeweils beide innerhalb eines Raums angeordnet sind, ist eine reziproke Beobachtung der Schichten entlang ihres jeweiligen Standorts auch möglich: man denke etwa an die sichtspezifische Platzverteilung in Theatern.

welcher Schicht das Gegenüber angehört, so weiß man auch, wie man sich in der jeweiligen Situation zu verhalten hat.

Das Problem stratifizierter Gesellschaften, dass „[...] man gut beraten [ist], wenn man weiß und beachtet, ob ein Kontakt nach oben oder nach unten gerichtet ist oder von gleich zu gleich

läuft“ (ebd.), kann infolgedessen auch über den Raum gelöst werden, wenn dieser in der Form eines Distinktionsraums auftritt und gemäß der Formel „bessere Plätze/schlechtere Plätze“ kenntlich macht, mit wem man es an diesem Platz zu tun hat: jemandem aus der Unter- oder aus der Oberschicht. Als funktionale Äquivalente, die ebenso gut das Problem der Visibilität lösen, sind etwa Kleidung und Verhalten (vgl. ebd.: 688) zu nennen.¹⁵⁵

Was nun in dem Fall das Abstraktwerden des Raums betrifft, so ist der Beobachtung des Distinktionsraums zu attestieren, dass man fähig sein muss, seine Symbole richtig zu dechiffrieren. Denn das richtige Verstehen der Symbole, die dem Distinktionsraum im Zuge seiner architektonischen Gestaltung eingeschrieben werden, ist die Bedingung der Möglichkeit, zu wissen, welches Verhalten an welchem Platz zu erwarten ist.¹⁵⁶ Die Abstraktionen, welche der Distinktionsraum im Vergleich zum Territorialraum notwendigerweise zu erbringen hat, können daran festgemacht werden, die Information, symbolisch mitgeteilt qua Architektur, richtig verstehen zu müssen. *Denn die Platzzuweisungen und Qualifizierungen ergeben sich selbstverständlich nicht aus den Räumen selbst, sondern müssen extern an jene herangetragen werden.* Und die für diesen Zweck herangezogenen Symboliken, die in den Raum eingelassen werden und ihn in seiner Qualität bestimmen, müssen in weiterer Folge derart generalisiert sein, dass ihre mitgeteilten Informationen auch in anderen Situationen als solche erkannt und richtig interpretiert werden können. Jene Leistung, die Symboliken des Raums *richtig*, das heißt in einem normativ eindeutigen Sinne in sehr unterschiedlichen Situationen zu verstehen, erbringt die Sozialisation. Im Zuge jener kann gelernt werden, welche architektonischen Merkmale als Symboliken fungieren und welche schichtspezifische Bedeutung sie über

¹⁵⁵ Dazu Elias (1997a: 99): „Ein Herzog muss sein Haus so bauen, dass es ausdrückt: ich bin ein Herzog und nicht nur ein Graf.“; bzw. Luhmann (1997: 686): „Die Oberschicht führt Jagdhunde, die Unterschicht Maultiere; die Oberschicht schläft lange, die Unterschicht muss vor dem Sonnenaufgang aufstehen.“ Auch diese Dinge bringen selbstverständlich zu Ausdruck, welchen Stand man angehört, denn „[i]n einer ständischen Ordnung war als selbstverständlich vorausgesetzt, dass jeder einzelne weiß, welchen Standes er ist. Ohne dieses Wissen wüsste er nicht, wer er ist und wüsste auch nicht, welche Erwartungen er zu erfüllen hat. Ohne Kenntnis seines Standes könnte er nicht in Interaktion treten.“ (Luhmann 1985: 132).

¹⁵⁶ Vgl. zu dem Punkt erneut Baecker (2007: 75f), der erst für die Architektur hochkultureller Gesellschaften ein Aufkommen der Symbolik attestiert. Einer Symbolik, die dazu verhilft, den Individuen ihren Platz zuzuordnen und zu wissen, wo man sich wie zu verhalten hat. Zur Wirkung jener Symboliken vgl. auch Sennett (1997: 130ff; insbes. 144).

ihre bestimmte Form verstehbar machen.¹⁵⁷ Erforderlich ist eine diesbezügliche Sozialisation insofern, weil ein Symbol als Einheit einer Unterscheidung fungiert (vgl. Luhmann 1995: 273) und somit immer mit zu beobachten ist, was am Beobachteten jeweils ausgeschlossen bleibt. Und wer das nicht weiß, der eckt an und wird zurecht gewiesen bzw. in der Kommunikation unter Statusgleichen als Ungleicher exkludiert.

Die Funktion der Visibilität, die der Raum für stratifizierte Gesellschaften erbringt, damit die Schichten sich unter Gesichtspunkten des Raums voneinander abgrenzen können, verlangt in diesem Sinne nach einer Raumform, die es möglich macht, bessere und schlechtere Plätze als solche eindeutig beobachtbar zu machen. Eine Funktion, die mit Hilfe des Distinktionsraums erbracht wird. Für diesen Zweck verändert sich die Raumform im Vergleich zum Territorialraum nicht nur, sondern die Konstruktion wird auch dahingehend abstrakt, als die Symboliken, welche die Architektur den Distinktionsräumen einprägt, immer vor dem Hintergrund anderer Interpretationsmöglichkeiten dechiffriert werden müssen. Aus dem Grund bedient sich die stratifizierte Gesellschaft der Sozialisation, um es ihren Angehörigen zu ermöglichen, die Information der mitgeteilten Symboliken in unterschiedlichsten Situationen richtig verstehen zu können. Das erlaubt es den Strukturen stratifizierter Gesellschaften schlussendlich, an unterschiedlichen Plätzen im Raum unterschiedliche Verhaltenserwartungen heranzutragen zu können, weil mit den besseren und schlechteren Plätzen des Distinktionsraums und den entsprechenden Raumsemantiken, für genau jenen Sachverhalt die dafür nötigen bezeichnungsfähigen Einheit zur Verfügung stehen.

IV. 3. Die Funktion und Form des Raums in der modernen Gesellschaft

Die von der modernen Gesellschaft konstruierten Funktionsräume verhelfen den Funktionssystemen dazu, ihre Komplexität über die Formel „dieser Raum/jener Raum“ verräumlichen und somit reduzieren zu können. Möglich ist das aus dem Grund, weil jedes Funktionssystem mit Hilfe seiner vercodierten Kommunikationen einen unterschiedlichen

¹⁵⁷ In diesem Zusammenhang siehe ein Zitat aus der „Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences etc.“ aus dem Jahr 1777, zu finden bei Elias (1997a: 98): „Sicherlich ist der Rang der Persönlichkeit, die bauen lässt, die Quelle der verschiedenen Ausdrucksformen. Aber wie kann man zu ihnen gelangen ohne den Verkehr in der ‚Monde‘, wo man alle Erfordernisse und den Stil für diese oder jene Wohnung, die zu diesem oder jenen Besitzer passt, unterscheiden lernt [...]? Durch ihn – durch den Verkehr in der guten Gesellschaft –, daran kann man nicht zweifeln, gewinnt man das Gefühl für das, was sich gehört; man lernt gute Umgangsformen zu beobachten; man erwirbt Urteilstkraft; dort wird das Vermögen geboren, seine Ideen zu ordnen; dort erwirbt man die Reinheit des Geschmacks und die positive Erkenntnis des Charakters, der für jedes Gebäude schicklich ist.“

Raum konstruiert. Die Wissenschaft etwa absolute oder relationale Räume, die Kunst Klangräume und das Militär Eroberungsräume. Warum jeweils unterschiedliche Räume konstruiert werden, hat aber nicht nur mit den je spezifischen Elementaroperationen der gesellschaftlichen Subsysteme zu tun, sondern auch damit, dass jedes gesellschaftliche Subsystem eine je unterschiedliche Funktion für das Gesamtsystem zu erbringen hat. Denn mit dieser Funktionserfüllung korrespondiert auch die spezifische Form der Räume, die von den Funktionssystemen hervorgebracht werden: die Märkte des Wirtschaftssystems dienen dazu, die Bedürfnisse dort befriedigen zu können, wo Bedarf besteht; Endemiegebiete dienen der Medizin dazu, die Prävalenz und Inzidenz einer Krankheit in einer begrenzten Region festzustellen zu können und Landschaften dienen der Kunst dazu, dem wahrgenommen und als real erlebten Raumausschnitt einen fiktiven an die Seite zu stellen und jene Differenz zwischen fiktiv und real entweder kritisch oder affirmativ beobachten zu können.

Die Abgrenzungsfunktion, welche die Funktionsräume vermittelt der hierfür in Gebrauch stehenden Form der Verräumlichung von Komplexität für die Funktionssysteme erfüllen, kann von daher als eine beschrieben werden, die zu einer *Betonung der sachthematischen Selbstbezüglichkeit der Funktionssysteme* beiträgt. Da die Funktionsräume, die sich ihrer spezifischen Form nach an den gesellschaftlichen Problemstellungen der Subsysteme ausrichten, erlauben es den Subsystemen der modernen Gesellschaft, *Kommunikationen über den Raum* anhand der jeweiligen *Raumform* entweder *sich* oder *anderen Funktionssystemen zuordnen zu können*.¹⁵⁸ Funktionale Äquivalente, die der selben Problemstellung aufrufen und ebenso dazu beitragen, die eigene Funktion und die eigenen Kommunikationen von denen anderer Subsysteme unterscheiden zu können, sind etwa „symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien“ (Luhmann 1997: 332) oder systemrelevante Leistungs- und Publikumsrollen (vgl. Stichweh 1988: 262f). Auch an diesen Institutionen können die Funktionssysteme Selbstbezüglichkeiten herstellen: der

¹⁵⁸ Woran systemtheoretisch bei der Betonung der sachthematischen Selbstbezüglichkeit zu denke ist, greift ein Problem auf, das in der Theorie Luhmanns zumeist mit den Codes bzw. den Funktionen der Funktionssysteme abgehandelt wird. Nämlich die Frage, „[...] wie Kommunikationen überhaupt erkennen, ob sie sich um einen Funktionssystem einordnen (und welchem) oder nicht [sic!]. In stratifizierten Gesellschaften konnte man sich hier an Personen und Lebensformen halten. In funktional differenzierten Gesellschaften läge der Hinweis auf die unterschiedlichen Codierungen nahe, aber damit wird das Problem des Erkennens von Zuordnungen nur verschoben. In gewissen Umfange wird eine Art topographisches Gedächtnis helfen: Man kann Schulen und Gerichte, Krankenhäuser und Fabriken oder Büros unterscheiden. [...] Es bleibt der Kommunikation überlassen, durch Verdichtung von Referenzen zu entscheiden, wohin sie sich bewegt.“ (Luhmann 1997: 775). Und *Funktionsräume* wie Märkte, Spielfelder und Erholungsgebiete sind genau solche Verdichtungen von Referenzen, die auf einen bestimmten Funktionskontext verweisen und den Kommunikationen eine Orientierung an die Hand geben, an der sie erkennen können, um welche gesellschaftliche Sphäre es sich handelt – Wirtschaft, Sport und Tourismus etwa – und wie diesbezüglich weiter zu verfahren ist.

Politik geht es um Macht, die von Politikern eingesetzt wird um für das Volk kollektiv bindende Entscheidungen zu treffen; und der Wissenschaft geht es um Wahrheit, die von Wissenschaftlern erforscht wird; Und ebenso, so die hier vertretene These, verhelfen die Klangräume dem Kunstsystem oder die Urlaubsgebiete dem Tourismus dazu, sich anhand der Thematisierung des Raums, die je eigenen *auf den Raum bezogenen Operationen* selbstreferentiell zurechnen zu können. Möglich ist das insofern, weil jedes Funktionssystem seine eigenen Räume konstruiert, die sich durch code- und funktionsspezifische Besonderheiten auszeichnen. Wichtig ist das insofern, weil die Form der Verräumlichung von Komplexität in der modernen Gesellschaft über die Formel „dieser Raum/jener Raum“ nur dann zum Tragen kommen kann, wenn es überhaupt unterschiedliche Raumformen gibt. In genau jene Kerbe schlägt die Pluralität der Raumformen in der modernen Gesellschaft. Und die sehr unterschiedlichen Raumsemantiken, die im Wissensvorrat dieses Typus von Gesellschaft erinnert werden, sind ein Dokument dafür.

Das bedeutet nun, vor allem die *unterschiedlichen Raumformen der Funktionsräume* verhelfen der modernen Gesellschaft dazu, die Abgrenzungsfunktion des Raums erfüllen zu können. Einer Funktionserfüllung, der es darum zu tun ist, dass die Funktionssysteme in der Kommunikation über den Raum anhand der speziellen Raumform eine sachthematische Selbstbezüglichkeit herstellen zu können: bei Spielfeldern geht es um Sport; Sendegebiete sind ein Fall für die Massenmedien und der Siebente Himmel interessiert in erster Linie Liebende. *Auf jene Raumformen können sich die Funktionssysteme auch selbstreferentiell beziehen, wenn es darum geht, mit Hilfe der komplexitätsreduzierenden Formel „dieser Raum/jener Raum“, die eigenen Kommunikationen über den Raum von denen anderer Funktionssysteme abzugrenzen und selektiv zu relationieren.* Und die Raumsemantiken der modernen Gesellschaft tragen insofern dazu bei, in der Kommunikation über den Raum eine sachthematische Selbstbezüglichkeit herzustellen, als deren „Sondersemantiken“ (Luhmann 1980a: 32) sich distinkt voneinander unterscheiden und somit als bezeichnungsfähige Einheiten zur Verfügung stehen, wenn es darum geht, zwischen diesem und jenem Raum zu diskriminieren: der Geltungsbereich des Rechts ist keine Landschaft und auch nicht das Reich Gottes.

Und das alles ist möglich, obwohl die Funktionssysteme selbst nicht im Raum begrenzt sind (vgl. Luhmann 1997: 149). Der Unterschied, der in der modernen Gesellschaft aber einen Unterschied macht, ist demnach der Umstand, *wie* jeweils über den Raum

kommuniziert wird. Und an der Art der Räume, die von den Funktionssystemen für ihre Beobachtungen des Raums hervorgebracht werden, können die Funktionssysteme sich auf sich selbst beziehen und dadurch an jene Kommunikationen über den Raum in einem selbstreferentiell Sinn anschließen.

Dass jene Abgrenzungsfunktion des Raums auch in der modernen Gesellschaft mit einer speziellen Form des Raums in Zusammenhang steht und hierfür ein konstitutives Wechselverhältnis zu attestieren ist, das galt es auch am Beispiel der Funktion des Raums in der modernen Gesellschaft zu zeigen. Zu bezeichnen ist jene Funktion, welche die Funktionsräume für die Funktionssysteme der modernen Gesellschaft erfüllen, mit einer *Betonung der sachthematischen Selbstbezüglichkeit der Funktionssysteme*. Diesbezüglich galt es ebenso zu zeigen, dass sich hierfür funktionssystemspezifisch zuordenbare Sondersemantiken des Raums konstituieren. Jene Sondersemantiken stehen schlussendlich auch den Kommunikationen der Funktionssysteme als Identitäten zur Verfügung, um besagte Funktionserfüllung gelingen zu lassen.

Für die Funktionserfüllung des Raums in der modernen Gesellschaft sind aber nicht nur die Ausdifferenzierung von Sondersemantiken des Raums bezeichnend, sondern auch ein damit einhergehendes Abstraktwerden der Raumformen. Zu tun hat Letzteres damit, dass die moderne Gesellschaft sich in ihren relevanten Operationen nicht mehr interaktiv vollzieht, sondern die gesellschaftlich bedeutende Kommunikation nun, vermittelt über Verbreitungsmedien wie etwa: Buchdruck, Funk, Fernsehen und Internet, zwischen jeweils Abwesenden vonstatten geht. Das hat zur Folge, dass in der Kommunikation über den Raum vom jeweils unmittelbar zugänglichen Wahrnehmungskontext des Raums abstrahiert werden muss und die Darstellung dessen, was mit dem Raum in der Kommunikation gemeint ist, dekontextualisiert zu erfolgen hat (vgl. Esposito 2002: 38).¹⁵⁹ Erreicht wird das über die Raumsemantiken der modernen Gesellschaft, deren Typisierungen den damit gemeinten Sinn derart generalisieren, dass auch dann noch verstanden wird, was mit Märkten, Spielfeldern relationalen Räumen oder Staatsgebieten gemeint ist, wenn man diese nicht direkt wahrnehmend beobachten kann. Von daher setzt sich der typisierte Sinn

¹⁵⁹ Zu tun hat das bekanntlich mit der „[...] räumlichen und zeitlichen Entkopplung von Mitteilung und Verstehen“ (Luhmann 1997: 266) die mit schriftlichen Kommunikationen einhergehen und der Tatsache, dass vor allem Bücher für unbekannte Adressaten verfasst werden und somit „[...] irgendwann, irgendwo, durch irgendwen“ (ebd.: 258) gelesen werden. Mit der Konsequenz, dass es zu „[...] höheren Anforderungen an die Vertextung von Mitteilungen [kommt], die auch unter kaum voraussehbaren Bedingungen noch verständlich sein sollten“ (ebd.). Erreicht wird das dadurch, dass Texte den „[...] notwendigen Kontext des Verstehens selbst beschaffen [müssen], *sie müssen aus sich heraus verständlich sein*“ (ebd.; Hervorh. S.K.). Und der These Espositos folgend geschieht das indem in schriftlichen Kommunikationen über den Raum der dabei dargestellte Raum intendiert abstrakt und kontextlos präsentiert wird.

der Raumsemantiken vom Wahrnehmungsraum der Anwesenden ab und verschafft sich in den funktionssystemspezifischen Kommunikationen der gesellschaftlichen Subsysteme einen je eigenen Kontext, der entsprechend abstrakt zu sein hat und sich durch Generalisierungen Verständlichkeit verschafft.¹⁶⁰ Das Nichtgelingen jener Abstraktion und ein diesbezügliches Ausbleiben des kommunikativen Erfolgs der Raumsemantiken könnte mitunter die Ideenevolution auf den Plan rufen und sie dazu veranlassen, dementsprechend nachzubessern.

Was es an diesem letzten Punkt zu zeigen galt, war, dass räumliche Veränderungen der gesellschaftlichen Kommunikation, also die zunehmende Kommunikation unter Abwesenden, dazu führt, dass die Raumformen entsprechend abstrakt werden und gemäß der These Espositos (2002: 39) der Beobachter des Raums „[...] externalisiert und vom Bereich der beobachteten Objekte getrennt wird“. Gewonnen werden dadurch Raumformen, die als gepflegte Semantiken diskutiert und durchwegs *begrifflich* im Formenvorrat der Gesellschaft festgehalten werden

IV. 4. Zusammenfassung: Zusammenhang von Raumfunktion und Raumform

In diesem Kapitel wurde versucht zu veranschaulichen, dass die Funktion des Raums für die Gesellschaft soziologisch nicht unabhängig von der Form des Raums zu untersuchen ist. Nachgezeichnet am Beispiel der Abgrenzungsfunktion wurde dahingehend argumentiert, dass eine geänderte gesellschaftliche Differenzierungsform nicht nur die Funktion des Raums verändert, sondern auch die dafür zur Anwendung gebrachte Form des Raums dem Rechnung zu tragen und sich zu wandeln hat. Von daher kann an der Stelle zum einen festgehalten werden, dass die Funktion, die der Raum für die Gesellschaft erfüllt, von historisch evolutionären Bedingungen (sprich: der primärer Differenzierungsform) abhängt¹⁶¹: Wandelt sich demnach die primäre

¹⁶⁰ Wahrscheinlich ist darin auch die Ursache zu suchen, wieso in den sozialwissenschaftlichen Erörterungen zum Raum verschiedentlich von einer zunehmenden Ablösung des sozialen/künstlichen/virtuellen/metaphorischen/hybriden Raum vom natürlichen Raum zu lesen ist (etwa bei Stichweh 2003: 98) und in Bezug darauf von einer Verschiebung des sozialwissenschaftlichen Fokus auf den Raum gesprochen werden kann: „from place to space“ (Noller 2000: 26). Grundlegend zum Thema natürlicher vs. sozialer Raum (bzw. all seiner Derivate) Schroer (2008; insb. 132ff); Zum Abstraktwerden eines anderen Mediums, jenem der Zeit, siehe Elias (1997b: IXf). In seiner wissenssoziologischen Untersuchung bemerkt er, dass die Zeit in entwickelten Gesellschaften nicht mehr an Veränderungen ‚natürlicher‘ Geschehensabläufe abgelesen wird, wie das etwa an der Bewegung von Sonne und Mond oder Ebbe und Flut der Fall war. Anstelle dessen treten ‚künstliche‘, von ‚menschengeschaffene Instrumente‘ (ebd.: X) – Armbanduhren etwa.

¹⁶¹ Dass Funktionen evolutionären Wandlungsprozessen unterliegen, zeichnet Luhmann (1982: 34ff) etwa am Beispiel der gesellschaftlichen Funktion der Religion nach. Die dabei vertretene These kann laut meinen Erörterungen auch auf die gesellschaftliche Funktion des Raums angewendet werden und lautet: „[...]

Differenzierungsform der Gesellschaft, dann wandelt sich auch die gesellschaftlich zu erbringende Funktion des Raums. Zum anderen kann an dem Punkt ebenso vermerkt werden, dass wenn sich die gesellschaftliche Funktion des Raums wandelt, dann wandelt sich auch die Raumform, mit Hilfe derer die gesellschaftliche Funktionserfüllung des Raums erbracht wird. Und soziologisch abzulesen ist das an den Raumsemantiken, die den Strukturen der Gesellschaft als bezeichnungsfähige Einheiten zur Verfügung stehen, um, der jeweilige Form der Verräumlichung von Komplexität entsprechend, die Funktion des Raums gelingen zu lassen.

Beispielhaft erörtert wurde das an einem Anwendungsfall. Und zwar an jenem theoretisch vorab konstruierten Problemgesichtspunkt, dem es um die Abgrenzungsfunktion der Subsysteme der Gesellschaften und den damit einhergehenden Formen der Verräumlichung von Komplexität zu tun ist. In Bezug auf die unterschiedlichen Formen der gesellschaftlichen Differenzierung wurden dabei, zum Zwecke der Abgrenzung der Subsysteme, drei unterschiedliche Funktionen des Raums identifiziert und mit einer der drei Raumformen in direkten Zusammenhang gebracht. Dabei konnte folgendes gezeigt werden:

Für *segmentär differenzierte Gesellschaften* erfüllt der Raum die Funktion, zwischen den Segmenten über die Formel „hier ja/dort nein“ zu einer *Kontaktvermeidung* beizutragen. Als adäquate Raumform hierfür konnte der Territorialraum festgemacht werden. Die Funktion der Kontaktvermeidung manifestiert sich an den Distanzen zwischen den Territorien und spielt sich aus dem Grund in der Raumdimension von Sinn ab.

Stratifikatorisch differenzierte Gesellschaften hingegen grenzen die unterschiedlichen Schichten über die Formel „bessere Plätze/schlechtere Plätze“ ab. Die dabei vom Distinktionsraum erfüllte Funktion kann mit der durch ihn erbrachten *Visibilität* beschrieben werden, da der Distinktionsraum die besseren und schlechteren Plätze als genau solche beobachtbar macht und von daher jeweils konkret anzeigt, wo im Raum die Ober- und wo die Unterschicht zu beobachten ist. In diesem Sinne wird die Räumlichkeit des Raums für eine hierarchisierende Beobachtung in der Sozialdimension nutzbar gemacht.

Die *funktional differenzierte Gesellschaft* verräumlicht ihre Komplexität über die Formel „dieser Raum/jener Raum“ und erfüllt damit für diese Form von Gesellschaft die Funktion,

Bezugsprobleme, die sich als Funktionen eignen, um gesellschaftliches Erleben und Handeln zu strukturieren, [entstehen] im Laufe der Evolution und unterliegen ihrerseits evolutionärer Variation.“ (ebd.: 34).

zu einer *Betonung der sachthematischen Selbstbezüglichkeit der Funktionssysteme* beizutragen. Möglich ist das insofern, weil sich die Form des Raums in der modernen Gesellschaft sachthematisch ausdifferenziert. Die damit einhergehende Pluralisierung und Diversifizierung der Raumformen gibt der Beobachtung des Raums – gemäß der Formel „dieser Raum/jener Raum“ – schließlich verschiedenartige Räume an die Hand, mit Hilfe welcher sich die Funktionssysteme in Bezug auf den je eigenen Funktionsraum selbstreferentiell bezeichnen und von den anderen Räumen fremdreferentiell unterscheiden können. Eine *räumliche* Beobachtung der unterschiedlichen Räume kann demnach in der modernen Gesellschaft entfallen. An deren Stelle treten nun Unterscheidungen in der Sachdimension von Sinn.

Demzufolge kann gesagt werden, dass die Raumformen und analog dazu die Raumsemantiken nicht für jede Form der Verräumlichung von Komplexität geeignet sind, weil die dazu nötigen Strukturen auf bezeichnungsfähige Einheiten rekurrieren müssen, die das sinnhaft zum Ausdruck bringen, was jeweils unter hier oder dort, besseren oder schlechteren Plätze bzw. diesem oder jenem Raum zu verstehen ist. Oder mit anderen Worten: unterschiedliche Formen der Verräumlichung von Komplexität verlangen nach unterschiedlichen Raumformen. Das bedeutet nun, dass für die Frage nach der Funktion des Raums für die Gesellschaft, die Form des Raum nicht als invariante Variable angesehen werden kann. Die Untersuchung der Form des Raums muss demnach in die Analyse um die Funktion des Raums mit einfließen. Das galt es gemäß einer der Fragestellungen meiner Arbeit zu zeigen und heißt für weitere soziologische Untersuchungen der gesellschaftlichen Funktion des Raums, möglichst immer mit im Blick zu haben, für welches System die Funktion des Raums zu untersuchen ist und mit Hilfe welcher Raumform die Funktionserfüllung jeweils erbracht wird. Tut man das nicht, verbleiben die Analysen zu sehr im Abstrakten. Wie etwa die Annahme, *der* Raum führe für *die* sozialen Systeme dazu, Komplexität zu reduzieren. Möchte man diese These überprüfen, so wird man um eine Respezifizierung nicht umhinkommen. Denn dass der Raum dazu beiträgt, Komplexität zu reduzieren und somit der Gesellschaft dazu verhilft, Kontingenzen hintanzustellen, das verwundert wenig. Aus dem Grund scheint es mir sinnvoll zu sein, *detaillierter* auf das Verhältnis von Raum und Gesellschaft zu blicken und zu fragen, welches *konkrete* Problem für welches System mithilfe welcher Raumform gelöst wird. So zumindest die Forschungsintention meiner Arbeit.

V. Die moderne Gesellschaft und ihre Räume

Im Rückgriff auf die formalen und inhaltlichen Überlegungen des vorhergehenden Kapitels wird nun der Versuch unternommen, eine Art Gesamtüberblick über die Funktionen des Raums in der modernen Gesellschaft zu geben. Gesamtüberblick aus dem Grund, weil die moderne Gesellschaft zwar eine primär funktional differenzierte ist, nichts desto trotz aber auch segmentäre und stratifikatorische Muster in ihren Subdifferenzierungen aufweist (vgl. Luhmann 1997: 776). Somit sollten neben der Funktion, die als Betonung der sachthematischen Selbstbezüglichkeit der Funktionssysteme bezeichnet wurde, auch noch jene Funktionen anzutreffen sein, denen es um eine Kontaktvermeidung der Segmente bzw. eine Visibilität der Schichtunterschiede zu tun ist.¹⁶² So die angestellte Überlegung. Von daher wird in diesem vorletzten Kapitel meiner Magisterarbeit, neben einer einleitenden Anführung zweier ausgewählter Funktionsräume, auch nach Territorial- und Distinktionsräumen in der modernen Gesellschaft gesucht und diesbezügliche Raumsemantiken festgehalten werden. Die dabei vertretene These lautet, dass der Sachverhalt, dass es in der modernen Gesellschaft nach wie vor Territorial- und Distinktionsräume gibt, als Indikator dafür zu werten ist, dass es trotz oder gerade wegen der Raumungebundenheit der Funktionssysteme, Bedarf für eine territoriale Kontaktvermeidung und eine distinktionsräumliche Visibilität gibt.¹⁶³

Im Folgenden wird also gezeigt werden, dass in der modernen Gesellschaft auch jene Raumfunktionen, die zuvor mit der segmentären und der stratifikatorischen Differenzierungsformen assoziiert wurden, nach wie vor in begrenztem Rahmen zu beobachten sind. Da jene Raumfunktionen im Kontext segmentärer und stratifikatorischer Subdifferenzierungen der modernen Gesellschaft auftreten, soll im Zuge dessen ebenso die zuvor untersuchte These gestützt werden, die besagt, dass nicht jede Form der

¹⁶² Ich beziehe mich dabei auf Überlegungen Schroers (vgl. 2006: 135f), der in seiner Darstellung der Luhmannschen Gesellschaftstheorie und deren räumlicher Implikationen zu dem Schluss kommt, dass jede von Luhmann unterschiedene Differenzierungsform „[...] ein je spezifisches Verhältnis zum Raum“ (ebd.: 135) unterhält, wobei die moderne, funktional differenzierte Gesellschaft sich gänzlich vom Raum emanzipiert und „[...] eine Beziehung zum Raum nur durch die in ihr fortlebenden primären Differenzierungsformen vergangener Epochen [bewahrt], die als sekundäre Differenzierungsformen weiterhin wirksam sind“ (ebd.: 136). Daran möchte ich im Weiteren anknüpfen. Nicht jedoch an das Postulat Luhmanns, die primäre Differenzierungsform der modernen Gesellschaft sei eine, die sich gänzlich des Raums entledige. Denn das Vorhandensein der Funktionsräume und die damit erreichte Funktion der Betonung der sachthematischen Selbstbezüglichkeit der Funktionssysteme widersprechen dem.

¹⁶³ Wäre dem so, so könnte auch am Beispiel des Raum attestiert werden, dass es in der Moderne zu einer „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ (Bloch) kommt.

Verräumlichung von Komplexität mit jeder Form der gesellschaftlichen Differenzierung kompatibel ist.

Ferner wird an der primären Differenzierung in Funktionssysteme gezeigt werden, dass die moderne Gesellschaft sich in ihren Operationen auch einer segmentären Typik der Verräumlichung bedient. Und zwar qua *Regionalisierung*.

Zunächst jedoch eine kursorische Erläuterung zu den Funktionsräumen der modernen Gesellschaft, die zwar inhaltlich auf bereits Gesagtes Bezug nimmt, das jedoch in einer Art und Weise tut, um in den folgenden Abschnitten die davon zu unterscheidenden anderen beiden Raumformen, die in der modernen Gesellschaft gemäß ihrer segmentären und stratifikatorischen Subdifferenzierungen nach wie vor anzutreffen sind, in ihrer Funktion für die moderne Gesellschaft besser kontrastieren zu können. Die Kontrastierung der gesellschaftlichen Funktion der Funktionsräume mit jener der Territorial- und Distinktionsräume soll dabei den Zweck erfüllen, die Funktion des Raums für die moderne Gesellschaft *umfassend* erörtern zu können und die These zu untermauern, wonach jede Funktionserfüllung des Raums für die Gesellschaft nach adäquaten und somit auch unterschiedlichen Raumformen verlangt.

V. 1. Die Funktionsräume der modernen Gesellschaft

In den bisherigen Darstellungen zum Thema Raum und moderner Gesellschaft konnte mit Luhmann und gegen Luhmann dargelegt werden, dass sich die Funktionssysteme nicht *im* Raum, sondern in der Kommunikation *über* den Raum voneinander abgrenzen können.¹⁶⁴ Argumentiert wurde das anhand der These der Weltgesellschaft und der damit einhergehenden Tatsache, dass überall auf der Welt gezahlt, Recht gesprochen und politisch entschieden wird. Gepaart mit den Überlegungen Luhmanns (1997: 152) zur „Bagatellisierung des Standortes“¹⁶⁵ hat das zur Konsequenz, dass es, die Systembildungsebene Gesellschaft betreffend, zum einen unerheblich ist, wo in der modernen Gesellschaft kommuniziert wird und zum anderen, der Ort, an dem

¹⁶⁴ So bemerkt Luhmann (1997: 150) für die Funktionssysteme der modernen Gesellschaft: „Sofern sie kommunizieren, partizipieren alle Teilsysteme an der Gesellschaft. Sofern sie in unterschiedlicher Weise kommunizieren, unterscheiden sie sich.“ In diesem Sinne auch oben vertretene These: Da alle Funktionssysteme in der Weltgesellschaft kommunizieren, macht es keinen Unterschied, wo sie (über den Raum) kommunizieren. Wie sie aber über (den Raum) kommunizieren, das unterscheidet die Kommunikationen voneinander und somit auch die zugehörigen Funktionssysteme.

¹⁶⁵ Die selbstredend mit den Verbreitungsmedien, die Maresch/Werber (2002: 13, Fn. 32) als „Raumüberwinder“ bezeichnen, wie Buchdruck, Funk, Fernsehen, Telefon und Internet und dem dadurch eingeleiteten Bedeutungsverlust der Interaktion einhergeht. Zu dem Punkt siehe auch Giddens (1996: 30ff);

kommuniziert wird, nicht mehr zu einer funktionssystemspezifischen Qualifizierung der Elemente herangezogen werden kann.

Worauf es jetzt in Bezug auf den Raum ankommt, ist die Art und Weise, *wie* über den Raum kommuniziert wird. Und nachdem jedes Funktionssystem gemäß seinen funktionalen Besonderheiten und vercodierten Operationen anders über den Raum kommuniziert, werden auch jeweils unterschiedliche Räume hervorgebracht die mit Hilfe der Formel „dieser Raum/jener Raum“ sachthematisch voneinander unterschieden werden können und somit dazu beitragen, dass sich die Funktionssysteme zwar nicht im Raum, aber in der Kommunikation über den Raum voneinander unterscheiden können und sich dabei die eigenen Räume selbst zurechnen zu können. Die Funktionsräume erfüllen für die Subsysteme der modernen Gesellschaft demnach die Funktion, zu einer Betonung der sachthematischen Selbstbezüglichkeit beizutragen. Als funktionale Äquivalente für Letzteres wurden etwa die Codes, die Funktion für die Gesellschaft, die symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien und die Leistungs- und Publikumsrollen genannt. Auch jene können dahingehend beobachtet werden, ob sie zum System oder zur Umwelt gehören und die Folgekommunikationen entsprechend selektiv anleiten.

Ferner wurde am Beispiel der Abgrenzungsfunktion des Raums für die gesellschaftlichen Subsysteme dargelegt, dass die Funktion des Raums für die Gesellschaft nicht losgelöst von der jeweiligen Form des Raums zu untersuchen ist. Im Zuge der entsprechenden Erörterungen zeigte sich demgemäß, dass je nach gesellschaftlicher Funktion des Raums eine unterschiedliche Form des Raums zum Einsatz kommt. Für den Fall der funktionalen Differenzierungsform der modernen Gesellschaft erweist sich zur Funktionserfüllung etwa nur jene Raumform als probates Mittel, die es schafft, zu einer Betonung der sachthematischen Selbstbezüglichkeit der Funktionssysteme beizutragen. Begrifflich bezeichnet wurden die Raumformen der modernen Gesellschaft als Funktionsräume. Kennzeichnend für die Funktionsräume und ihre Konstruktionsweise ist ein eindeutiger Bezug auf funktionssystemspezifische Objekte, die mit Hilfe räumlich schematisierbarer Unterscheidungen derart im Nebeneinander angeordnet werden, dass die damit produzierten Räume für ihre Identität keinerlei räumliche Exklusivität im Verhältnis zu den Funktionsräumen anderer Funktionssysteme beanspruchen müssen bzw. können. Demnach kann die spezifische Form der Funktionsräume von jener der Territorial- und Distinktionsräumen auch dadurch unterschieden werden, dass die Funktionsräume ihre Identität *nicht* über eine räumliche Anordnung im Vergleich zu den Funktionsräumen

anderer Funktionssysteme bestimmen müssen¹⁶⁶ – möglich ist das wegen der polykontexturalen Beobachtungsweise der modernen Gesellschaft. Aber auch eine Rangordnung der Funktionsräume erweist sich als wenig hilfreich um sie ihrer Qualität nach zu bestimmen. Denn für jedes Funktionssystem ist sein Funktionsraum am jeweils wichtigsten – so wie auch die eigene Funktion, die für das Gesamtsystem erbracht wird, von den jeweiligen Funktionssystemen als die prominenteste für den gesellschaftlichen Fortbestand erachtet wird (vgl. ebd.: 748). Zuletzt können Funktionsräume nicht mehr als deckungsgleich mit der Reichweite derjenigen Operationen angesehen werden, die sie hervorbringen. Denn Funktionsräume fangen nicht dort an und hören nicht dort auf, wo die sie erzeugenden Operationen der Funktionssysteme ihren Anfang nehmen oder ihr Ende finden. – Im Unterschied zu den Territorialräumen archaischer Gesellschaften: die segmentär differenzierten Clans begrenzen sich symbolisch über ihre Gebiete, welche aus genau dem Grund auch deckungsgleich mit den Subsystemen konzipiert sein müssen, die sie hervorbringen.¹⁶⁷

Als Beispiele von Funktionsräumen wurden weiter oben im Text solche gegeben, die sich in den Wissensvorrat der modernen Gesellschaft als Raumsemantiken eingeschrieben haben und in den aktuellen Selbstbeschreibungen dafür herangezogen werden, um eine *sinnhafte Ordnung des Nebeneinanders der Räume* zum Ausdruck zu bringen. Im Sinne einer Typologie, die den Anspruch erhebt, die gesellschaftliche Differenziertheit der Räume inhaltlich zumindest in Ansätzen erfahrbar zu machen, sind nun folgende Raumsemantiken als *Funktionsräume* zu benennen und bestimmten Funktionssystemen zuzuordnen.¹⁶⁸

¹⁶⁶ Worauf es bei den Funktionsräumen somit ankommt, ist nicht (territorial)räumliche Exklusivität, sondern Selbstähnlichkeit. Siehe dazu die Überlegungen Baeckers (2004a: 234) zum Begriff eines „fraktalen, eines selbstähnlichen Raums“.

¹⁶⁷ „Symbolisch“ von daher, weil ja die Kommunikation an sich keine raumgebundene Operation ist (vgl. Luhmann 2002: 263) und räumliche Begrenzungen nur sinnhafte Projektionen darstellen, damit segmentäre Subsysteme sich im Territorialraum begrenzen können. Vgl. zum Punkt räumlich sinnhafter Begrenzung erneut Stichweh (200b: 186), Kuhm (2000a: 330), Luhmann (1971: 73) und Esposito (2002: 34);

¹⁶⁸ Ich orientiere mich hierbei an Klüters (vgl. 1994: 161ff) Überlegungen zu den „Raumabstraktionstypen“ (ebd.: 161) und den Ausführungen Stichwehs (vgl. 2008: 159ff) in Bezug auf die „Eigenräume der Funktionssysteme“ (ebd.: 159);

Funktionssystem:	Funktionsräume:
Wirtschaft	Markt
Religion	Himmel/Hölle (vgl. Stichweh 2008: 161), Reich Gottes, Diesseits/Jenseits,
Politik	Staatsgebiet, der Bezirk, Distrikt
Recht	Geltungsbereich
Militär	Eroberungsgebiet, Kampfgebiet, Schlachtfeld
Kunst	Klangraum, „Landschaft“ (Klüter 1994: 162), Bühne
Sport	„Spielfeld“ (vgl. Stichweh 2008: 161), Schwimmbecken, Velodrom
Massenmedien	Sendegebiet, Schauplatz, Krisenherd, Drehort
Medizin	Endemiegebiet, Körperraum
Intimbeziehung/Familie	Familiensitz, Siebenter Himmel, „Heimat“ (Klüter 1986: 124)
Wissenschaft	absoluter Raum, relationaler Raum, „Heterotopien“ (Foucault 1991: 68)
Tourismus	Erholungsgebiet, Urlaubsregion

Abb. 2: Funktionsräume der modernen Gesellschaft

Oben, zur Form der Funktionsräume Angeführtes heißt nun etwa für das Beispiel des *Marktes*, dass für die kommunikative Konstruktion des Funktionsraums des Wirtschaftssystems die Objekte: Waren, Konsumenten, Konkurrenten nach räumlichen Gesichtspunkten sinnhaft miteinander kombiniert werden. In die Form des Arrangements fließt auch die räumlich interpretierte Funktion der Wirtschaft mit ein, zu dessen Lösung der Markt beiträgt: nämlich die Bedürfnisse *dort* zu befriedigen, wo Bedarf besteht und somit Knappheit auch räumlich regulieren zu können. Aber auch die jeweiligen Konkurrenten können sich am Markt untereinander beobachten und infolgedessen die Preise ihrer Waren für ein bestimmtes *Gebiet* festlegen.¹⁶⁹

Im Gegensatz dazu wird für die Konstruktion der *Landschaft*, als ein Funktionsraum des Kunstsystems, ein „künstlerisch dargestellter Naturausschnitt“ (Kaufmann 2005: 51) mit Hilfe von „Perspektiven, Lichtführung und Farbgebung“ (ebd.: 53) in der Landschaftsmalerei zu einer Bildhaftigkeit arrangiert, dass damit für den Betrachter eine „panoramatische Landschaftsschau“ (ebd.) ermöglicht wird. Das Kunstsystem erbringt für die moderne Gesellschaft die Funktion, eine eigene, fiktive Realität zu erzeugen, die sich

¹⁶⁹ Für Grundlegendes zum Thema Markt aus der Sicht der Systemtheorie, siehe Luhmann (1999c: 73f u. 93f);

von der gewohnten realen Realität unterscheidet. Durch diese „Realitätsverdopplung“ (Luhmann 1995: 229) wird es möglich, von der fiktiven Realität aus die reale Realität (bzw. von der realen Realität aus die fiktive Realität) entweder kritisch oder affirmativ zu beobachten (vgl. ebd.). Von daher hat die Landschaftsmalerei für besagte Funktionserfüllung auch eine räumliche Komponente, als sie den gemalten realen Raumausschnitt mit den Mitteln der Ästhetik fiktionalisiert und dadurch sowohl der reale als auch der fiktive Raum jeweils vom anderen Raum kontrastiert wird. Und jener durch die Landschaftsmalerei erzeugte Kontrast kann dann entweder kritisch oder affirmativ beobachtet werden (vgl. Kaufmann 2005: 57).¹⁷⁰

Bezeichnend für die Funktionsräume Markt und Landschaft ist nun, dass sie im Vergleich zueinander nicht räumlich exklusiv konzipiert sind. Denn was sollte ästhetisch dagegen sprechen, auch einen Markt als landschaftlichen Raumausschnitt darzustellen? Daraus folgt auch, die Identität der Funktionsräume Markt und Landschaft nicht im räumlichen Vergleich zueinander bestimmen zu müssen – bzw. auch gar nicht bestimmen zu können. Denn anders als bei den territorialräumlich konstruierten Gebieten: hier das Gebiet A/dort das Gebiet B, erfahren die Funktionsräume ihre Verschiedenheit nicht dadurch, dass sie räumlich diskret im Nebeneinander angeordnet werden. Sondern die Funktionsräume erfahren ihre Identität aus der jeweils unterschiedlichen und nur selbstähnlich zu beschreibenden Konstruktionsweise. Von daher unterscheiden sich Märkte und Landschaften – bzw. all die anderen als Funktionsräume zu bezeichnenden „Eigenräume der Funktionssysteme“ (Stichweh 2008: 159) im Vergleich zueinander – per se durch ihre fraktale Konstruktionsweise¹⁷¹ und müssen nicht, wie etwa Gebiete, als Eigenräume der Subsysteme segmentärer Differenzierungen, erst an verschiedenen Stellen angeordnet werden, um im Vergleich zueinander ihre Identität im Nebeneinander, und somit räumlich, bestimmen zu können.

Die Identitäten der Funktionsräume sind aus dem Grund von besonderer Relevanz, erfüllen sie doch für die Funktionssysteme die Funktion, auch in der Kommunikation über den Raum zu einer sachthematischen Selbstbezüglichkeit beizutragen, indem sie über die Unterscheidung: dieser Raum/jener Raum, die eigenen Räume von denen der anderen Funktionssysteme unterscheidbar machen. Und die Raumsemantiken der modernen

¹⁷⁰ Man denke hier neben der impressionistischen Landschaftsmalerei auch an den Kubismus und dessen Spiel mit räumlichen Konventionen.

¹⁷¹ ‚Fraktal‘ hier gebraucht im Sinne Baeckers (vgl. 2004a: 234f), der darunter nicht nur Selbstähnlichkeit versteht sondern auch die zum jeweiligen Raum dazugehörige „Bezugssysteme“, „Richtungen“ und „Realitätsansprüche“ (ebd.: 235) mit in den Blick bringt. Ergänzen würde ich die Attribute des fraktalen Raums auch um die jeweiligen Raumsemantiken, denn auch an dem darin typisierten Sinn dokumentiert sich die radikale Selbstähnlichkeit der Funktionsräume der modernen Gesellschaft.

Gesellschaft können dann auch genau dafür herangezogen werden, um diesen Raum von jenem Raum sachlich (nicht aber räumlich) abzugrenzen, weil sie den Kommunikationen der Funktionssysteme in plausibler Art und Weise als bezeichnungsfähige Einheiten zur Verfügung stehen: ein Markt ist keine Landschaft und eine Landschaft ist kein Nationalstaat – obwohl Landschaften in Nationalstaaten gemalt werden und Landschaftsgemälde auf Kunstmärkten als Waren gehandelt werden. Jeweils wird in unterschiedlichen Formen über den Raum kommuniziert. Wo das passiert, das kann als weitestgehend arbiträr angesehen werden. Worauf es aber ankommt, ist, wie jeweils über den Raum kommuniziert wird. Denn die funktions- und codespezifischen Beobachtungen des Raums verhelfen nicht nur dazu, die Funktion für die Gesellschaft zu erfüllen, sondern qua Reflexion auch dazu, dass die Funktionssysteme die eigenen Elemente von denen anderer Funktionssysteme auch in der Kommunikation über den Raum, welche den Raum überhaupt erst hervorbringt, unterscheiden zu können. Und als Raumsemantik situationsübergreifend und höherstufig generalisiert wird der dabei transportierte Sinn von den Funktionssystemen in eine Form gebracht, die unverwechselbar das bezeichnet, was jeweils als Raum konstruiert wird. Seien es Landschaften, Märkte, rechtliche Geltungsbereiche oder der Himmel im Unterschied zur Hölle – Raumsemantiken dienen dazu, das bezeichnen zu können, was als Raum gemeint ist und verhelfen den gesellschaftlichen Strukturen dazu, die Komplexität zu verräumen. Bezeichnend für die Verräumlichung der Komplexität der modernen Gesellschaft entlang der Formel „dieser Raum/jener Raum“ ist nun, das nicht in der Raumdimension zu tun, sondern in der Sachdimension von Sinn. Denn nicht das Hier oder das Dort der Funktionsräume reduziert die Komplexität der Funktionssysteme primär. Sondern die Unterscheidung dies/anderes führt in der modernen Gesellschaft dazu, die Elemente in der Kommunikationen über den Raum selektiv relationieren zu können. Dass die moderne Gesellschaft ihre Komplexität zum Zweck der Abgrenzung aber nicht nur über die Formel „dieser Raum/jener Raum“ reduziert, sondern gemäß ihrer segmentären und stratifikatorischen Zweiftdifferenzierungen auch über die Formeln „hier ja/dort nein“ bzw. „bessere Plätze/schlechtere Plätze“, darauf gilt es in den beiden folgenden Abschnitten hinzuweisen.

V. 2. Die Territorialräume der modernen Gesellschaft

Richtet man das Augenmerk nämlich darauf, zu fragen, welche Rolle die Raumsemantiken der modernen Gesellschaft für die *interne Differenzierung* der Funktionssysteme spielen, so lässt sich am sozialen Gebrauch mancher Raumsemantiken der modernen Gesellschaft beobachten, dass sie *auch* zur segmentären Abgrenzung der Subsysteme der Funktionssysteme beitragen. Wie, darüber können die Überlegungen, die weiter oben zur gesellschaftlichen Funktionserfüllung der Territorialräume angestellt wurden, nähere Auskunft geben.

Territorialräume dienen segmentären Subsystemen der Gesellschaft, wie bereits mehrfach am Beispiel archaischer Gesellschaften angeführt, dazu, jeweils *funktionsgleiche* Systeme über das Prinzip der Territorialität voneinander abzugrenzen. Die Clans der segmentär differenzierten archaischen Gesellschaften verwenden in diesem Sinne ihrer Gebiete, um über die Formel „hier ja/dort nein“ zu einer Kontaktvermeidung der funktionsgleichen Teilsysteme beizutragen. Soziologisch ist die Raumform, auf welcher die Semantik des Gebietes aufruht, als Territorialraum zu bezeichnen.

Was nun die segmentären Subdifferenzierungen mancher Funktionssysteme betrifft (vgl. Luhmann 1997: 760) – also die Bildung von funktionsgleichen Segmenten innerhalb eines Funktionssystems –, so ist auch an der modernen Gesellschaft zu beobachten, dass sich *manche* derart gebildeten Segmente ebenfalls eines Territorialprinzips bedienen, um sich von funktionsgleichen Systemen in ihrer Umwelt abzugrenzen.¹⁷² Funktionssysteme, deren Subsysteme sich segmentär ausdifferenzieren und für ihre Abgrenzung ein Territorialprinzip zur Anwendung bringen, sind das politische System und das Rechtssystem.¹⁷³

So differenziert sich etwa das „weltpolitische System [...] segmentär in Territorialstaaten“ (ebd.). Und im Anschluss an die Territorialstaatlichkeit der politischen Subsysteme ist auch das Rechtssystem intern nach *territorialräumlichen* Gesichtspunkten segmentär differenziert (vgl. ebd.: 166f). Dementsprechend grenzen sich politische und rechtliche Kommunikationen von anderen politischen und rechtlichen Kommunikationen in ihrer gesellschaftsinternen Umwelt insbesondere mit Bezug auf „Raumgrenzen“ (ebd.: 167)

¹⁷² „Manche“ aus dem Grund, weil etwa das Wissenschaftssystem, das intern ebenfalls segmentär differenziert ist, sich in funktionsgleiche, aber forschungstechnisch ungleiche „Disziplinen“ (Luhmann 1997: 761) unterteilt, die nicht regional voneinander getrennt werden (vgl. ebd.).

¹⁷³ Das entsprechende Zitat findet sich bei Luhmann (1997: 809): „Raumgrenzen machen für die auf Universalismus und Spezifikation angelegten Funktionssysteme keinen Sinn – es sei denn als segmentäre Differenzierung (zum Beispiel in politische Staaten) innerhalb von Funktionssystemen.“

voneinander ab. Als Semantiken, die diesbezüglich sinnhaft zum Ausdruck bringen, dass die Grenzen jener Subsystems *räumlich* gezogen werden, sind für das politische System das Staatsgebiet, der Bezirk oder der Distrikt; und für das Rechtssystem der Geltungsbereich zu nennen. An diesen Raumsemantiken kann jeweils abgelesen werden, dass die Wirkmächtigkeit der kollektiv bindenden Entscheidungen des politischen Systems territorialräumlich begrenzt bzw. analog dazu, auch die Rechtsentscheidungen des Rechtssystems, die zu einer Stabilisierung normativen Erwartens beitragen, in ihrer institutionalisierten Geltung räumlich eingeschränkt sind.¹⁷⁴ Strukturell bedeutet das nun, dass zwar überall auf der Welt politisch entschieden bzw. Recht gesprochen wird. Die jeweiligen Entscheidungen und die Geltung der institutionell normierten Erwartungen sind aber in ihrer funktionalen Reichweite räumlich begrenzt: hier gilt das/dort gilt jenes. Und wo das jeweilige Hier oder Dort ist, dass kann über räumliche Grenzen territorial bestimmt werden und findet ihren semantischen Widerhall im Staatsgebiet und im rechtlichen Geltungsbereich. Somit ist es im täglichen sozialen Verkehr möglich, mit den Raumsemantiken Staatsgebiet und rechtlicher Geltungsbereich nicht nur die Unterschiedlichkeit der beiden Räume *funktionalräumlich* zu bestimmen, sondern auch *territorialräumlich* zum Ausdruck zu bringen, dass die jeweiligen politischen und rechtlichen Kommunikationen in ihrer funktionalen Reichweite auf bestimmte Gebiete beschränkt sind. Daraus folgt nun, die Raumsemantiken Staatsgebiet und Geltungsbereich können soziologisch zum einen im Sinne der Raumform Funktionsraum und zum anderen im Sinne der Raumform Territorialraum interpretiert werden. Je nach dem, in welchem Kontext der typisierte Sinn jeweils gebraucht wird: Geht es den Funktionssystemen darum, Staatsgebiete von Märkten abzugrenzen und damit den Raum des politischen Systems von dem des Wirtschaftssystems (bzw. von all den anderen Funktionsräumen der modernen Gesellschaft) zu unterscheiden, um damit, im Rekurs auf den je eigenen Raum zu einer sachthematischen Selbstbezüglichkeit der Funktionssysteme beizutragen, so ist die Raumsemantik „Staatsgebiet“ soziologisch als Funktionsraum zu verstehen. Geht es aber darum, gemäß der „segmentären Zweiftdifferenzierung“ (Luhmann 2002: 223) des politischen Systems in Staaten, einen Staat von einem anderen zu unterscheiden, um damit die politischen Entscheidungen des Staates A von denen des Staates B räumlich diskret

¹⁷⁴ Dass die Geltung von Rechtsentscheidungen auf die politische Durchsetzung angewiesen ist (vgl. Luhmann 1993: 150), ist als Grund dafür anzusehen, wieso die Segmente des Rechtssystems an die Staatsgrenzen der politischen Subsysteme auch räumlich gebunden bleiben (vgl. dazu auch Luhmann 1997: 166f).

abgrenzen zu können, so ist die dafür ebenso gebrauchte Raumsemantik Staatsgebiet, soziologisch als Territorialraum zu verstehen.

Und auch die rechtliche Raumsemantik Geltungsbereich kann in ihrem typisierten Sinn sowohl als Funktionsraum, als auch als Territorialraum interpretiert werden, je nach dem, in welchem Kontext die Raumsemantik im täglichen sozialen Gebrauch zum Einsatz kommen.

Neben den Subsystemen des politischen Systems und des Rechtssystems sind auch *familiale Sozialsysteme* als jeweils funktionsgleiche Segmente anzusehen (vgl. Luhmann 2005m: 191 u. 201). Im Unterschied zum politischen System, zum Rechtssystem und all den anderen Funktionssystemen, sind Familien in der Weltgesellschaft aber nicht im Singular, sondern im Plural anzutreffen.¹⁷⁵ Folglich kann auch Familien attestiert werden, dass deren Abgrenzung ein ‚besonderes Problem‘ darstellt und erklären, wieso auch familiäre Systeme unter anderem auf ein territorialräumliches Prinzip der Abgrenzungen abstellen, wenn es darum geht, sich von anderen Familien in ihrer Umwelt räumlich symbolisiert zu begrenzen (vgl. Drepper 2003: 119). In diesem Sinne merkt dann auch Luhmann (2006: 436; Hervorh. S.K.) an, dass die Familie, um sich von funktionsgleichen Systemen (sprich: anderen Familien) abzugrenzen, in ihrer Selbstbeschreibung inhaltlich auf „[...] Name, Genealogie, oft auch alter *Wohnsitz*“ abstellt. Denn der wohnliche Sitz der Familie kann ebenso zur Identitätsfindung der Familie beitragen und – abseits der Bindung der familialen Intimkommunikationen an bestimmte *Personen* und deren gemeinsame Geschichte – dazu führen, die Familie in ihrer Einheit beschreiben zu können indem sie von anderen Familien *territorialräumlich* abgegrenzt wird: hier der Wohnsitz der einen Familie/dort der Wohnsitz der anderen Familie.

Wichtig für die *territorialräumlichen* Abgrenzungen der Familien und der Staaten (und entlang der Staatsgrenzen auch der Subsysteme des Rechtssystems) ist nun, dass an den Stellen, an denen sich die Familiensitze, Staatsgebiete und Geltungsbereiche jeweils befinden, immer nur ein Raumgebilde des selben Typus zu beobachten ist. – Ist das nicht der Fall und die Staatsgebiete zweier Staaten überschneiden sich territorialräumlich, so kann bekanntermaßen nicht eindeutig geklärt werden, wo die eine Staatsmacht aufhört bzw. die andere anfängt. – Zu tun hat das damit, dass, wie bereits weiter oben im Text erläutert, sich Territorialräume nicht nur dazu eignen, Verschiedenes im Nebeneinander

¹⁷⁵ Denn bekanntermaßen gibt es nicht nur eine Familie auf der Welt – so wie das für das politische System, das Wirtschaftssystem oder die Wissenschaft zu behaupten ist – sondern derer viele.

anzuordnen; sondern *die Anordnung im Nebeneinander konstituiert überhaupt erst die qualitative Verschiedenheit der Räume dieses Raumtypus*. Die Relevanz der räumlichen Exklusivität kann, analog zu den Gebieten archaischer Gesellschaften, nun darin begründet werden, dass sowohl Familien im Vergleich zu anderen Familien als auch die Subsysteme des politischen Systems und die des Rechtssystems im Vergleich zu den übrigen Segmenten jener Funktionssysteme nicht nur strukturell weitestgehend gleich sind, sondern auch deren Räume, mit Hilfe welcher sie sich von den funktionsgleichen Systemen in ihrer Umwelt räumlich abgrenzen, gleich konstruiert werden. So sind etwa Staaten im Vergleich zueinander nicht nur in ihrer Systemhaftigkeit gleich, sondern auch deren Räume (sprich: Staatsgebiete) sind ihrer *Form* nach ident. Aus diesem Grund ist es für die Identität besagter Systeme auch von großer Wichtigkeit, dass sich die Räume der Systeme desselben Typs nicht überschneiden.¹⁷⁶ Nur so kann jene Form der Verräumlichung von Komplexität zur Anwendung gebracht werden, mit Hilfe welcher sich die Familien und die Subsysteme des politischen Systems und des Rechtssystems *segmentär* abgrenzen können: hier ja/dort nein. Hier gelten jene politischen Entscheidungen und Rechtsprüche, dort gelten andere; hier ist der Familiensitz der einen Familie, dort jener der anderen Familie.¹⁷⁷ Und das macht es schlussendlich auch möglich, zu sagen, dass hier die eine Familie ist und dort die andere. Worum es semantisch in den drei besagten Fällen jeweils nun geht, sind *Gebiete*. Sowohl staatliche Hoheitsgebiete, als auch rechtliche Geltungsbereiche und familiäre Wohnsitze verwenden eine Form der sinnhaften Ordnung des Nebeneinanders des Verschiedenen, die erst in der räumlich distinkten Anordnung im Nebeneinander das Verschiedene hervorbringen und damit das *bezeichnenbar* machen, was unter dem Staatsgebiet, dem Geltungsbereich und dem Familiensitz zu verstehen ist. Natürlich können Staaten, Rechtssysteme und Familien auch an anderen Determinanten in ihrer jeweiligen Identität bestimmt werden, etwa der Art der Regierungsform und der Rechtsgesetze; oder die jeweiligen Familienangehörigen, was die Familie betrifft. Nichtsdestotrotz bieten sich aber vor allem für die ersten beide Systeme Namen an, die auf Territorien verweisen: die Republik Österreich bzw. das österreichische Strafrecht, um sie von Systemen desselben Typs (die sich dann freilich an einer anderen Stelle befinden

¹⁷⁶ So auch Luhmann (2002: 190) am Beispiel des Staates: „Da es mehrere Staaten gibt, kommt die Notwendigkeit territorialer Grenzen hinzu.“

¹⁷⁷ Dass es natürlich auch andere Formen des familialen Zusammenlebens gibt, Kommunen etwa, verlagert die räumliche Abgrenzung der Familien in jeweils unterschiedliche Räume oder sonst wie baulich getrennte Wohnbereiche: in Gemeinschaftsräumen wird zusammen gefeiert und über Probleme des kollektiven Zusammenseins beraten – bzw. gestritten. Die Intimkommunikation, als Operationstypus des Sozialsystems Familie, findet meinen eigenen Beobachtungen zur Folge aber auch in Kommunen oder anderen alternativen Wohnformen in räumlich getrennten Bereichen statt.

müssen) kommunikativ zu unterscheiden. Aber auch den Familiensitz betreffend ist es plausibel, eine räumliche Abgrenzung heranzuziehen, um die jeweiligen Familien in ihrer Identität auf einfachste Weise bestimmbar zu machen: etwa die Verwandten in Linz im Unterschied zu jenen in der Steiermark.

Das bedeutet nun, die Operationen der Staaten, die Operationen der Segmente des Rechtssystems und die Operationen der Familien verwenden die komplexitätsreduzierende Formel „hier ja/dort nein“ um sich durch eine selektive Verknüpfung der Elemente von einer Umwelt abzugrenzen, in der auch an anderen Stellen und somit von anderen Systemen desselben Typs politisch entschieden, Recht gesprochen oder intim kommuniziert wird. Der Raum der dafür herangezogen wird, um jene Unterschiede *räumlich* festzumachen, ist soziologisch als Territorialraum zu bezeichnen und semantisch als Gebiet. Die Funktion, die im Zuge dessen vom Raum erfüllt wird, kann im Fall des politischen Systems und des Rechtssystems jedoch *nicht* wie zuvor an tribalen Gesellschaften erläutert und auch für moderne Familien nachvollziehbar, als Kontaktvermeidung beschrieben werden¹⁷⁸ – obwohl es auch bei den beiden erstgenannten Systemen um die Reichweite der gesellschaftlichen Funktionserfüllung geht. Eher ist es den politischen und rechtlichen Kommunikationen sozialer Systeme, die sich in der modernen Gesellschaft strukturell auf einen Territorialraum beziehen und mit Hilfe der Unterscheidung hier ja/dort nein ihre Operationen räumlich begrenzen, darum zu tun, nicht andere Elemente aus-, sondern primär eigene Elemente einzugrenzen. Von daher ist die Funktion des Territorialraums in der modernen Gesellschaft für die Subsysteme des politischen Systems und des Rechtssystems eine solche, die eine *Limitierung der funktionalen Reichweite der Operationen der Segmente auf ein bestimmtes Gebiet herbeiführt*.¹⁷⁹ ‚Funktionale Reichweite‘ aus dem Grund, weil ja die politischen

¹⁷⁸ Für den Fall der Familie und deren territorialräumlich erreichte Kontaktvermeidung siehe das Zitat Dreppers (2003: 119): „Familien kommunizieren die Höchstrelevanz der Person in den eigenen (oder gemieteten) vier Wänden“. Was den Wohnsitz betrifft, so ist jener auch von dem weiter oben im Text angeführten Raum der Anwesenden zu unterscheiden, den Interaktionssysteme konstruieren um sich von ihrer Umwelt abzugrenzen. Selbstverständlich können die eigenen vier Wände auch in die interaktionsförmig vollzogene Konstruktion des Anwesenheitsraumes mit einfließen. Dass jedoch der Wohnsitz nicht primär Anwesenheitsraum ist, sondern nur als solcher von Interaktionssystemen genutzt wird, erklärt sich damit, dass der Wohnsitz auch dann noch gegeben ist, wenn die ephemeren familialen Intimkommunikationen unterbrochen werden – etwa wenn die Angehörigen der Familie untertags in der Arbeit und der Schule sind. Es handelt sich beim Wohnsitz also nicht bloß um einen Anwesenheitsraum, der in seiner Existenz an die Bestandsdauer des ihn hervorbringenden Interaktionssystems gebunden bleibt, sondern um einen Raum der Gesellschaft.

¹⁷⁹ Zu tun hat das etwa bei Nationalstaaten damit, „[...] dass sich der Nationalstaat aus einer Dekomposition der Weltgesellschaft ergibt“ (Stichweh 200d: 57) und sich somit die Operationen des politischen Systems im Rahmen ihrer nationalstaatlichen Subdifferenzierungen in ein bereits bestehendes System einzubetten haben.

Entscheidungen der Staaten massenmedial verbreitet potentiell in der ganzen Welt rezipiert werden können. Jedoch ist die Geltung und Wirkmächtigkeit der politischen Entscheidungen der Staaten bzw. die darin getätigten Rechtsprüche im Gegensatz dazu auf ein bestimmtes Staatsgebiet (bzw. Staatsvolk) in seiner jeweiligen *Funktion begrenzt*.

Bezeichnend für all die territorialräumlich gebildeten Gebietssemantiken der modernen Gesellschaft, in den Selbstbeschreibungen in der Form von Staatsgebieten, Geltungsbereichen und Familiensitzen anzutreffen, ist nun, dass die Unterscheidung der jeweiligen Räume in der Raumdimension von Sinn zu suchen ist und es von daher insbesondere auf die räumlich exklusive Handhabung der Räume ankommt.

Neben diesen eben diskutierten Raumsemantiken, die der segmentären Subdifferenzierung innerhalb der Funktionssysteme dienen und mit Staatsgebiet, Geltungsbereich und Familiensitz zu benennen sind, gibt es in der modernen Gesellschaft jedoch noch eine weitere und mindestens ebenso prominente Semantik des Raums, deren Sinnverarbeitungsregel sich in gleicher Weise an einer territorialen Raumform orientiert und analog zum Staatsgebiet oder Geltungsbereich ebenso zu einer räumlich exklusiven Relationierung gesellschaftlicher Kommunikationen beiträgt: die *Region*. Denn auch bei Regionen – die „[...] auf Basis räumlicher und kommunikativer Nähe, kultureller und sprachlicher Kontiguität“ (Stichweh 2000b: 200) zu einer strukturellen Kopplungen zwischen den Funktionssystemen führen (Stichwort: Regionalisierung¹⁸⁰) und somit funktional als „Kontaktverdichtungen“ (Stichweh 2000e: 124) zwischen den Kommunikationen der Funktionssysteme beschrieben werden können (vgl. Stichweh 2000b: 200 u. Kuhm 2003b: 189), erfolgt die territorialräumliche Begrenzung der strukturell miteinander verkoppelten Elemente der Funktionssysteme über die räumliche Reduktionsformel „hier ja/dort nein“. Es geht also auch bei Regionen um einen segmentär

Und parallel dazu demnach auch die Operationen des Rechtssystems. Und gerade weil die Nationalstaaten ihre politische Macht und rechtliche Geltung auf ein bestimmtes Gebiet reduzieren, und somit nicht Anspruch auf die Territorien anderer Staaten erheben, werden sie von eben jenen anderen Staaten auch anerkannt. Zur Wichtigkeit der gegenseitigen Anerkennung für die Legitimität der Nationalstaaten siehe Luhmann (2002: 225); Ferner erfüllt die territoriale Eingrenzung der politischen Subsysteme den Zweck, die Wahrscheinlichkeit zu verringern, „[...] dass andere Funktionssysteme ‚politisiert‘ werden“, so wie das Luhmann (ebd.: 223) in dem Zusammenhang andenk.

¹⁸⁰ Regionalisierung hier gemeint im Sinne Kuhms (2003b: 182), wonach die Konstruktion von Regionen darauf zurückzuführen ist, dass „[...] eine Vielzahl eigenselektiver Ereignisse in mehreren Funktionssystemen von einem Beobachter entlang von Leitunterscheidungen wie nah/fern, hier/woanders oder global lokal einer der Seiten zugerechnet wird“. Dass Regionalisierungsprozesse nicht unmittelbar nur von organisierten Sozialsystemen ausgehen, wie das Kuhm attestiert, sondern ihren Ausgang auch von Interaktionssystemen nehmen können, das beschreibt Filippov (vgl. 2000: 404).

differenzierten Sachverhalt. Ein Datum, das Nassehi (2002: 221; Hervorh. S.K.) wie folgt auf den Punkt bringt: „Prinzipiell könnte ich überall investieren, publizieren, an kollektiv bindende Entscheidungen appellieren oder ästhetische Formen kritisieren, *aber dass ich es hier und nicht dort tue*, ist zumindest wahrscheinlich.“ Denn warum es ‚wahrscheinlich‘ ist, also strukturell bedingt und somit erwartbar, etwas hier und nicht dort zu tun, das hat wie gesagt *auch* mit Regionen zu tun, *da sie zu einer territorialräumlichen Verdichtung der Kommunikationen der Funktionssysteme führen und somit auch für die prinzipiell raumungebundenen Kommunikationen der Funktionssysteme Unterscheidungen in der Raumdimension relevant werden lassen*. Wieso das so ist, hat einem Vorschlag Kuhms (vgl. 2000a: 341) folgend, mit der Systembildungsebene *Organisation* zu tun. Weil auf die Frage, wie es prinzipiell zu Kontaktverdichtungen der Kommunikationen der Funktionssysteme kommen kann, die sich für ihre Selektionen des räumlichen Schemas der Nähe bedienen, zu antworten ist, dass es den Organisationen geschuldet ist, da zum einen nur Organisationen eine strukturelle Kopplung von Funktionssysteme herbeiführen können (vgl. Luhmann 1994: 195) und zum anderen, da im Gegensatz zu den Funktionssystemen nur Organisationen qua Standort über eine räumlich zu interpretierende Adresse verfügen (vgl. Luhmann 2006: 422f u. Drepper 2003: 119) auf welche die Funktionssysteme für ihre *regionale* Schematisierung von Nähe vs. Ferne der Kommunikationen zugreifen können. Daraus folgt nun, dass es zwar die unter Gesichtspunkten der Nähe miteinander verkoppelten Kommunikationen der Funktionssysteme sind, die zu regionalen Unterschieden in der Weltgesellschaft führen. Möglich sind jene räumlich strukturierten Unterschiede aber nur vermittelt Organisationen, ihres Standortes und ihrer Fähigkeit, „[...] mit Systemen in ihrer Umwelt zu kommunizieren“ (Luhmann 1997: 834).

Für den Zusammenhang dieses Kapitels meiner Arbeit relevanter ist aber, dass auch Regionen räumlich exklusiv zu denken sind – auch wenn für unterschiedliche Funktionssysteme unterschiedliche regionale Grenzen gelten mögen (vgl. Stichweh 2000b: 200) – und somit die Bezeichnung *Region als Gebietssemantik des Raums* zu typisieren ist. Was soviel bedeutet, dass erst und nur im räumlich exklusiv zu konzipierenden Nebeneinander die eine Region im Vergleich mit den anderen Regionen ihre sinnhafte Identität gewinnt und Regionen vermittelt ihrer territorialen Raumform dazu herangezogen werden können, die Elemente der Funktionssysteme über die Formel „hier ja/dort nein“ räumlich selektiv miteinander zu relationieren (sprich: strukturell zu verkoppeln). Wer nun aber die Instanz ist, welche die politischen Entscheidungen, wirtschaftlichen Zahlungen, religiösen Kommunikationen etc. in erwartbarer Weise und in räumlicher Nähe selektiv

miteinander relationiert, kann an der Systembildungsebene Organisation festgemacht werden. Denn Organisationen können nicht nur mit in anderen Funktionssystemen anzusiedelnden Organisationen kommunizieren und somit zu einer strukturellen Kopplung der Subsysteme der modernen Gesellschaft beitragen, sondern sie haben auch einen Standort, der im Vergleich zu anderen Standorten über das Dual: Nähe/Ferne räumlich schematisiert und somit besagte Regionalisierung operativ hergestellt werden kann. Ein Sachverhalt der auch in einem räumlichen Kontext auf die Wichtigkeit der Organisationen für die moderne Gesellschaft hinweist.¹⁸¹

Aus dem Gesagten folgt nun, dass es auch in der modernen Gesellschaft Territorialräume gibt – obwohl die Raumform Territorialraum gesellschaftsstrukturell recht eindeutig mit der segmentären und von daher als historisch zu bezeichnenden Differenzierungsform tribaler Gesellschaften in Verbindung zu bringen ist. Semantisch dokumentiert sind jene Territorialräume im gesellschaftlichen Typenvorrat als Staatsgebiete, Geltungsbereiche, Familiensitze und Regionen. Somit stehen jene Raumsemantiken auch der räumlich strukturierten Reduktionsformel „hier ja/dort nein“ als bezeichnungsfähige Einheiten zu Verfügung, um auch die Elemente der modernen Gesellschaft räumlich exklusiv, also nach territorialen Gesichtspunkten relationieren zu können. Ferner konnte in diesem Abschnitt erneut gezeigt werden, dass die spezifischen Formen der Verräumlichung von Komplexität an bestimmte Formen der gesellschaftlichen Differenzierung gebunden sind und auch die entsprechende Raumform sich an den jeweilig Struktur sozialer Systeme auszurichten hat – im eben beschriebenen Kontext die Formel „hier ja/dort nein“ etwa an eine segmentäre Form der Differenzierung gebunden ist und somit eine territoriale Raumform für die Abgrenzungsfunktion des Raums heranzuziehen ist. Zu tun hat das damit, dass die Funktion des Raums mit der Form des Raums kompatibel zu sein hat.

Im nächsten Abschnitt soll gezeigt werden, dass es auch in der modernen, primär funktional differenzierten Gesellschaft Räume gibt, die ihrer Form nach explizit von stratifizierten gesellschaftlichen Subsystemen herangezogen werden, um die Strata der modernen Gesellschaft (gemäß der dafür kennzeichnenden Formel der Verräumlichung von Komplexität: bessere Plätze/schlechtere Plätze) voneinander abzugrenzen können.

¹⁸¹ Die Relevanz der Organisationen in Bezug auf die Einführung räumlicher Unterschiede in die Kommunikationen der modernen Gesellschaft beschreibt Kuhm (vgl. 2000b: 72f) andernorts auch am Beispiel von Inklusion/Exklusion in die Funktionssysteme der modernen Gesellschaft.

V. 3. Die Distinktionsräume der modernen Gesellschaft

Ebenso wie es in der modernen, primär funktional differenzierten Gesellschaft noch Formen segmentärer Differenzierung gibt, so ist auch „Schichtenbildung“ (Luhmann 1997: 776) als sekundäre Form gesellschaftlicher Differenzierung nach wie vor anzutreffen (vgl. ebd.: 772).¹⁸² Jedoch sind die „[...] krasse[n] Unterschiede der Lebenschancen“ (ebd.: 774) Luhmann (vgl. ebd.) zufolge in der modernen Gesellschaft nicht mehr das Leitprinzip sozialer Differenzierung, sondern vielmehr „[...] Nebenprodukte des rationalen Operierens der einzelnen Funktionssysteme“ (ebd.). Denn produziert wird die soziale Ungleichheit in Bezug auf Güterbesitz und Lebenschancen in der modernen Gesellschaft durch die unterschiedlichen schulischen und beruflichen Karriereverläufe der Individuen. Und im Unterschied zur Stratifikation hochkultureller Gesellschaften geht demzufolge die jeweilige Manifestation sozialer Ungleichheiten heutzutage auch nicht mehr ausschließlich in den Familien vonstatten, sondern sie konstituiert sich größtenteils in den Organisationen des Erziehungs- und des Wirtschaftssystems (vgl. ebd. u. Luhmann 1985: 145). Demnach ist die soziale Ungleichheit der Individuen, was etwa deren Besitz an materiellen Gütern bzw. das jeweilige Vorhandensein an Lebenschancen betrifft, in der modernen Gesellschaft auf die Logik der Funktionssysteme und deren organisierte Operationsweise zurückzuführen. Gleichzeitig bieten die Funktionssysteme aber keinerlei Handhabe, jene von ihnen erzeugte Ungleichheit auch zu organisieren (vgl. Luhmann 1985: 145). Diese Funktion erfüllt in der modernen Gesellschaft Schicht- bzw. Klassenbildung¹⁸³, indem sie die „[...] Verteilung der Verteilung“ (ebd.: 129) reguliert. Nichtsdestotrotz ist die moderne Gesellschaft wegen ihrer primär funktionalen Differenzierungsform in ihrem Fortbestand auf Schichtbildung prinzipiell „[...] nicht mehr angewiesen“ (Luhmann 1997: 774). Nüchtern und überspitzt zugleich formuliert bringt das Luhmann (1985: 131) in seiner Beschreibung des interaktiven Verhaltens der Oberschicht wie folgt auf den Punkt: „Wenn sie [die Angehörige der Oberschicht; Anm. S.K.] einkaufen, kaufen sie so ein wie jedermann einkaufen würde. Wenn sie lieben, lieben sie so, wie jedermann lieben würde. Nur geht es eben um teurere Objekte und schönere Partner.“

¹⁸² „Funktionale Differenzierung erzwingt keinen Verzicht auf Schichtung“ (Luhmann 1985: 130).

¹⁸³ Luhmann (vgl. 1985: 131) subsumiert den Begriff der Klasse unter den der Schicht, wobei Klassen ein „[...] Sonderfall des Schichtungssystems“ (ebd.) darstellen. Beide sind, was die soziale Differenzierung der Gesellschaft betrifft, als Formen der Stratifikation zu bezeichnen, mit dem historisch qualitativen Unterschied, dass Klassen ein „[...] generelleres, weniger zupackendes Ordnungsprinzip als die Strata der stratifizierten Gesellschaften“ (ebd.) sind.

Worum es Schichtung und Klassenbildung in der modernen Gesellschaft also konkret zu tun ist, kann zum Einen mit einer „[...] Gruppenbildung im Hinblick auf eine Differenz von besser und schlechter“ (ebd.) erklärt werden. Und zum anderen damit, dass mit dieser Art der *Gruppenbildung* ein *schichtspezifischer Verteilungsmechanismus* einhergeht, der bewirkt, dass genau jene Individuen, die in einem funktionssystemspezifisch organisierten Kontext bereits ein hohes Maß an Gütern erworben haben – sei es Geld, erfolgreich verlaufende Karrieren oder häufige Erwähnung in den Massenmedien (vgl. ebd.: 145) – sich wiederum mit Statusgleichen gruppieren und aus dem Grund in verstärktem Ausmaß von der schichtspezifischen Güterregulierung profitieren. Oder mit anderen Worten: Clusterbildung via Schichtprinzip führt dazu, dass die Verteilung der Verteilung das bevorzugt, „[...] was in anderen Hinsichten schon bevorzugt ist“ (ebd.). Denn wer etwa viel Geld hat, der erlangt Zutritt zu den höheren Kreisen und trifft innerhalb jener auch vermehrt Möglichkeiten an, seinen „Reichtum“, sein „Ansehen“, seine „Beweglichkeit und Partizipationschancen“, seine „Informiertheit“, seinen „Lebensgenuss“ oder seine „Lebenssicherheit“ (Luhmann 1985: 130) weiter zu steigern. Wichtig für das prozesshafte Funktionieren *schichtspezifischer Gruppenbildung* ist vor allem, dass sozialen Klassen „[...] Gruppen [...] von Statusgleichen [sind], deren Mitglieder einander bevorzugen, wo immer es um die Selektion von Interaktionspartnern geht“ (Kieserling 2008: 14).

Anhand der selektiven Kontaktverdichtung unter Statusgleichen lässt sich erklären, wie es technisch gesehen zu einer schichtspezifischen Gruppenbildung kommt. Wie aber lässt sich erklären, dass Statusgleiche einander auch als solche erkennen können? Für die Beantwortung dieser Frage sind in klassisch soziologischer Manier die Attribute Einkommen, Bildungstitel, Beruf, soziale Kontakte, ethnische Zugehörigkeit, Geschlecht und Lebensstil zu nennen. Aber nicht nur an jenen multidimensional einzuordnenden und sich gegenseitig potenzierenden Determinanten sozialer Ungleichheit kann in der modernen Gesellschaft abgelesen werden, welcher Schicht die Individuen jeweils zuzuordnen sind, sondern – so die hier im Anschluss an Bourdieu (vgl. 1991: 26) vertretene These – auch an räumlichen Gesichtspunkten kann von den Individuen mehr oder weniger eindeutig festgestellt werden, ob mögliche Interaktionspartner der Ober- oder der Unterschicht angehören. *Denn Zugehörigkeit zur Gruppe der Ober- bzw. der Unterschicht*, so die im Weiteren zu entwickelnde Argumentationslinie, kann auch *durch eine räumliche Nähe zu den typischen Aufenthaltsorten der entsprechenden Gruppe*

visibilisiert werden.¹⁸⁴ Wie das im Detail vonstatten geht, das kann soziologisch mit der Funktionsweise des Distinktionsraums rekonstruiert und über die Formel der Verräumlichung von Komplexität, die der stratifizierten Differenzierungsform zu eigen ist, systemtheoretisch begründet werden¹⁸⁵: Zugehörigkeit zur Oberschicht manifestiert sich *räumlich* auch in der modernen Gesellschaft daran, dass die Individuen sich bevorzugt an solchen Orten aufhalten, die symbolisch als bessere Plätze gehandhabt werden. An jenen als „besser“ zu bezeichnenden Orten kommt es dann schlussendlich auch zu einer *räumlich organisierten Kontaktverdichtung unter Statusgleichen*: Die Oberschicht trifft sich in der VIP-Lounge der Sportarena, währenddessen die Unterschicht auf den Rängen für eine authentische Atmosphäre sorgt.

Jedoch ist auch in der modernen Gesellschaft der Distinktionsraum (respektive die in ihm enthaltenen besseren und schlechteren Plätzen) nicht nur als räumlicher Ausdruck der jeweiligen Schichtzugehörigkeit zu interpretieren, sondern der Distinktionsraum trägt mithin auch zur Schichtbildung bei, als er Plätze ausweist, die sich in besonderem Maße als Orte der Kontaktverdichtung eignen. An jenen kann dann auch die interaktiv vollzogene Schichtenbildung gelingen, weil die Individuen wissen, wo sich Ihresgleichen in typischer Weise aufhält und – auch das ist wichtig – wo nicht. Zu denken ist hier etwa an gute oder schlechte Wohngegenden,¹⁸⁶ Privatschulen oder öffentliche Schulen, Gourmetlokale oder Wirtshäuser etc., die sich gemäß der komplexitätsreduzierenden Formel „bessere Plätze/schlechtere Plätze“ beobachten lassen und dadurch den Weg freigeben, eine räumlich organisierte Kontaktverdichtung unter Statusgleichen prozessieren zu können. Selbstverständlich sind die besseren oder die schlechteren Plätze nicht von Natur aus solche, sondern wie alle Räume sozialer Systeme als ausschließlich sozial konstruiert zu denken. Bei der Konstruktion der Distinktionsräume ist die räumliche Anordnung der Plätze bzw. Orte von besonders von hoher Relevanz, da auch sie dazu beiträgt, die bevorzugten Aufenthaltsorte der Schichten symbolisch qualifizieren zu können. Zu denken ist hier etwa an die räumliche Anordnung des Publikums in Theatern, Konzertsälen oder Sportstätten, wo die Nähe oder Ferne zur Darbietung oder zum Geschehen erkennbar macht wo sich die als jeweils als gut oder schlecht zu bezeichnenden

¹⁸⁴ Ich beziehe mich hier auf Bourdieu (2001: 173), der in Bezug auf die Individuen, im Kontext des Wechselspiels zwischen ‚sozialem-‘ und ‚physischem Raum‘ davon ausgeht, dass „[...] es niemanden [gibt], der nicht durch den Ort charakterisiert wäre, an dem er mehr oder weniger ständig situiert ist“.

¹⁸⁵ Selbst wenn dafür auch Überlegungen aus der Klassentheorie Bourdieus (vgl. 1991 u. 1985) herangezogen werden. Für Unterschiede und Gemeinsamkeiten in den Gesellschaftstheorien Bourdieus und Luhmanns – wenn auch primär aus einer systemtheoretischen Perspektive verfasst und mit demonstrativer (resp. intentionaler?) Betonung der Gemeinsamkeiten der beiden Ansätze – siehe den Sammelband herausgegeben von Nassehi/Nollmann (2004).

¹⁸⁶ Als Beispiel für (quasi institutionalisierte) besserer Wohngegenden sind „Gated Communities“ zu nennen.

Plätze befinden, was natürlich am Preis ebenso abgelesen werden kann. Ferner gibt die Anordnung der Plätze in der Raumdimension von Sinn, die sich dabei der Unterscheidung oben/unten bedient, ebenso einen räumlich konstituierten Anhaltspunkt, welche Plätze jeweils als bessere und welche als schlechtere bezeichnet werden können (vgl. Bourdieu 1991: 27). So bezieht der Chef des Unternehmens sein Büro zumeist in den obersten Stockwerken des Firmengebäudes.¹⁸⁷

Wichtig bei all dem ist nun, dass der Distinktionsraum auch in der modernen Gesellschaft dazu beiträgt, dass sich die jeweiligen Schichten gemäß ihres bevorzugten Aufenthaltsortes über die Formel „bessere Plätze/schlechtere Plätze“ beobachten und hierarchisch nach Ober- bzw. Unterschicht konfigurieren können. Weshalb sich der bevorzugte Aufenthaltsort¹⁸⁸ als Indikator für Schichtzugehörigkeit eignet, hat mit dem Phänomen der Schichtenbildung selbst zu tun, da sich die interaktive Kommunikationsverdichtung der statusgleichen Mitglieder einer Schicht ja an einem Ort zu vollziehen hat.

Jenen Orten, an denen sich regelmäßig und somit in erwartbarer Weise eine schichtspezifische Kontaktverdichtung einstellt, ist ein bestimmter Schichtindex eingeschrieben, der dazu beiträgt, bestimmte Orte als bessere bzw. als schlechtere im Gedächtnis der Gesellschaft zu erinnern. Die sich daraus ergebende Konsequenz beschreibt Bourdieu (vgl. 1991: 32f) als „Klub-Effekt“ bzw. als „Ghetto-Effekt“ (ebd.: 32): Je nach dem, ob man sich an besseren oder an schlechteren Plätzen aufhält, an denen also entweder die Ober- oder die Unterschicht verkehrt, hat das den Effekt, von der schichtspezifischen ‚Verteilung der Verteilung‘ entweder positiv oder negativ bedacht, bevorzugt oder benachteiligt zu werden (vgl. dazu auch Schroer 2006: 99).

Die Funktion, die der Distinktionsraum für die Schichtabgrenzung in der modernen Gesellschaft spielt, kann zum einen, wie weiter oben auch den primär stratifizierten Gesellschaften attestiert, als *Visibilität* beschrieben werden. Denn die vom Distinktionsraum erreichte Visibilität macht es möglich, dass sich die unterschiedlichen Schichten durch ihre bevorzugten Plätze (bessere vs. schlechtere Plätze) voneinander

¹⁸⁷ Obwohl das selbstverständlich nicht ausschließlich als Schichtzugehörigkeit, sondern vielmehr als symbolischer Ausdruck von Autorität und Macht gedeutet werden kann. Vgl. zu dem Thema Drepper (2003: 109ff): „Hierarchien leben von räumlich aufgeladenen Symbolisierungen: Wer steht über wem? Wer sitzt wo?“ (ebd.: 112);

¹⁸⁸ „Bevorzugt“ aus dem Grund, weil man sich ja an vielen Plätzen aufhalten muss, die man sich nicht ausgesucht hat und von daher auch schlecht dafür herangezogen werden können, über den Schichtstatus Auskunft zu geben. Wohingegen der Ausdruck „bevorzugt“ darauf hinweist, dass der Aufenthaltsort im Distinktionsraum, zumindest was die Oberschicht betrifft, freiwillig gewählt wurde und somit auch andere örtliche Alternativen zur Verfügung gestanden wären, die man ebenso hätte aufsuchen können. Es geht also um einen Motivverdacht.

unterscheiden und hierarchisch beobachten können. Zum anderen erfüllt der Distinktionsraum in der modernen Gesellschaft auch eine Funktion, die an der grundlegenden Funktionserfüllung der stratifizierten Subdifferenzierung teilhat: Distinktionsräume sind essentieller Bestandteil der ‚Verteilung der Verteilung‘, als sie über den „Klub-Effekt“ bzw. den „Ghetto-Effekt“ (Bourdieu 1991: 32) dazu beitragen, dass diejenigen bevorzugt werden, die in anderen Hinsichten ohnehin schon bevorzugt werden; und jene, die als benachteiligt zu gelten haben, zusätzlich benachteiligt. Als Begründung für letztere Funktion ein Zitat Bourdieus zum „Klub-Effekt“, das für den von mir behandelten Kontext auch aus einer systemtheoretischen Perspektive hohes Erklärungspotential aufweist: „Der Ghetto-Effekt ist das genaue Gegenteil des Klub-Effekt: Während das Nobelviertel wie ein auf aktiven Ausschluss unerwünschter Personen beruhender Klub funktioniert und jeden seiner Bewohner symbolisch erhöht, indem es ihm erlaubt, am akkumulierten Kapital aller in ihm Wohnenden zu partizipieren, degradiert das Ghetto symbolisch seine Bewohner, indem es in einer Art Reservat Akteure sammelt, die, aller Trümpfe ledig deren es bedarf, um bei den diversen sozialen Spielen mitmachen zu können, nichts anderes gemeinsam haben als ihre gemeinsame Exkommunikation. Neben der Stigmatisierung führt die räumliche Zusammenfassung an einer im Nichtbesitz homogenen Population noch zu vertiefter Deprivation“ (Bourdieu 1991: 32f).

Als diesbezügliche Raumsemantiken sind nun der *Klub* und das *Ghetto* zu nennen. Jene beiden verhelfen in der schichtspezifischen Kommunikation dazu, das zu bezeichnen, was jeweils unter besseren oder schlechteren Plätzen zu verstehen ist – und das nicht nur die Wohngegend betreffend. Beide Raumsemantiken ruhen in ihrer Konstruktion auch dem Distinktionsraum auf, der soziologisch als ein einheitlicher Raum zu beschreiben ist, dem sowohl bessere als auch schlechtere Plätze inhärent sind. Da sowohl die besseren als auch die schlechteren Plätze mit den Mitteln der Architektur symbolisch bezeichnet werden, eignet sich der Distinktionsraum aus dem Grund auch dazu, die bevorzugten Aufenthaltsorte der Ober- bzw. der Unterschicht beobachten und qualitativ bewerten zu können.

V. 4. Zusammenfassung: die Territorial-, Distinktions- und Funktionsräume der modernen Gesellschaft

Das Kapitel zusammenfassend lässt sich nun sagen, dass sowohl an der aktuellen Existenz von Territorialräumen als auch an jener von Distinktionsräumen soziologisch zu beobachten ist, dass die moderne Gesellschaft für ihre internen Begrenzungen auch auf Raumformen zurückgreift, die im Vergleich mit anderen Typen von Gesellschaft als historisch zu bezeichnenden sind. Zu tun hat das mit der segmentären bzw. stratifikatorischen Subdifferenzierung der modernen Gesellschaft und den mit jenen Differenzierungsformen einhergehenden Arten der Verräumlichung von Komplexität zum Zwecke der Abgrenzung. Jenen Arten der Verräumlichung von Komplexität und der damit je unterschiedlich geleisteten Abgrenzungsfunktion des Raums ist es demnach geschuldet, wieso es in der modernen Gesellschaft zu einer ‚Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‘ kommt: Der soziale Gebrauch von Territorialräumen, Distinktionsräumen und Funktionsräumen findet demnach in der modernen Gesellschaft – metaphorisch gesprochen – in einem zeitlichen Nebeneinander statt, nicht jedoch in einem räumlich zu interpretierenden Nebeneinander. Ferner bedienen die unterschiedlichen Räume unterschiedliche Funktionen für die moderne Gesellschaft in Bezug auf die Begrenzungen der Subsysteme:

Die in einem segmentären Kontext anzusiedelnden *Territorialräume*, semantisch in einem übergeordneten Sinne als Gebiete zu bezeichnen und sich als Staatsgebiet, rechtlicher Geltungsbereich und Familiensitz in den Wissensvorrat der modernen Gesellschaft einschreibend, erfüllen für die moderne Gesellschaft die Funktion, die funktionale Reichweite der Operationen der entsprechenden Segmente auf ein bestimmtes Gebiet zu limitieren. Möglich wird das über die komplexitätsreduzierende Formel „hier ja/dort nein“ und geschieht in der Raumdimension von Sinn.

Wohingegen die *Distinktionsräume* den Schichten, die auch in der modernen Gesellschaft in der Form einer stratifikatorischen Subdifferenzierung von Belang sind, dazu verhelfen, Visibilität für die Ober- und die Unterschicht herzustellen und an der ‚Verteilung der Verteilung‘ zugunsten einer ‚Bevorzugung der Bevorzugten‘ mitzuwirken. Um die Verräumlichung von Komplexität in einem stratifizierten Sinne gelingen zu lassen und jene beiden Funktionen erfüllen zu können, stehen die Semantiken „Ghetto und Klub“ beispielhaft dafür, wie in der Kommunikation die dafür nötige Bestimmung von besseren bzw. schlechteren Plätze gelingen kann und somit höherstufig generalisiert auch jenes Wo bezeichnenbar wird, an dem ein bestimmtes Verhalten im Hinblick auf ein hierarchisch geschichtetes Oben und Unten zu erwarten ist. Vor allem der Sozialdimension von Sinn ist

es dabei zu verdanken, die entsprechenden Orte und Plätze als bessere oder schlechtere ausweisen zu können.

Aber auch in Bezug auf die primär funktionale Differenzierungsform der modernen Gesellschaft konnte am Beispiel der *Region* gezeigt werden, dass es für die funktionale Reichweite der funktionssystemspezifischen Kommunikationen einen Unterschied macht, wo sie jeweils stattfinden. Als Erklärung dafür ist die Systembildungsebene Organisation zu nennen, welche die Operationen der Funktionssysteme (bei Bedarf) entlang der Unterscheidung: nah/fern in der Nähe strukturell miteinander verkoppelt. Demzufolge macht es auch für die Operationen der Funktionssysteme einen Unterschied, ob etwas hier (sprich: nah) oder dort (sprich: fern) geschieht. In diesem Sinne ist auch die Semantik der Region und die dabei transportierte Raumform soziologisch als *Territorialraum* zu bezeichnen. Und die Funktionserfüllung der Region stellt passend dazu auch auf eine segmentäre Form der Verräumlichung von Komplexität ab und vollzieht sich ferner, ebenso wie ähnlich gelagerte Raumfunktionen segmentär differenzierter sozialer Systeme, in der Raumdimension von Sinn.

Was aus dem Vorhandensein von Territorialräumen und Distinktionsräumen auch in der modernen Gesellschaft zu folgern ist, darauf machen die damit jeweils erfüllten Funktionen aufmerksam. Denn mit Hilfe von Territorial- und Distinktionsräumen werden in der modernen Gesellschaft Probleme gelöst, die zwar von und mit den Operationen der Funktionssysteme, quasi als deren Nebenprodukte, in die Welt gesetzt werden, jedoch nicht weiter mit eben diesen Operationen auch reguliert werden könnten. So tragen Ghettos und Klubs etwa dazu bei, einen Ort angeben zu können, an dem sich die selektive Kontaktverdichtung unter Statusgleichen interaktiv vollziehen kann. Dadurch wird der Regulierung der Verteilung der Güter und Lebenschancen ein räumliches Substrat an die Seite gestellt, mit dem Effekt, dass die sich an den besseren Plätzen befindlichen Gruppen zusätzlich bevorzugt und die an den schlechteren Plätzen sich aufhaltenden Gruppierungen zusätzlich benachteiligt werden.¹⁸⁹ Und mit dem Hinweis auf bestimmte Regionen kann sich auch die Weltgesellschaft für die Generierung interner Unterschiede auf Differenzen beziehen, die dazu beitragen, dass es einen Unterschied macht, ob ich etwas hier tue oder dort. Denn je nach dem, wo die Standorte der Organisationen sich zu entsprechenden Clustern verdichten, kann es *regional* von Vor- oder von Nachteil sein, zu investieren, zu forschen, Krieg zu führen, Sport zu treiben oder eine Familie zu gründen. Und das auch

¹⁸⁹ Ich denke hier an Dangschatz (1998: 71) Formulierung über „benachteiligte“ und „benachteiligende“ Räume – etwa die Wohnquartiere in den Banlieues rund um Paris.

dann, wenn die Funktionssysteme der modernen Gesellschaft ihre Operationen nicht primär entlang räumlicher Muster strukturieren, sondern die Grenzen zwischen den Funktionssystemen mittels sachlicher Unterscheidungen reguliert werden. Prozesse der Regionalisierung widersprechen dem funktionalen Leitprinzip der modernen Gesellschaft zwar nicht, lenken die Blicke aber darauf, dass die Systembildungsebene Organisation einen entscheidenden Beitrag zur Strukturierung der Gesellschaft leistet, weil sie funktional übergreifend zu einer strukturellen Kopplung der Funktionssysteme beiträgt – und das, wie hier versucht wurde zu betonen, auch nach *räumlichen* Gesichtspunkten. Ein Sachverhalt, der von den Funktionsräumen nicht bewerkstelligt werden könnte, da die Funktionsräume sich durch ihre funktionale Eindeutigkeit auszeichnen und eben nicht durch ihre räumlich exklusive Anordnung. Die Funktionsräume, die in der modernen Gesellschaft dazu beitragen, dass die Funktionssysteme sich zwar nicht im Raum voneinander unterscheiden können, sondern lediglich in der Art und Weise wie über den Raum kommuniziert wird, könnten eine Abgrenzungsfunktion, wie sie von den Organisationen qua Regionalisierung in der Raumdimension von Sinn erfüllt werden, nicht leisten. Denn täten sie es, würden die Räume der Funktionssysteme also die Funktionssysteme tatsächlich räumlich exklusiv voneinander trennen, so wäre die Autopoiesis der modernen, funktional differenzierte Gesellschaft, die sich als Weltgesellschaft vollzieht, verunmöglicht: Denn die eine Funktionserfüllung hier und die andere Funktionserfüllung dort – wie sollte das gehen? Räumlichen Unterschiede werden in der modernen Gesellschaft aber durch Organisationen bewirkt, welche die unterschiedlichen Operationen der Funktionssysteme eben gerade nicht räumlich trennen, sondern im Gegenteil aufeinander beziehen und nähräumlich verdichten. Erst jene Verdichtungen selbst werden durch Regionen voneinander räumlich abgehoben. Somit macht der Raum auch für die moderne Gesellschaft einen räumlichen Unterschied, da er in der Form eines Territorialraums qua Regionalisierung zu Zentren führt, die in vielerlei Hinsichten der Peripherie zu bevorzugen sind. Und das Phänomen der Globalisierung¹⁹⁰ steht dem nicht entgegen, sondern ist Teil dieses Prozesses, da der Globalisierungsprozess die qua Regionalisierung entstandenen Zentren und Peripherien weltweit überhaupt erst miteinander in Kontakt bringt und zu solchen macht.

¹⁹⁰ Globalisierung hier gebraucht im Sinne Giddens (1996: 85) als „[...] Intensivierung weltweiter sozialer Beziehungen, durch die entfernte Orte in solcher Weise miteinander verbunden werden, dass Ereignisse am einen Ort durch Vorgänge geprägt werden, die sich an einem viele Kilometer entfernten Ort abspielen, und umgekehrt“.

VI. Zusammenfassung

In meiner Magisterarbeit bin ich den Frage nachgegangen, welche Räume es in der Gesellschaft gibt, wie diese Räume von der Gesellschaft konstruiert werden und welche Funktionen der Raum für die Gesellschaft erfüllt. Für die raumsoziologische Erörterung jener Fragen wählte ich einen systemtheoretischen Zugang und bediente mich hierbei insbesondere konstruktivistischen, wissenssoziologischen, funktionalistischen und gesellschaftstheoretischen Überlegungen. Trotz jenes breit gefächerten Zugangs zum Thema Raum konnte ich mein konkretes Forschungsvorhaben methodisch dahingehend fokussieren, indem ich im Sinne einer Beobachtung zweiter Ordnung zum einen primär beobachtete, wie die Gesellschaft das beobachtet, was von ihr als Raum bezeichnet wird und ich zum anderen daran anknüpfend beobachtete, welches gesellschaftsstrukturelle Problem mit Hilfe des jeweils beobachteten Raums gelöst wird.

Für die vorbereitende Klärung dessen, was systemtheoretisch begrifflich überhaupt unter den Räumen der Gesellschaft zu verstehen ist, rekonstruierte ich in einem ersten Schritt anhand des *raumkonstituierenden Ausgangsproblem* – zu bezeichnen mit der Formel „das alles was geschieht, irgendwo geschieht“ – wie es zu jener gesellschaftlichen Raumbeobachtung kommt. Diesbezüglich unterbreitete ich den theoretischen Vorschlag, *räumlich schematisierbare Unterscheidung* wie etwa: nah/fern, innen/außen, oben/unten, geschlossen/offen, hier/dort, etc. tragen nicht nur zur Lösung des raumkonstituierenden Ausgangsproblems bei, indem sie das dabei entstehende *kontingente Irgendwo* räumlich spezifizieren: etwas geschah hier; anderes geschah dort. Sondern besagte Unterscheidungen, gebildet in der Raumdimension von Sinn, können in der Kommunikation auch dafür verwendet werden, um bestimmte Objekte, gebildet in der Sachdimension von Sinn, derart zu beobachten, dass die jeweiligen Beobachtungen in der Sachdimension und der Raumdimension durch eine sinnhafte Kombination zu Räumen emergieren. Und da unterschiedliche Objekte mit unterschiedlichen räumlich schematisierbaren Unterscheidungen beobachtet und jene Beobachtungen unterschiedlich miteinander sinnhaft kombiniert werden können, können in der Kommunikation unterschiedlichste Räume unterschiedlich konstruiert werden. Räume, die dann bei strikter Verkopplung der dafür herangezogenen Unterscheidungen und wiederholtem kommunikativem Gebrauch zu Identitäten kondensieren und in einer generalisierten Art und Weise der Gesellschaft dazu verhelfen, in unterschiedlichsten Situationen und recht zeitbeständig das bezeichnen zu können, was unter einem Raum jeweils zu verstehen ist –

also etwa Gebiete, Landschaften, Märkte, Staatsgebiete, Urlaubsregionen, etc als Beispiele für „Eigenräume“ (Stichweh 2008: 159) der Gesellschaft, die sich als *Raumsemantiken* in den gesellschaftlichen Wissensvorrat eingeschrieben haben. Jener an Löws (vgl. 2001: 158f) Raumkonzeption angelehnte, in seiner paradigmatischen Stoßrichtung jedoch radikal kommunikationstheoretisch gewendete Raumbegriff – der auch systemtheoretisch mit der Luhmannschen (vgl. 1995: 179ff) Medium/Form-Unterscheidung von Stellen und Objekten probat kombinierbar ist –, kann dann auch dafür herangezogen werden, um soziologisch zu beobachten, wie innerhalb der Gesellschaft die *Unterscheidung von Raum und räumlich* gehandhabt wird, um in der Kommunikation auch Räume räumlich anordnen bzw. Räume in anderen Räumen räumlich verorten zu können. Auch jene durch den derartig konzipierten Raumbegriff zutage tretende Unterscheidung von Raum und räumlich machte ich mir im Weiteren theoretisch zunutze, um den beiden Leitfragestellungen meiner Arbeit nachgehen zu können, und diesbezüglich zu erörtern, welche Räume es in der Gesellschaft gibt und welche Funktion jene Räume für die Gesellschaft erfüllen.

Die im Zuge der Erörterung jener beiden Fragestellungen vertretenen und aus der systemtheoretischen Forschung zum Thema Raum übernommenen bzw. abgeleiteten Thesen gingen diesbezüglich davon aus, dass der Raum der Gesellschaft nichts externes oder gar vorgegebenes ist, sondern der Raum, der von der Gesellschaft beobachtet wird, einzig und allein von eben diesen Beobachtungen auch konstruiert wird. Das bedeutet, in der Umwelt gibt es für das soziale System Gesellschaft nur dann einen Raum, wenn Objekte unter räumlichen Gesichtspunkten beobachtet werden, jene Beobachtungen sinnhaft miteinander kombiniert werden und im Weiteren kommunikativen Gebrauch zu Räumen emergieren, die mit einem Namen versehen und bei Wiedergebrauch zu Identitäten gerinnen.¹⁹¹ *Was von der Gesellschaft aber als Raum beobachtend konstruiert wird und welche spezifische Form der Raum im Zuge dessen annimmt, das wiederum hat mit den gesellschaftlichen Problemen zu tun, die, gesellschaftsstrukturell vorgegeben, mit Hilfe des Raums gelöst werden.* So eine weitere forschungsanleitende These meiner Arbeit, mit der sich daraus ergebenden methodischen Implikation, dass für die soziologische Untersuchung der Funktion des Raums die Form des Raums nicht als invariante Variable

¹⁹¹ Auf die Konstruktion des Wahrnehmungsraums psychischer Systeme bin ich im Rahmen meiner Magisterarbeit nicht näher eingegangen. Aber auch an den Wahrnehmungsräumen psychischer Systeme kann man zeigen, dass sich der Raum psychischer Systeme bestimmten schematisierten Beobachtungsweisen verdankt, die das erzeugen, was dann als Raum bezeichnet wird – siehe nur Kant (vgl. 2006: 76ff) und dessen Bestimmung des Raums als „*reine Anschauung*“ (ebd. 76). Siehe dazu auch: Kuhm (2003a) u. Roth (2003); Aber auch auf das Phänomen des ‚räumliches Denkens‘ bin ich nicht weiter eingegangen. Siehe dazu: Reichert (1996);

heranzuziehen ist, sondern in der Analyse der sozialen Gebrauchsweisen des Raums insbesondere auf die konstitutive Wechselbeziehung zwischen der Funktion des Raums und der Form des Raums zu achten ist.

Jenes konstitutive Wechselverhältnis – inhaltlich gepaart mit wissenssoziologischen Prämissen der Systemtheorie Luhmanns (vgl. 1980a) – machte ich mir in meiner Arbeit dann in einem zweiten Schritt der Analyse dahingehend zunutze, als ich die gesellschaftliche Kommunikation über den Raum und die dabei in Gebrauch stehenden Raumsemantiken zur Struktur der Gesellschaft in Beziehung setzte. Wobei ich in Bezug auf die historisch jeweils vorherrschende Form der gesellschaftlicher Differenzierung das jeweilig strukturell vorgegebene Problem erörterte, das der Raum für die Gesellschaft zu lösen hat. An der jeweils parallel dazu getätigten gesellschaftlichen Selbstbeschreibung und der darin vorherrschenden Semantik des Raums hingegen erörterte ich die dafür typischerweise beobachtete Form des Raums. Das dabei zu untersuchende korrelative Entsprechungsverhältnis zwischen gesellschaftlicher Differenzierungsform und Raumsemantik kontrollierte ich diesbezüglich über die intervenierende Variable: verräumlichte Komplexität, da die Komplexität zum einen unmittelbar an die Struktur der Gesellschaft gebunden ist und sich zum anderen die Sinnverarbeitungsregeln der Semantik mittelbar an den gegebenen Komplexitätslagen der Gesellschaft auszurichten haben, um für den von ihnen höherstufig generalisierten und relativ situationsunabhängig verfügbaren Sinn Plausibilität beanspruchen zu können.

Das Problem, das der Raum für die Gesellschaft zu lösen hat (oder an dessen Lösung er zumindest teilhat), machte ich sehr allgemein an dem Sachverhalt der *Verräumlichung von Komplexität* fest – also daran, dass mit Hilfe des Raums die Elemente sozialer Systeme sehr selektiv nach räumlichen Gesichtspunkten miteinander relationiert werden können und untersuchte die entsprechenden Formen der Verräumlichung von Komplexität konkret an den drei Typen von Gesellschaft. Als funktionalen Problemgesichtspunkt des Raums, der ganz im Sinne der „funktionalen Analyse“ Luhmanns (1984: 83) theoretisch vorab von mir konstruiert wurde, um Problem und Problemlösung miteinander in Beziehung setzen zu können, wählte ich hierfür das *Problem der sinnhaften Abgrenzung der gesellschaftlichen Subsysteme* und erforschte diesbezüglich, wie in den drei Typen von Gesellschaft, je nach primärer Differenzierungsform und Art der Verräumlichung von Komplexität, mit Hilfe des Raums besagte Abgrenzungsfunktion – die es den selbstreferentiell operierenden gesellschaftlichen Subsystemen erlaubt, zwischen Eigenem und Fremdem zu diskriminieren – jeweils unterschiedlich gelöst wird. Ferner fragte ich,

welche Raumform jeweils zur Anwendung gebracht wird, um jene qua Verräumlichung von Komplexität erfüllte Abgrenzungsfunktion des Raums überhaupt gelingen zu lassen. Die dabei vertretene These lautete, dass die Raumformen, mit Hilfe welcher die gesellschaftlichen Subsysteme sich in der Kommunikation über den Raum voneinander abgrenzen, nicht beliebig variieren, sondern sich, vermittelt über die Art der Verräumlichung von Komplexität, an den Strukturen der Gesellschaft auszurichten haben. Und die Raumsemantiken, anhand derer die jeweilige Raumform an den gesellschaftlichen Selbstbeschreibungen soziologisch abzulesen ist, kann als diesbezügliches Dokument herangezogen und wissenssoziologisch dahingehend analysiert werden, um in Erfahrung zu bringen, mit welcher Form der gesellschaftlichen Differenzierung – als gesellschaftstheoretisches Strukturmuster –, die entsprechende Raumform korreliert.

In einem dritten Schritt meiner Analyse ordnete ich dem gemäß die Raumsemantiken aufgrund der darin in typischer Weise zum Ausdruck gebrachten Art der „Sinnverarbeitungsregeln“ (Luhmann 180a: 19) – für die Raumsemantiken im Allgemeinen und recht abstrakt als eine *sinnhafte Regulierung des Nebeneinanders des Verschiedenen* bzw. als eine *sinnhafte Regulierung des Nebeneinanders der Räume* zu beschreiben – ganz bestimmten Raumformen zu, um im Zuge dessen ein Matching zwischen der Raumsemantik (bzw. der darin dokumentierten Raumform) und der Gesellschaftsstruktur (bzw. der darin zum Einsatz kommenden Form der Verräumlichung von Komplexität) wissenssoziologisch rekonstruieren zu können. Die dafür herangezogenen Raumsemantiken las ich diesbezüglich an den Selbstbeobachtungen bzw. Selbstbeschreibungen der Gesellschaft ab, wobei ich konkret solche auswählte, die im täglichen sozialen Verkehr als weitestgehend institutionalisiert zu gelten haben. Für die Raumsemantiken historischer Typen von Gesellschaft bediente ich mich (soziologischer) Sekundärliteratur zu dem Thema.¹⁹² Das systemtheoretisch wissenssoziologisch postulierte korrelative Entsprechungsverhältnis von Gesellschaftsstruktur und Semantik machte ich mir bei jenem Matching von Raumsemantiken und gesellschaftlicher Differenzierungsform, jeweils vermittelt über die bestimmte Art der Verräumlichung von Komplexität und der dabei in Gebrauch stehenden Raumform, dann dahingehend zunutze, als ich dadurch zeigen konnte, dass auch die Semantiken des Raums sich nicht beliebig wandeln, sondern sich in ihrem Wandel an dem strukturellen Wandel der Gesellschaft zu

¹⁹² In Originalquellen stratifizierter Gesellschaften – primär segmentär differenzierte Gesellschaften waren schriftlose Gesellschaften – las ich mich aus dem Grund nicht ein, da es mir in einem forschungspragmatischen Sinne um beispielhafte Plausibilität ging und nicht um Allumfassendheit – auch wenn die Fragestellung meiner Magisterarbeit, die in ihrer Formulierung auf die gesellschaftliche Präsenz der Räume abzielt, das fälschlicherweise nahe legt (Stichwort: „Welche Räume *gibt* es in der Gesellschaft?“).

orientieren haben, um auch weiterhin Plausibilität für sich beanspruchen zu können. Durch jenes korrelative Entsprechungsverhältnis von Raumsemantiken und gesellschaftlicher Differenzierungsform war es mir soziologisch möglich, bestimmte Raumsemantiken und die darin dokumentierten Raumformen bestimmten Gesellschaftstypen bzw. gesellschaftlichen Subsystemen zuzuordnen um darauf aufbauend erörtern zu können, welche Räume welchen Typen von Gesellschaften (resp. deren Subsysteme) zugeordnet werden können und welche konkrete Abgrenzungsfunktion jene Räume für die entsprechenden Sozialsysteme erfüllen.

Dabei ergab sich für *tribale Gesellschaften* und deren segmentäre Differenzierungsform, dass der Raum für jenen Typus von Gesellschaft die Funktion erfüllt, über die komplexitätsreduzierende Formel „*hier ja/dort nein*“, zu einer *Kontaktvermeidung* der Segmente beizutragen. Als dafür adäquate Raumform ist der *Territorialraum* zu nennen, welcher von den Segmenten in der Art und Weise konstruiert wird, damit sich die Clans, Stämme oder Dörfer qua „Territorialprinzip“ (Luhmann 1997: 635) unmissverständlich im Raum gegeneinander abgrenzen können. Möglich ist das insofern, als die *Territorialräume* im Vergleich mit anderen Räumen desselben Typs als räumlich *exklusiv gehandhabt* werden können und somit auch die gesellschaftlichen Segmente, deren Grenzen territorialräumlich konzipiert sind, räumlich eindeutig symbolisiert werden können: *hier das eine Gebiet/dort das andere Gebiet; hier der eine Stamm/dort der andere Stamm*. Von Belang für die Konstruktion der Territorialräume tribaler Gesellschaften und der von ihnen in Anspruch genommenen räumliche Exklusivität ist des Weiteren die geringe Abstraktheit im kommunikativen Herstellungsprozess, die damit begründet werden kann, dass der Territorialraum auf Grund der Schriftlosigkeit tribaler Gesellschaften ausschließlich in Kommunikationen unter Anwesenden zu konstruieren ist und somit mit dem psychischen Wahrnehmungsraum der entsprechenden Individuen kompatibel zu sein hat. Letzteres bedeutet, die Sachdimension im Konstruktionsprozess des Raums hat sich an solchen Objekten festzumachen, die in der Form von Wäldern, Bergen, Flüssen etc. unmissverständlich wahrnehmbar sind. Eben genannte Objekte und deren sinnhafte Kombination mit räumlich schematisierten Unterscheidungen konnten in tribalen Gesellschaften dann dafür herangezogen werden, um Räume zu konstruieren, die in Einklang mit jener Formel der Verräumlichung von Komplexität standen (*hier ja/dort nein*), die eine segmentäre Form der Differenzierung auszeichnet und über die damit bediente Funktion der Kontaktvermeidung zu einer sinnhaften Begrenzung der Segmente

beitragen. Als funktionales Äquivalent hierfür wäre das „Verwandtschaftsprinzip“ (ebd.) zu nennen. Auch das führte in tribalen Gesellschaften dazu, dass die Segmente zwischen selbst und fremd, innen oder außen unterscheiden konnten.

Raumsemantisch sind die Territorialräume tribaler Gesellschaften als *Gebiete* zu bezeichnen, mit denen plausibel jeweils das benannt werden kann, worum es dem Hier und dem Dort im Rahmen der Unterscheidung hier ja/dort nein zu tun ist. Also etwa: hier ist das Gebiet des Clans A; dort das Gebiet des Clans B. Sozialstrukturell kompatibel ist die Gebietssemantik tribaler Gesellschaften auch aus dem Grund, weil die typische Form der Sinnverarbeitung, die darin dokumentiert wird, zum Ausdruck bringt, die Gebiete der Clans wären sowohl gleich als auch gleichwertig und den Unterschied macht nur deren räumliche Anordnung – deswegen auch die Wichtigkeit der räumlichen Exklusivität. Das deckt sich in analoger Weise auch mit der Differenzierungsform tribaler Gesellschaften, denn auch die dabei konstruierten Segmente sind sowohl gleich, als auch gleichwertig. Erst die familiäre Zugehörigkeit, oder, und das ist an der Stelle wichtig, das jeweilige Gebiet macht einen Unterschied. Ein Unterschied, der, territorialräumlich hergestellt die konkrete Funktion erfüllt, eine Kontaktvermeidung zwischen den Angehörigen der Segmente herbeizuführen.

Für stratifikatorisch differenzierte Gesellschaften ergab sich im Rahmen meiner theoretischen Untersuchung, dass der *hochkulturelle Typus von Gesellschaft* für eine territorialräumlich hergestellte Funktion der Kontaktvermeidung strukturell wenig empfänglich ist, da sich Angehörige der unterschiedlichsten Schichten – vorzugsweise in den Haushalten – oftmals innerhalb ein und desselben Anwesenheitsraums bewegen. Wie sich die Schichten stratifizierter Gesellschaften dennoch im Raum voneinander abgrenzen können und das in der Kommunikation sinnhaft symbolisiert werden kann, das wurde in meiner Arbeit an der strukturell ausgerichteten Form der Verräumlichung von Komplexität erläutert, die geschichtete Gesellschaften zu eigen ist: Über die Formel „*bessere Plätze/schlechtere Plätze*“ ist es möglich, kommunikativ zum Ausdruck zu bringen, dass es zum einen unterschiedliche Plätze innerhalb ein und desselben Raums gibt, an denen man sich aufhalten kann, und zum anderen, dass jene unterschiedlichen Plätze auch statusmäßig entweder qualitativ besser oder qualitativ schlechter besetzt sind. Und die dabei konstruierte Raumform, soziologisch als *Distinktionsraum* zu bezeichnen, bietet sich für das Gelingen der Verräumlichung von Komplexität stratifizierter Gesellschaften in dem Maße an, da sie als eine solche zu beschreiben ist, die den Raum als Einheit denkt und

darauf aufmerksam macht, dass innerhalb des Distinktionsraums mit Mitteln der Architektur bestimmte Stellen, Gebäude oder sonstige andere baulich abgeschirmte Formen als jeweils bessere oder als jeweils schlechtere gestaltet werden können. Jene Raumform eignet sich dann auch dafür, die Funktion gelingen zu lassen, die dem Raum in stratifikatorisch differenzierten Gesellschaften strukturell zukommt: die Erzeugung von *Visibilität*. Denn auch daran, an welchen Plätzen man sich aufhält (an den besseren oder an den schlechteren), ist jeweils abzulesen, ob man zur Oberschicht oder zur Unterschicht gehört – nicht jeder kann im Theater in einer Loge Platz nehmen. Die soziale Ordnung stratifizierter Gesellschaften kann demnach im täglichen sozialen Verkehr auch daran ausgemacht werden – und das ist die Abgrenzungsfunktion des Raums in stratifizierten Gesellschaften –, an welcher Stelle im Raum man sich aufhält. Denn die jeweiligen Stellen, semantisch generalisiert als *Plätze* und *Orte* zu bezeichnen, werden durch die Architektur mit Symbolen ausgestattet, die mitteilen, welchem sozialen Rang die dort sich Aufhaltenden angehören. Als funktionale Äquivalente sind etwa Unterschiede in der Kleidung und im Verhalten zu nennen. Auch an jenen kann die Rangdifferenz in der Kommunikation unter Anwesenden unmissverständlich kommuniziert werden.

Ferner ist auch der *Familiensitz*, je nach dem, ob er sich im Zentrum oder in der Peripherie befindet, mit der komplexitätsreduzierenden Formel „bessere Plätze/schlechtere Plätze“ dahingehend beobachtbar, ob die jeweilige Familie der Ober- oder Unterschicht angehört, was ebenso zur Visibilität und dem damit einhergehenden Sachverhalt beiträgt, immer zu wissen, mit wem man es in bestimmten Situationen zu tun hat: mit jemandem aus der Oberschicht, oder mit jemanden aus der Unterschicht.

Raumsemantisch dokumentiert sich die Raumform: Distinktionsraum etwa in den Bezeichnungen Fürstenhof, Herrschaftssitz, Theaterloge oder Ehrenplatz. Jene eben angeführten Raumsemantiken haben sich auch in den Wissensvorrat der Gesellschaft eingeschrieben und stehen den Kommunikation als bezeichnbare Einheiten zur Verfügung, um das benennen zu können, was in typischer Art und Weise als besserer oder schlechterer Platz zu gelten hat. Insofern lässt sich auch am Beispiel der stratifizierten Gesellschaften ein korrelatives Entsprechungsverhältnis zwischen der Gesellschaftsstruktur und den in Gebrauch stehenden und als plausibel empfundenen Raumsemantiken feststellen. Wissenssoziologisch abzulesen ist das an der in stratifizierten Gesellschaftsordnungen höherstufig generalisierten Sinnverarbeitungsregel der Raumsemantiken, die das Nebeneinander der verschiedenen Plätze in der Weise sinnhaft reguliert, dass die verschiedenen Plätze sowohl als ungleich als auch als ungleichwertig im

Nebeneinander angeordnet werden. Um das tun zu können, müssen die jeweiligen Plätze aufeinander bezogen und im Hinblick auf den umfassenden Raum hierarchisch geordnet werden. Analog dazu verhält es sich mit der Anordnung der Subsysteme stratifizierten Gesellschaften. Denn auch die primär stratifizierte Differenzierungsform ordnet die Schichten als ungleiche und ungleichwertige in einem hierarchischen Sinne, indem sie die Schichten nicht nur aufeinander bezieht, sondern das Verhältnis auch im Hinblick auf das Gesamtsystem pyramidal arrangiert. Und die Art der verräumlichten Komplexität stratifizierter Gesellschaften zum Zwecke der Abgrenzung der Subsysteme (bessere Plätze/schlechtere Plätze), die durch die Differenzierungsform vorgegeben ist und somit dem Problem der Abgrenzung der Subsysteme unmittelbar aufruft, ist dafür verantwortlich, dass sich nicht nur die entsprechende Raumform der Gesellschaftsstruktur anzupassen hat, sondern das auch die Raumsemantik zu tun hat; und das, wie gezeigt wurde, auch tut, um weiterhin als entsprechend plausibel gelten zu können.

Am Beispiel der funktional differenzierten, *modernen Gesellschaft* hingegen konnte in den entsprechenden Ausführungen in meiner Arbeit gezeigt werden, dass sich die gesellschaftlichen Subsysteme, um sich voneinander abgrenzen zu können, einer Art der Verräumlichung von Komplexität bedienen, die mit der Formel „*dieser Raum/jener Raum*“ auf den Punkt zu bringen ist. Die dafür zu konstruierenden *Funktionsräume* sind soziologisch dahingehend charakterisierbar, als jedes Funktionssystem unterschiedliche Funktionsräume hervorbringt. Ferner zeichnen sich die Funktionsräume nicht nur darin aus, dass sie den gesellschaftlichen Subsystemen bei ihre Funktionserfüllung zunutze sind, sondern auch dadurch, dass die jeweiligen Funktionsräume ihre Identität aufgrund der speziellen und universellen Funktionserfüllung erlangen und nicht wie Territorialräume und Distinktionsräume über einen Vergleich mit Räumen desselben Typs. Von daher sind Funktionsräume im Anschluss an Überlegungen Baeckers (vgl. 2004a: 234) im Sinne der ausschließlichen Selbstähnlichkeit als fraktal zu bezeichnen, mit der Konsequenz, sich nicht mehr durch die räumliche Lage im Vergleich mit anderen Räumen desselben Typus in ihrer Identität bestimmen zu müssen. Raumsemantisch schlägt sich das in der Konstitution von heterogenen Sondersemantiken des Raums nieder, die in jedem Funktionssystem unterschiedlich gepflegt werden. So spricht die Wissenschaft etwa von absoluten Räumen, die Kunst von Landschaften, die Wirtschaft von Märkten und die Massenmedien von Schauplätzen. In dem Sinne lässt sich – wie das Stichweh (vgl. 2008: 159) instruktiv an den „Eigenräumen der Funktionssysteme“ (ebd.) und deren

funktionssystemspezifischer Art der Raumkontrolle gezeigt hat – auch an den Raumsemantiken eine Diversifizierung festmachen, die sich an der funktionalen Ausdifferenzierung der gesellschaftlichen Sphären orientiert. Die Abgrenzungsfunktion, welche die Funktionsräume für die gesellschaftlichen Teilsysteme erbringen, kann aus dem Grund an der dadurch geleisteten *Betonung sachthematischer Unterschiede der Funktionssysteme* festgemacht werden. Das bedeutet, die Funktionssysteme können sich mit ihren Räumen nicht räumlich begrenzen; aber sie können sich in der Kommunikation über den Raum voneinander unterscheiden: denn die Wissenschaft kommuniziert nicht nur anderes über den Raum, sondern sie erzeugt dabei auch einen anderen Raum (etwa den absoluten Raum), als das die Medizin tut, wenn sie vom Körperraum oder von Endemiegebieten spricht. Gesellschaftsstrukturell plausibilisiert werden die Raumsemantiken der modernen Gesellschaft strukturell dadurch, dass die Funktionssysteme in der Weltgesellschaft selbst nicht räumlich voneinander getrennt werden und es aus dem Grund auch keinen Unterschied macht, wo etwas gesagt wurde um es funktionssystemspezifisch räumlich qualifizieren zu können: potentiell kann überall auf der Welt gezahlt werden oder Urlaub gemacht werden etc. Von da her rührt auch das an der Stelle zu beobachtende korrelative Entsprechungsverhältnis von Sozialstruktur und Raumsemantiken in der modernen Gesellschaft. Des Weiteren sind, ähnlich wie die Funktionssysteme, auch die Sinnverarbeitungsregeln der Raumsemantiken der modernen Gesellschaft derartig, dass sie im Vergleich zueinander gleich und gleichwertig sind. Denn ob Märkte oder Landschaften die wichtigeren Räume sind, das hängt von der jeweiligen Funktion ab, die damit bedient wird.

Nichtsdestotrotz lassen sich aber auch in der modernen Gesellschaft Funktionen beobachten, die zuvor mit den historischen gesellschaftlichen Funktionen des Raums in Zusammenhang gebracht wurden. In dem vorletzten Kapitel meiner Arbeit untersuchte ich diesbezüglich, einer Beobachtung Schroers (vgl. 2006: 135f) folgend, genau jenen Sachverhalt und stellte dabei fest, dass sich in den segmentären und stratifikatorischen Subdifferenzierungen der modernen, primär funktional differenzierten Gesellschaft jene Raumfunktionen wiederfinden lassen – wenn auch in leicht abgewandelter Form –, die zuvor als Kontaktvermeidung bzw. Visibilität tribalen Gesellschaften und Hochkulturen zugeteilt wurden. Und auch die in der modernen Gesellschaft dabei in Gebrauch stehenden Arten der Verräumlichung von Komplexität und die dafür adäquaten Raumformen entsprachen den jeweiligen Mustern der Funktionserfüllung, die zuvor am Beispiel der

tribalen und hochkulturellen Gesellschaften beschrieben wurden. So zeigte sich für die segmentär differenzierten Subsysteme des politischen Systems und des Rechtssystems, dass sich gesellschaftliche Subsysteme dieser Art territorial von gesellschaftlichen Subsystemen desselben Typs abgrenzen und dabei die Formel „hier ja/ dort nein“ gebrauchen, um über die jeweiligen Territorien, raumsemantisch als *Staatsgebiete*, *rechtlichen Geltungsbereiche* und *Familiensitze* zu bezeichnen, die Elemente räumlich selektiv relationieren zu können. Aber auch an den ebenfalls segmentär anzutreffenden Familien konnte das veranschaulicht werden. Und weil jener Sachverhalt ebenso auf Organisationen und ihre Standorte zutrifft, und die Organisationen in weiterer Folge dazu beitragen, über eine strukturelle Kopplung der Operationen der Funktionssysteme unter dem Aspekt der Nähe Regionen hervorzubringen, so wurde in meiner Arbeit darüber hinaus auch am Beispiel der *Regionen* argumentiert, dass sich auch die primär funktionaldifferenzierte Gesellschaft einer räumlich segmentären Strukturierung ersten Ranges bedient. Denn Regionen machen auch in der Weltgesellschaft, die sich selbst als globalisiert beschreibt, einen räumlichen Unterschied, der einen Unterschied macht, indem die Komplexität der Gesellschaft mit der Formel „hier ja/dort nein“ verräumlicht und folgedessen entlang räumlicher Gesichtspunkte reduziert werden kann: Und ob ich hier investiere, mich dort operieren lassen oder hier einen Forschungsantrag einbringe, das hat viel mit Prozessen und Strukturen zu tun, die soziologisch über den Begriff der Regionalisierung erläutert werden können.

Ferner wurde am Beispiel der stratifikatorischen Subdifferenzierung der modernen Gesellschaft in der Form von Schichtung gezeigt, dass auch die primär funktional differenzierte Gesellschaft ihre Komplexität über die Unterscheidung bessere Plätze/schlechtere Plätze verräumlicht und im Zuge dessen gleichsam auch reduziert. Warum sie das tut, das heißt welche Funktion dabei erfüllt wird, das kann auch für die moderne Gesellschaft mit der Erzeugung einer *Visibilität der Schichtunterschiede* erklärt werden. Und Visibilität führt auch in der modernen Gesellschaften dazu, dass die jeweiligen Schichtangehörigen recht genau wissen, welcher Schicht ihre Kommunikationspartner angehören. Entweder der Unter- oder der Oberschicht. Und der von den Schichten erzeugte Distinktionsraum verhilft wie gesagt dazu, eine derartig gelagerte Visibilität herzustellen: Weil sich die Angehörigen der beiden Schichten in erwartbarer Weise an bestimmten Plätzen aufhalten, um dadurch die schichtungstypischen Kontaktverdichtung unter Statusgleichen regelmäßig prozessieren zu können, hat das zur Konsequenz, dass jene Orte schichtspezifisch besetzt werden und von daher den Weg zu

einer komplexitätsreduzierenden Beobachtung freigeben, die der Unterscheidung bessere Plätze/schlechtere Plätze folgt. Mit Bezug auf Bourdieu (vgl. 1991: 32f) können die Plätze des Distinktionsraums der modernen Gesellschaft semantisch entweder als *Klubs* oder als *Ghettos* beschrieben werden. An jenen Orten vollzieht sich nicht nur eine ‚Verteilung der Verteilung‘ in der Form einer ‚Bevorzugung der Bevorzugten‘, sondern Klubs und Ghettos schreiben sich als Raumsemantiken auch in den Wissensvorrat der Gesellschaft ein und dienen den Operationen der Gesellschaft dazu, das bezeichnen zu können, was unter den Räumen der Ober- und den Räumen der Unterschicht typischerweise zu verstehen ist.

Oder anders formuliert: unterschiedliche soziale Systeme kennzeichnen, was deren sinnhafte Begrenzung anlangt, strukturell andere Problemstellungen. Probleme der Schließung, an deren Lösung unter anderem auch die Kommunikation über den Raum bzw. die dabei erzeugten Räume beteiligt sind. Und da strukturell spezifische und durch den Raum zu lösende soziale Problemstellungen auch spezifische Raumformen für deren Lösung hervorrufen – was mithin auch der Grund dafür ist, warum es die Soziologie in der Gesellschaft mit einer Vielzahl an recht unterschiedlichen Räumen zu tun hat – lassen sich analog konstruierte Räume auf ähnliche Problemstellungen und somit auch auf ähnliche strukturelle Ausgangslagen zurückführen. Und entsprechend der Differenzierungsform, als gesellschaftliches Strukturprinzip *par excellence*, sind dann auch in der modernen Gesellschaft Raumformen und Raumfunktionen zu beobachten, die den Raumformen und Raumfunktionen historischer Typen von Gesellschaften aus dem Grund ähneln, weil sie der selben Form der Differenzierung aufrufen. Das ist auch der Grund dafür, warum in der modernen Gesellschaft Raumsemantiken anzutreffen sind, die sich ihrer Sinnverarbeitungsregel gemäß, in ihrem typisierten Sinn nicht von solchen Raumsemantiken unterscheiden lassen, wie sie etwa in archaischen Gesellschaften zu beobachten sind. Von daher sind die Raumsemantiken auch – so sie als plausibel gelten – als Dokumente für das gegebene Strukturprinzip einer Gesellschaft anzusehen. Wie man sich all das im Detail vorzustellen hat, darum bemühten sich die Ausführungen meine Arbeit, um das an der Art der Verräumlichung von Komplexität zum Zwecke der Abgrenzung der gesellschaftlichen Subsysteme beispielhaft zu zeigen. In komprimierter Form versuchen das auch die folgenden Tabellen (Abb. 3 u. Abb. 4) wiederzugeben:

	Form der Räume:	Raumsemantiken:	Form der Verräumlichung von Komplexität und Abgrenzungsfunktion des Raums für die gesell. Subsysteme:	Dominanz der Kommunikation unter An- oder Abwesenden und Abstrakt werden des gesell. konstruierten Raums:	Zusammenhang von gesell. Differenzierungsform, Abgrenzungsfunktion und Raumform
segmentär differenzierte Gesellschaften	Territorialräume → Exklusivität der räumlichen Lage der gesellschaftlichen Räume;	Gebietssemantik: Reich, Territorium etc.	hier ja/dort nein → Raumdimension Funktion: Kontaktvermeidung der Segmente	gesellschaftliche Kommunikation nur unter Anwesenden möglich → Form der Räume an Wahrnehmungsraum der Anwesenden gebunden und mit Objekten konstruiert, die als Berge, Flüsse etc. dem Handeln und der Kommunikation vorgegeben erscheinen;	Gleichheit und Gleichwertigkeit der gesellschaftlichen Subsysteme → Abgrenzung über Territorialprinzip: Räume dienen dazu, die Subsysteme räumlich exklusiv voneinander abzugrenzen. Gleichheit und Gleichwertigkeit der Räume der Gesellschaft;
stratifikatorisch differenzierte Gesellschaften	Distinktionsräume → Raum der Gesellschaft ist als Einheit konzipiert und beinhaltet Stellen, die unterschiedlich zu qualifizieren sind. Kann je nach Perspektive und Standort perfekt oder imperfekt beobachtet werden;	Plätze/Orte: Fürstenhof, Gutshof, Loge, Herrschaftssitz, Salon, etc.	bessere Plätze/ schlechtere Plätze → Sozialdimension Funktion: Visibilität der Schichtunterschiede	gesellschaftsrelevante Kommunikation trotz Schrift weiterhin in der Form der Kommunikation unter Anwesenden → Architektur schreibt Orten/Plätzen Symboliken ein, die sie schichtspezifisch qualifizieren; Richtige Decodierung der symbolischen Mitteilungen an Sozialisation gebunden;	Ungleichheit und Ungleichwertigkeit der gesellschaftlichen Subsysteme → Abgrenzung über Distinktionsprinzip: Raum wird dazu benutzt, um die darin enthaltenen Plätze mit Hilfe einer Beobachtung in der Sozialdimension qualitativ voneinander zu unterscheiden, rangmäßig konfigurieren und entsprechend den Schichten attribuieren zu können. Ungleichheit und Ungleichwertigkeit der Stellen im Raum der Gesellschaft;
funktional differenzierte Gesellschaft	Funktionsräume → verdanken sich codespezifischen Beobachtungen und gesell. Funktion des jeweils den Raum konstruierenden Funktionssystems. Sind im Vergleich zueinander nicht räumlich begrenzt und beziehen Identität aus Sachunterscheidungen;	funktionale Sondersemantiken des Raums: Landschaft, Endemiegebiet, Markt, relativer Raum/absoluter Raum, Himmel/Hölle, Urlaubsregion etc.	dieser Raum/jener Raum → Sachdimension Funktion: Betonung sachthematischer Selbstbezüglichkeit der Funktionssysteme	gesellschaftsrelevante Kommunikation findet weitestgehend unter Abwesenden statt → Abstraktwerden der Räume, da von Wahrnehmungskontext losgelöst und an Form der Verbreitungsmedien angepasst	Ungleichheit aber Gleichwertigkeit der gesellschaftlichen Subsysteme → Abgrenzung über Prinzip der Selbstähnlichkeit: Funktionssysteme sind nicht im Raum begrenzt; ihre codespezifisch konstruierten Räume werden für die Funktionserfüllung benutzt, als auch dafür, um sich über die Beobachtung des Raums in der Sachdimension von anderen Funktionssystemen und deren Räumen abzugrenzen zu können. Ungleichheit aber Gleichwertigkeit der Räume der Gesellschaft;

Abb. 3: Raumformen, Raumsemantiken, Formen der verräumlichten Komplexität und Abgrenzungsfunktionen der Räume der Gesellschaft

	Form der Räume:	Sinnverarbeitungen regeln und Raumsemantiken:	Form der Verräumlichung von Komplexität und Abgrenzungs- funktion des Raums für segmentär/stratifikatorisch/funktio- nal differenzierte Subsysteme der modernen Gesellschaft:
segmentäre Subdifferenzierungen der modernen Gesellschaft	Territorialräume → Exklusivität der räumlichen Lage der Räume segmentärer Subsysteme;	Gebietssemantik: Staatsgebiete, rechtlicher Geltungsbereich, Familiensitz und Region	hier ja/dort nein → Raumdimension Funktion: Einschränkung der funktionalen Reichweite systemzugehöriger Elemente auf ein bestimmtes Gebiet
stratifikatorische Subdifferenzierungen der modernen Gesellschaft	Distinktionsräume → der stratifikatorisch beobachtete Raum wird als Einheit konstruiert und beinhaltet Stellen, die unterschiedlich qualifiziert werden, je nach dem, ob sich dort typischerweise Angehörige der Ober- oder der Unterschicht bevorzugt aufhalten;	Plätze/Orte: Klub, Ghetto.	bessere Plätze/ schlechtere Plätze → Sozialdimension Funktion: Visibilität der Schichtunterschiede; räumlich organisierte Kontaktverdichtung unter Statusgleichen

Abb. 4: Raumformen, Raumsemantiken, Formen der Verräumlichung von Komplexität und Abgrenzungsfunktionen der Räume segmentärer bzw. stratifikatorischer Subsysteme der modernen Gesellschaft

Abschließend möchte ich noch, im Sinne einer kritischen Reflexion erneut auf das eingehen, was zu Beginn meiner Arbeit im Rahmen der Diskussion der raumsoziologischen Problemfelder gesagt wurde. Und zwar in Bezug auf den nach philosophischen oder physikalischen Gesichtspunkten vorab definierten Raumbegriff der Raumsoziologie. Diesbezüglich wurde von mir der Vorwurf erhoben, die Raumsoziologie trage dadurch, dass sie sich eines wissenschaftlich determinierten Raumbegriffs bediene, dazu bei, das, was in der Gesellschaft als Raum zu beobachten wäre, auf lediglich einen wissenschaftlichen Raumbeobachtungsmodus zu reduzieren. Von daher wird der soziologische Raumbegriff, sei es ein absolutistisch oder ein relativistisch konzipierter, der gesellschaftlichen Heterogenität in der Weise nicht gerecht, als er den Blick verengt und nicht erkennen lässt, dass die Gesellschaft recht unterschiedliche Formen bereit hält, den Raum zu beobachten. Wobei der relativistische oder der absolute Raum jeweils nur eine Form, und zwar eine wissenschaftliche darstellt, wie die Gesellschaft den Raum beobachtet. Daran anknüpfend und jener raumsoziologischen Problemstellung aus dem Weg gehend, war es mir in meiner Arbeit insbesondere auch darum zu tun, der gesellschaftlich heterogen organisierten Raumbeobachtung begrifflich Ausdruck verleihen zu können und im Zuge dessen einen möglichen Weg aufzuzeigen, einen soziologischen Raumbegriff zu konzipieren, der jene gesellschaftlich vielfältige Beobachtungsweise des Raums nicht ausschaltet, sondern impliziert. Dass mir das trotzdem wahrscheinlich nur ansatzweise gelungen ist, obwohl ich in meinen Analysen stark auf die unterschiedlichen Raumsemantiken der modernen Gesellschaft und der darin dokumentierten gesellschaftlich

polykontexturalen Beobachtungsweise des Raums rekurrierte, das zeigte sich an den von mir soziologisch systemtheoretisch konzipierten *Raumformen*. Denn die Territorialräume, Distinktionsräume und Funktionsräume, anhand deren ich die unterschiedlichen Raumformen festmachte, sind soziologische Konstrukte, die das bezeichnen, was man sich *soziologisch* als Raum begrifflich vorzustellen hat. Jene verhalfen mir zwar genau dazu, das als Raum bezeichnen zu können, was in meiner Arbeit als Raum bezeichnet wurde. Nichtsdestotrotz machte ich jene Beobachtung an einer Konstruktionsweise fest, die ich aus dem kommunikationstheoretisch gewendeten Raumkonzept Löws (vgl. 2001: 158f) entnahm. Überdies bezog ich die von mir propagierte, sehr allgemein und abstrakt gehaltene Form der raumsemantischen Sinnverarbeitungsregel – die mir dazu verhalf, die Raumsemantiken soziologisch überhaupt als Semantiken des Raums klassifizieren zu können –, aus der Raumtheorie von Leibniz (vgl. 1966; zit. n. Löw 2001: 27), die, genauso wie das Raumkonzept Löws dem Lager der relativistischen Raumtheorien zuzuordnen ist. Das brachte es natürlich unweigerlich mit sich, dass die philosophisch aufgeladene Raumkonzeption des relativen Raums, die sich stark verkürzt als „Lagerungsqualitäten der Körperwelt“ (Einstein 1960: XIII) beschreiben lässt –, auch auf meine eigene Untersuchung abfärbte.

Zu tun hat jenes „Scheitern“ meinerseits zum einen sicher damit, auch im Rahmen der Wissenschaft bestimmten Moden und Diskursen zu unterliegen, die als plausibel anzusehen sind. Zum anderen aber insbesondere damit, und das führt mich am Ende meiner Arbeit wieder zu ihrem Anfang, dass die moderne Gesellschaft sich aus heterogenen Teilsystemen zusammensetzt, deren polykontexturalen Beobachtungsweisen kein Zentrum und keine Spitze mehr integrieren kann. Und so verhält es sich auch mit der funktional geordneten gesellschaftlichen Beobachtungsweise des Raums: Alle Funktionssysteme sprechen vom Raum – und sie tun es auf jeweils eigene Weise.¹⁹³ Warum das so ist, darüber versuchte meine Magisterarbeit wissenssoziologisch Auskunft zu geben.

¹⁹³ Siehe zu dem Punkt erneut das Zitat Espositos (2002: 34), in dem sie festhält, dass „[...] alle sozialen Systeme vom Raum sprechen und ihn benutzen – und sie tun es auf je eigene Weise“.

Literatur

- ANZULEWICZ, Henryk (1998): Perspektive und Raumvorstellung in den Frühwerken des Albertus Magnus. in: Aertsen, Jan A. (Hg.): Raum und Raumvorstellung im Mittelalter. Berlin/New York: Walter de Gruyter, S. 249-286;
- AERTSEN, Jan A. (1998): Zur Einleitung. in: ders. (Hg.): Raum und Raumvorstellung im Mittelalter. Berlin/New York: Walter de Gruyter, S. XI-XVI;
- ALTVATER, Elmar (1987): Sachzwang Weltmarkt. Verschuldungskrise, blockierte Industrialisierung und ökologische Gefährdung. Der Fall Brasilien. Hamburg: VSA-Verlag.
- BAECKER, Dirk (1990): Die Dekonstruktion der Schachtel: Innen und Außen in der Architektur. in: Luhmann, Niklas/ Bunsen, Frederick D./ ders.: Unbeobachtbare Welt. Über Kunst und Architektur. Bielefeld: Haux, S. 67-104;
- BAECKER, Dirk (2004a): Fraktaler Raum. in: ders.: Wozu Soziologie? Berlin: Kulturverlag Kadmos, S. 215-235;
- BAECKER, Dirk (2004b): Miteinander leben ohne sich zu kennen: Die Ökologie der Stadt. in: Soziale Systeme, Jg. 10, S. 257-272;
- BAECKER, Dirk (2007a): Studien zur nächsten Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- BAECKER, Dirk (2007b): Am Anfang war das Dach in: ders.: Studien zur nächsten Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 73-80;
- BOCK, Nicolas/ JUNG, Wolfgang (1998): Der Stadtraum als Bühne. Formen architektonischer Inszenierung zwischen Mittelalter und Neuzeit. in: Aertsen, Jan A. (Hg.): Raum und Raumvorstellung im Mittelalter. Berlin/New York: Walter de Gruyter, S. 763-792;
- BOURDIEU, Pierre (1985): Sozialer Raum und "Klassen". Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- BOURDIEU, Pierre (1991): Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. in: Wentz, Martin (Hg.): Stadt-Räume. Die Zukunft des Städtischen. Frankfurter Beiträge; Bd. 2. Frankfurt a. M./ New York: Campus Verlag, S. 25-34;
- BOURDIEU, Pierre (2001): Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- DANGSCHAT, Jens (1998): Warum ziehen sich Gegensätze nicht an? Zu einer Mehrebenentheorie ethnischer und rassistischer Konflikte um den städtischen Raum. in: Heitmeyer, Wilhelm/ Dollhase, Rainer/ Backes, Otto (Hg.): Die Krise der Städte. Analysen zu den Folgen desintegrativer Stadtentwicklung für das ethnisch-kulturelle Zusammenleben. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 21-96;
- DREPPER, Thomas (2003): Der Raum der Organisation – Annäherung an ein Thema. in: Krämer-Badoni, Thomas/ Kuhm, Klaus (Hg.): Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie. Opladen: Leske u. Budrich, S. 131-154;

- DURKHEIM, Emile (1992): Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- ELIAS, Norbert (1976): Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Bd. I. Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- ELIAS, Norbert (1997a): Die höfische Gesellschaft. Untersuchung zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie. (8. Aufl.), Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- ELIAS, Norbert (1997b): Über die Zeit. Arbeiten zur Wissenssoziologie II. Herausgegeben von Michael Schröter. (6. Aufl.), Frankfurt a. Main: Suhrkamp.
- ESPOSITO, Elena (1996): Geheimnis im Raum, Geheimnis in der Zeit. in: Reichert, Dagmar (Hg.): Räumliches Denken. Zürich: Hochschulverlag AG an der ETH Zürich, S. 303-330;
- ESPOSITO, Elena (2002): Virtualisierung und Divinität. Formen der Räumlichkeit der Kommunikation. in: Maresch, Rudolf/ Werber, Niels (Hg.): Raum – Wissen – Macht. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 33-48;
- FILIPPOV, Alexander (2000): Wo befinden sich Systeme? Ein blinder Fleck in der Systemtheorie. in: Merz-Benz, Peter-U./ Wagner, Gerhard (Hg.): Die Logik der Systeme. Zur Kritik der systemtheoretischen Soziologie Niklas Luhmanns. Konstanz: UVK, S. 381-410;
- FOUCAULT, Michel (1977): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- FOUCAULT, Michel (1991): Andere Räume. in: Wentz, Martin (Hg.): Stadt-Räume. Die Zukunft des Städtischen. Frankfurter Beiträge; Bd. 2. Frankfurt a. M./ New York: Campus Verlag, S. 65-72;
- FUCHS, Peter (2001): Die Metapher des Systems. Studien zu der allgemein leitenden Frage, wie sich der Tänzer vom Tanz unterscheiden lasse. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- GIDDENS, Anthony (1996): Konsequenzen der Moderne. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- GOSZTONYI, Alexander (1976): Der Raum. Geschichte seiner Probleme in Philosophie und Wissenschaft. Freiburg/München: Verlag Karl Alber.
- GÜNZEL, Stephan (2006): Einleitung zu Teil I.: „Physik und Metaphysik des Raums“. in: Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Herausgegeben von Jörg Dünne und Stephan Günzel in Zusammenarbeit mit Herman Doetsch und Roger Lüdeke. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 19-43;
- HAHN, Alois (1981): Funktionale und stratifikatorische Differenzierung und ihre Rolle für die gepflegte Semantik. Zu Niklas Luhmanns „Gesellschaftsstruktur und Semantik“. in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 33, S. 345-360;
- HARD, Gerhard (1986): Der Raum – einmal systemtheoretisch gesehen. in: Geographica Helvetica, Jg. 41, S. 77-83;

- HARD, Gerhard (1999): Raumfragen. in: Meuseburger, Peter (Hg.): Handlungszentrierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion. Stuttgart: Steiner, S. 133-162;
- HARD, Gerhard (2008): Der Spatial Turn, von der Geographie her beobachtet. in: Döring, Jörg/ Thielmann Tristan: (Hg.): Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Bielefeld: transcript, S. 263-316;
- KIESERLING, André (1999): Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- KIESERLING, André (2004a) Selbstbeschreibung von Organisationen. Zur Transformation ihrer Semantik. in: ders.: Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung. Beiträge zur Soziologie soziologischen Wissens. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 212 – 244;
- KIESERLING, André (2008): Felder und Klassen. Pierre Bourdieus Theorie der modernen Gesellschaft. in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 37, S. 3-24;
- HELBLING, Jürg (1997): Die Organisation des sozialen und natürlichen Raumes bei den australischen Aborigines. in: Michel, Paul (Hg.): Symbolik von Ort und Raum. Bern u.a.: Lang, S. 228-303;
- KANT, Immanuel (2006): Von dem Raume. in: Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Herausgegeben von Jörg Dünne und Stephan Günzel in Zusammenarbeit mit Herman Doetsch und Roger Lüdeke. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 76-79;
- KAUFMANN, Stefan (2005): Soziologie der Landschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- KNEER, Georg/ NASSEHI, Armin (2000): Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme. Eine Einführung. (4. Aufl.). München.
- KLÜTER, Helmut (1986): Raum als ein Element sozialer Kommunikation. Giessener Geographische Schriften. Heft 60. Giessen: Selbstverlag des Geographischen Instituts der Justus Liebig-Universität Giessen.
- KLÜTER, Helmut (1994): Raum als Objekt menschlicher Wahrnehmung und Raum als Element sozialer Kommunikation. in: Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft. Bd. 136, S. 143-178;
- KOGGE, Werner (1999): Semantik und Struktur. Eine ‚alteuropäische‘ Unterscheidung in der Systemtheorie. in: Reckwitz, Andreas/ Sievert, Holger (Hg.): Interpretation, Konstruktion, Kultur. Ein Paradigmenwechsel in den Sozialwissenschaften. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 67-99;
- KOLLER, Markus (2007): Die Grenzen der Kunst. Luhmanns gelehrte Poesie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- KUHM, Klaus (2000a): Raum als Medium gesellschaftlicher Kommunikation. in: Soziale Systeme, Jg. 6, S. 321-348;

- KUHM, Klaus (2000b): Exklusion und räumliche Differenzierung. in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 29, S. 60-77;
- KUHM, Klaus (2003a): Was die Gesellschaft aus dem macht, was das Gehirn dem Bewusstsein und das Bewusstsein der Gesellschaft zum Raum ,sagt‘. in: Krämer-Badoni, Thomas/ ders. (Hg.): Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie. Opladen: Leske u. Budrich, S. 13-34;
- KUHM, Klaus (2003b): Die Region – parasitäre Struktur der Weltgesellschaft. in: Krämer-Badoni, Thomas/ ders. (Hg.): Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie. Opladen: Leske u. Budrich, S. 175-196;
- LÄPPLE, Dieter (1991a): Essay über den Raum. Für ein gesellschaftswissenschaftliches Raumkonzept. in: Häußermann, Hartmut/ et. al. (Hg.): Stadt und Raum. Soziologische Analysen. Opladen: Centaurus-Verl.-Ges., S.157-207;
- LÄPPLE, Dieter (1991b): Gesellschaftszentriertes Raumkonzept. in: Wentz, Martin (Hg.): Stadt-Räume. Die Zukunft des Städtischen. Frankfurter Beiträge; Bd. 2. Frankfurt a. M./ New York: Campus Verlag, S. 35-46;
- LIPPUNER, Roland/ LOSSAU, Julia (2004): In der Raumfalle. Eine Kritik des spatial Turn in den Sozialwissenschaften. in: Mein, Georg/ Rieger-Ladich, Markus (Hg.): Soziale Räume und kulturelle Praktiken. Über den strategischen Gebrauch von Medien. Bielefeld: transcript, S. 47-63;
- LIPPUNER, Roland (2007): Kopplung, Steuerung, Differenzierung. Zur Geographie sozialer Systeme. in: Erdkunde. Archiv für wissenschaftliche Geographie. Bd. 61/2, S. 174-185;
- LÖW, Martina (2001): Raumsoziologie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- LÖW, Martina/ STEETS, Silke/ STOETZER, Sergej (2007): Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie. Opladen/ Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- LUCKMANN, Thomas/ GIESEN, Bernd (1982): Symposium über Niklas Luhmann: Gesellschaftsstruktur und Semantik [Bd. 1]. in: Soziologische Revue, Jg. 5, S. 1-10;
- LUHMANN, Niklas (1964): Funktionen und Folgen formaler Organisation. Berlin: Duncker und Humblot.
- LUHMANN, Niklas (1969): Moderne Systemtheorie als Form gesamtgesellschaftlicher Analyse. in: Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft. Verhandlungen des 16. deutschen Soziologentages. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag, S. 253-266;
- LUHMANN, Niklas (1971): Sinn als Grundbegriff der Soziologie. in: Habermas, Jürgen/ ders.: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie - Was leistet die Systemforschung? Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 25-100;
- LUHMANN, Niklas (1980a): Gesellschaftliche Struktur und semantische Tradition. in: ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Bd. 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 9-71;

- LUHMANN, Niklas (1980b): Gesellschaftsstruktur und Semantik: Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Bd. 1. Frankfurt a. M.
- LUHMANN, Niklas (1980c): Temporalisierung von Komplexität: Zur Semantik neuzeitlicher Begriffe. in: ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik: Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Bd. 1. (2. Aufl.). Frankfurt a. M., S. 235-300;
- LUHMANN, Luhmann (1980d): Interaktion in Oberschichten: Zur Transformation ihrer Semantik im 17. und 18. Jahrhundert. in: ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Bd. 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 72-161;
- LUHMANN, Niklas (1982): Funktion der Religion. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- LUHMANN, Niklas (1984): Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- LUHMANN, Niklas (1985): Zum Begriff der sozialen Klasse. in: Luhmann, Niklas (Hg.): Soziale Differenzierung: Zur Geschichte einer Idee. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 119-162;
- LUHMANN, Niklas (1987) Rechtssoziologie. (3. Aufl.). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- LUHMANN, Niklas (1990a): Gleichzeitigkeit und Synchronisation. in: Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 95-130;
- LUHMANN, Niklas (1990b): Weltkunst. in: ders./ Bunsen, Frederick D/ Baecker, Dirk: Unbeobachtbare Welt. Über Kunst und Architektur. Bielefeld: Haux, S. 7-45;
- LUHMANN, Niklas (1993): Gesellschaftsstruktur und Semantik: Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Bd. 2. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- LUHMANN, Niklas (1994): Die Gesellschaft und ihre Organisationen. in: Derlien, Hans-Ulrich/ Gerhardt, Uta/ Scharpf, Fritz W. (Hg.): Systemrationalität und Partialinteresse. Festschrift für Renate Mayntz. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft, S. 189-201;
- LUHMANN, Niklas (1993): Das Recht der Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- LUHMANN, Niklas (1995): Die Kunst der Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- LUHMANN, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- LUHMANN, Niklas (1998): Die Wissenschaft der Gesellschaft (3. Aufl.). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- LUHMANN, Niklas (1999a): Kultur als historischer Begriff. in: Gesellschaftsstruktur und Semantik: Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Bd. 4. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 31-54;
- LUHMANN, Niklas (1999b): Die Soziologie des Wissens: Probleme ihrer theoretischen Konstruktion. in: Gesellschaftsstruktur und Semantik: Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Bd. 4. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 151-180;

- LUHMANN, Niklas (1999c): Die Wirtschaft der Gesellschaft (3. Aufl.). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- LUHMANN, Niklas (2002): Die Politik der Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- LUHMANN, Niklas (2004a): Einführung in die Systemtheorie. Herausgegeben von Dirk Baecker. (2. Aufl.). Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- LUHMANN, Niklas (2004b): Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen? (4. Aufl.). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- LUHMANN, Niklas (2004c): Die Realität der Massenmedien. (3. Aufl.). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- LUHMANN, Niklas (2005a): Funktionale Methode und Systemtheorie. in: ders.: Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme. (5. Auflage). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 39-67;
- LUHMANN, Niklas (2005b): Soziologie als Theorie sozialer Systeme; in: ders.: Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme. (5. Auflage). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 143-172;
- LUHMANN, Niklas (2005c): Die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation. in: ders.: Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation. (4. Aufl.). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 29-40;
- LUHMANN (2005d): Funktion und Kausalität. in: ders.: Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme. (5. Auflage). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 11-38;
- LUHMANN, Luhmann (2005e): Die Praxis der Theorie. in: ders.: Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme. (5. Auflage). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 317-335;
- LUHMANN, Niklas (2005f): Die operative Geschlossenheit psychischer und sozialer Systeme. in: ders.: Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch. (2. Auflage). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 26-37;
- LUHMANN, Niklas (2005g): Die Autopoiesis des Bewusstseins. in: ders.: Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch. (2. Auflage). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 55-108;
- LUHMANN, Niklas (2005h): Interaktion, Organisation, Gesellschaft. in: ders.: Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft. (5. Auflage). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 9-24;
- LUHMANN, Niklas (2005i): Einführung in die Theorie der Gesellschaft. Herausgegeben von Dirk Baecker. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- LUHMANN, Niklas (2005j): Einfache Sozialsysteme. in: ders.: Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft. (5. Auflage). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 25-48;

- LUHMANN, Niklas (2005k): Identität – was oder wie? in: ders.: Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven. (3. Auflage). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 15-30;
- LUHMANN (2005l): Reflexive Mechanismen. in: ders.: Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme. (5. Auflage). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 116-142;
- LUHMANN, Niklas (2005m): Sozialsystem Familie. ders.: Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven. (3. Auflage). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 189-209;
- LUHMANN, Niklas (2006): Organisation und Entscheidung. (2. Aufl.). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- LUHMANN, Niklas (2008): Liebe. Eine Übung. Herausgegeben von André Kieserling. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- LÜDEMANN, Susanne (1999): Beobachtungsverhältnisse. Zur (Kunst)Geschichte der Beobachtung zweiter Ordnung. in: Koschorke, Albrecht/ Vismann, Cornelia (Hg.): Widerstände der Systemtheorie. Kulturtheoretische Analysen zum Werk von Niklas Luhmann. Berlin: Akademie Verlag, S. 63-76;
- MARESCH, Rudolf/ WERBER, Niels: Permanenzen des Raums. in: dies. (Hg.): Raum – Wissen – Macht. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 7-30;
- MERLEAU-PONTY, Maurice (2006): Das Auge und der Geist. in: Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Herausgegeben von Jörg Dünne und Stephan Günzel in Zusammenarbeit mit Herman Doetsch und Roger Lüdeke. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 180-194;
- NASSEHI, Armin (2002): Dichte Räume. Städte als Synchronisations- und Inklusionsmaschinen. in: Löw, Martina (Hg.): Differenzierung des Städtischen. Opladen: Leske u. Budrich, S. 211-232;
- NASSEHI, Armin (2003): Geschlossenheit und Offenheit. Studien zur Theorie der modernen Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- NASSEHI, Armin/ NOLLMANN, Gerd (Hg.) (2004): Bourdieu und Luhmann. Ein Theorievergleich. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- NOLLER, Peter (2000): Globalisierung, Raum und Gesellschaft: Elemente einer modernen Soziologie des Raumes. in: Berliner Journal für Soziologie, 1/2000, S. 21-48;
- ORT, Nina (1998): Sinn als Medium und Form. Ein Beitrag zur Begriffsklärung in Luhmanns Theoriedesign. in: Soziale Systeme, Jg. 4, H. 1, S. 207-218;
- REDEPENNING, Marc (2008): Eine selbst erzeugte Überraschung: Zur Renaissance von Raum als Selbstbeschreibungsformel der Gesellschaft. in: Döring, Jörg/ Thielmann Tristan: (Hg.): Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Bielefeld: transcript, S. 317-340;

- REDEPENNING, Marc (2006): Wozu Raum? Systemtheorie, critical geopolitics und raumbezogene Semantiken. Beiträge zur regionalen Geographie 62. Leipzig: Selbstverlag Leibniz-Institut für Länderkunde.
- REICHERT, Dagmar (1996): Räumliches Denken – eine Einleitung. in: dies. (Hg.): Räumliches Denken. Zürich: Hochschulverlag AG an der ETH Zürich, S. 1-11;
- REICHERT, Dagmar (1997): Zur Vorgeschichte einer Geographie von Menschen. Zur Selbstreferenz ohne Zirkularität und in sich geschlossene Einheit. Dissertation. Wien.
- ROTH, Gerhard (2003): Ich – Körper – Raum. Die Konstruktion der Erlebniswelt durch das Gehirn. in: Krämer-Badoni, Thomas/ Kuhm, Klaus (Hg.): Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie. Opladen: Leske u. Budrich, S. 35-52;
- SCHNEIDER, Wolfgang Ludwig (2005): Kommunikation als Operation sozialer Systeme: Die Systemtheorie Luhmanns. in: ders.: Grundlagen der soziologischen Theorie. Bd. 2: Garfinkel – RC – Habermas – Luhmann. (2. Aufl.). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 250 – 391;
- SCHROER, Markus (2006): Orte, Räume, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- SCHROER, Markus (2007): Grenzverschiebungen. Zur Neukonfiguration sozialer Räume im Globalisierungsprozess. in: Würmann, Carsten/ et al. (Hg.): Welt. Raum. Körper. Transformationen und Entgrenzungen von Körper und Raum. Bielefeld: transcript Verlag, S. 15-36;
- SCHROER, Markus: (2008): „Bringing Space back in“ – Zur Relevanz des Raums als soziologischer Kategorie. in: Döring, Jörg/ Thielmann Tristan: (Hg.): Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Bielefeld: transcript, S. 125-148;
- SENNETT, Richard (1997): Fleisch und Stein. Der Körper und die Stadt in der westlichen Zivilisation. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- SIMMEL, Georg (1992): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe Band 11. Herausgegeben von Otthein Rammstedt. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- SIEPMANN, Eckhard (1991): Raum, Zeit und Knöllchen. in: Wentz, Martin (Hg.): Stadt-Räume. Die Zukunft des Städtischen. Frankfurter Beiträge; Bd. 2. Frankfurt a. M./ New York: Campus Verlag, S. 47-64;
- STAEHELI, Urs (1998): Die Nachträglichkeit der Semantik. Zum Verhältnis von Sozialstruktur und Semantik. in: Soziale Systeme. Jg. 4, S. 315-339;
- STAEHELI, Urs (2000): Sinnzusammenbrüche. Eine dekonstruktive Lektüre von Niklas Luhmanns Systemtheorie. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- STICHWEH, Rudolph (1988): Inklusion in die Funktionssysteme der modernen Gesellschaft. in: Mayntz, Renate (Hg.)/ et al.: Differenzierung und Verselbständigung. Zur Entwicklung gesellschaftlicher Teilsysteme. Frankfurt a.M./ New York: Campus Verlag, S. 261-293;

- STICHWEH, Rudolph (2000a): Semantik und Sozialstruktur: Zur Logik einer systemtheoretischen Unterscheidung. in: Soziale Systeme. Jg. 6, S. 237-250;
- STICHWEH, Rudolph (2000b): Raum, Region und Stadt in der Systemtheorie. in: ders.: Die Weltgesellschaft. Soziologische Analysen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 184-206;
- STICHWEH, Rudolph (2000c): Adresse und Lokalisierung in einem globalen Kommunikationssystem. in: ders.: Die Weltgesellschaft. Soziologische Analysen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 220-231;
- STICHWEH, Rudolph (2000d): Nation und Weltgesellschaft. in: ders.: Die Weltgesellschaft. Soziologische Analysen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 48-65;
- STICHWEH, Rudolph (2000e): Globalisierung der Wissenschaft und die Region Europa. in: ders.: Die Weltgesellschaft. Soziologische Analysen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 103-129;
- STICHWEH, Rudolph (2003): Raum und modern Gesellschaft. Aspekte der sozialen Kontrolle des Raumes. in: Krämer-Badoni, Thomas/ Kuhm, Klaus (Hg.): Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie. Opladen: Leske u. Budrich, S. 93-102;
- STICHWEH, Rudolph (2008): Kontrolle und Organisation des Raums durch Funktionssysteme der Weltgesellschaft. in: Döring, Jörg/ Thielmann, Tristan (Hg.): Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Bielefeld: transcript, S. 149-164;
- WERLEN, Benno (1995): Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. Bd.1. Zur Ontologie von Gesellschaft und Raum. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- WERTHEIM, Margaret (2002): Die Himmelstür zum Cyberspace. Eine Geschichte des Raumes von Dante zum Internet. München/ u. a.: Piper.
- WERBER, Niels (1998): Raum und Technik. Zur medientheoretischen Problematik in Luhmanns Theorie der Gesellschaft. in: Soziale Systeme. Jg. 4, S. 219-232;
- WERBER, Niels (2008): Die Geo-Semantik der Netzwerkgesellschaft. in: Döring, Jörg/ Thielmann, Tristan (Hg.): Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Bielefeld: transcript, S.165-184;
- WOBBE, Theresa (2000): Weltgesellschaft. Bielefeld: transcript.

Anhang

A. Abstract

Die theoretische Arbeit behandelt die gesellschaftliche Beobachtungsweise des Raums und fragt nach dessen Funktion für die Gesellschaft. Im Anschluss an systemtheoretisch-konstruktivistische Überlegungen wird dabei die grundlegende Annahme vertreten, dass der Raum der Gesellschaft nichts Äußerliches ist, sondern dieser ausschließlich von und mit den Beobachtungen der Gesellschaft erzeugt wird. Wie die Gesellschaft den Raum beobachtet und welche konkreten Räume dabei hervorgebracht werden, das kann soziologisch an den aktuellen bzw. historischen Raumsemantiken abgelesen werden. In diesem Sinne untersucht die Arbeit im Zuge einer Beobachtung zweiter Ordnung an den Raumsemantiken, wie in den gesellschaftlichen Selbstbeschreibungen der Raum beobachtet wird und welche konkreten Räume dabei konstruiert werden.

Die derart identifizierten Räume der Gesellschaft werden in einem nächsten Schritt der Untersuchung mit der Struktur der Gesellschaft in Beziehung gesetzt, um im Rahmen einer funktionalen Analyse zu fragen, welches Problem die Gesellschaft mit Hilfe ihrer Räume löst. Als systemtheoretisch vorab definiertes Bezugsproblem wird dabei das Problem der Abgrenzung festgemacht und untersucht, wie sich die Subsysteme der Gesellschaft auch im Rekurs auf ihre Räume voneinander abgrenzen können. In Anlehnung an systemtheoretische Überlegungen zur sozialen Funktion des Raums wird diesbezüglich die These vertreten, die gesellschaftlichen Subsysteme können sich auch über eine Verräumlichung von Komplexität voneinander abgrenzen. Begrifflich ist unter einer Verräumlichung von Komplexität die selektive Relationierung der Elemente nach räumlichen Gesichtspunkten zu verstehen. Auf welche Art und Weise sich jedoch eine Verräumlichung von Komplexität vollzieht, das ist auf die Strukturen des Systems zurückzuführen, da es sich bei einer räumlich selektiven Relationierung der Elemente um eine organisierte Komplexität handelt. Entlang jener strukturell vorgegebene Art der Verräumlichung von Komplexität wird in der Arbeit nachgezeichnet, wie Interaktionen, Organisationen und Gesellschaften den Raum beobachten. Hierfür wird die These entwickelt, dass eine räumlich selektive Relationierungen der Elemente nach damit kompatiblen Raumformen verlangt, um die Elemente überhaupt *räumlich* selektiv relationieren zu können. Von daher wird in der Arbeit argumentiert, die gesellschaftliche Beobachtungsweise des Raums hat mit der Art der Verräumlichung von Komplexität zu

tun. Aber auch an den Systembildungsebenen Interaktion und Organisation wird veranschaulicht, wie jene Sozialsysteme ihre Komplexität verräumlichen und welche damit kompatiblen Raumformen sie für diesen Zweck konstruieren.

Da nun aber die Art der Verräumlichung von Komplexität strukturell vorgegeben ist und sich die beobachteten Formen des Raums bei wiederholtem Gebrauch als Raumsemantiken ins Formengedächtnis der Gesellschaft einschreiben, ist es wissenssoziologisch möglich, den zu beobachtenden Wandel der Raumsemantiken mit dem Wandel der Gesellschaftsstruktur in Beziehung zu setzen. Als hierfür beobachtungsanleitend ist die intervenierende Variable „Verräumlichung von Komplexität“ anzusehen, als sie zwischen den Raumsemantiken und der Gesellschaftsstruktur vermittelt.

Diesbezüglich lässt sich feststellen, dass es in der modernen, primär funktional differenzierten Gesellschaft zu einer Ausbildung von Sondersemantiken des Raums kommt, derer sich die Funktionssysteme bedienen können, um sich in der Kommunikation *über* den Raum voneinander abzugrenzen. Da die moderne, funktional differenzierte Gesellschaft aber auch segmentäre und stratifikatorische Subdifferenzierungen aufweist, wird in der Arbeit ebenso gesellschaftstheoretisch erläutert, wieso in der modernen Gesellschaft Formen der Verräumlichung von Komplexität und damit einhergehende Beobachtungsweisen des Raums anzutreffen sind, die primär segmentär bzw. primär stratifikatorisch differenzierten Gesellschaften zu eigen sind und ihrer Funktion gemäß einen Unterschied dadurch erzeugen, *wo* jeweils im Raum kommuniziert wird. Ferner machen die getätigten Analysen raumsoziologisch darauf aufmerksam, dass die gesellschaftlich in Gebrauch stehenden Formen des Raums nicht losgelöst von den jeweiligen gesellschaftlichen Funktionen des Raums zu untersuchen sind. Vielmehr stehen die beiden Variablen in einem konstitutivem Wechselverhältnis und sollten als solches auch stets gemeinsam analysiert werden.

B. Lebenslauf

Name: Krutter Simon
Email: simon.krutter@gmx.net
Geburtsdatum: 23. Januar 1978
Familienstand: ledig
Staatsangehörigkeit: Österreich

Studium: „Magisterstudium Soziologie“ (seit Oktober 2006)
an der Universität Wien;

„Bakkalaureatsstudium Soziologie“ (Oktober 2003 bis November 2006)
an der Universität Wien;

„IDS-Pflegewissenschaft“ (seit März 2002)
an der Universität Wien;

Berufsausbildung: 3 Jahrgänge Schule für Allgemeine Gesundheits- und Krankenpflege (1998-2001)
5020 Salzburg; mit Diplomierung abgeschlossen

Schulsausbildung: 8 Klassen Bundesrealgymnasium (1988-1996)
5400 Hallein; mit Matura abgeschlossen

4 Klassen Volksschule (1984-1988)
5082 Grödig u. 5424 Bad Vigaun

Schwerpunkte im Studium: - Soziologische Theorie
 - Qualitative Methoden

Wien, am 1. April 2009